This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

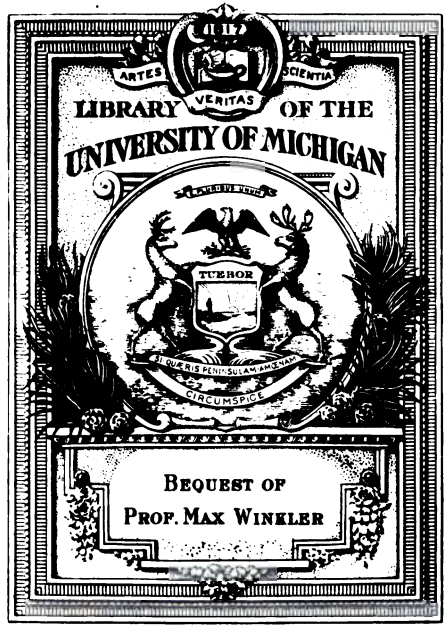
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

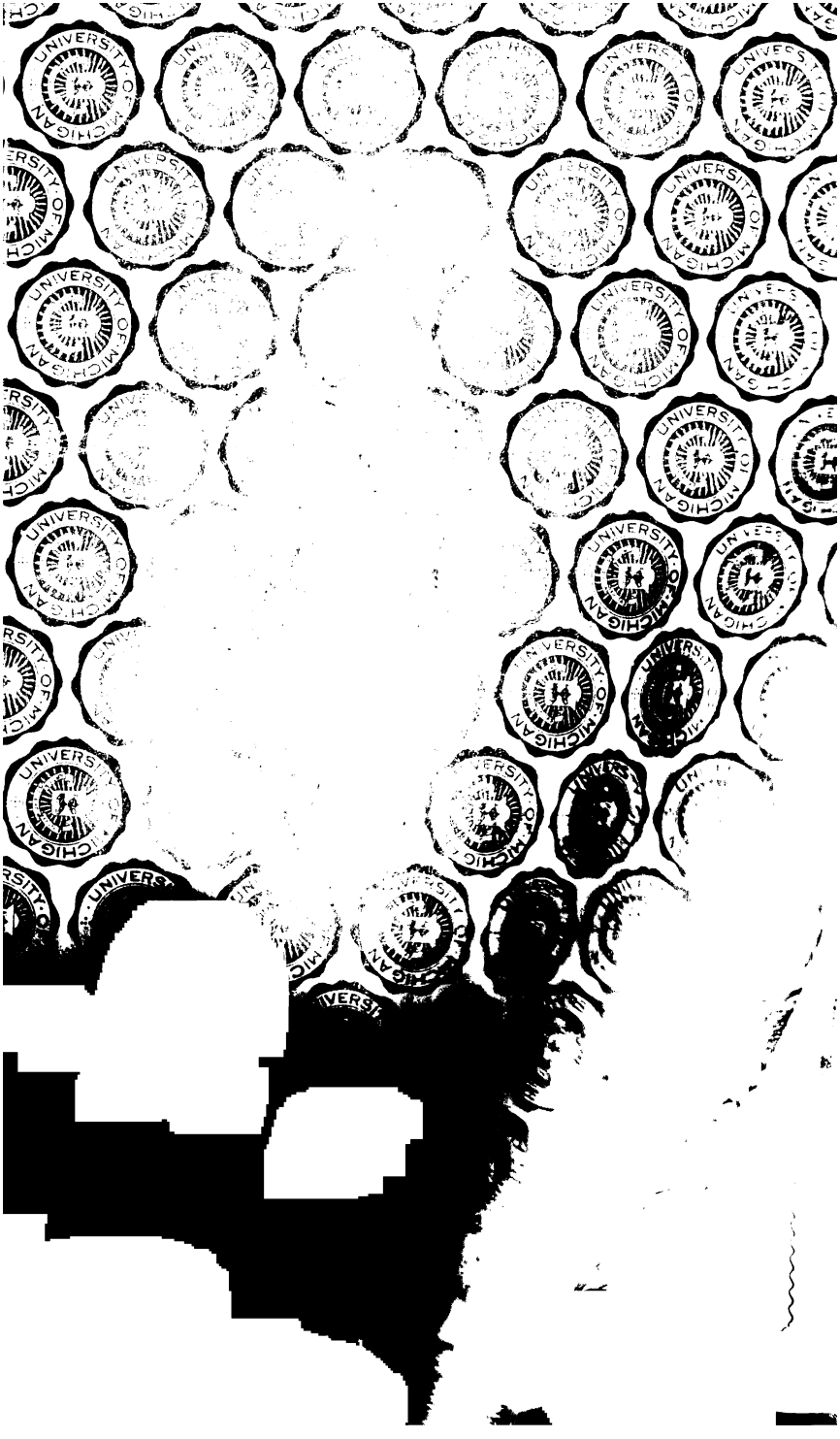
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,381,462


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER


UNIVERSITY OF MICHIGAN

838
L570
G89
1861

Reinhold Lenz,

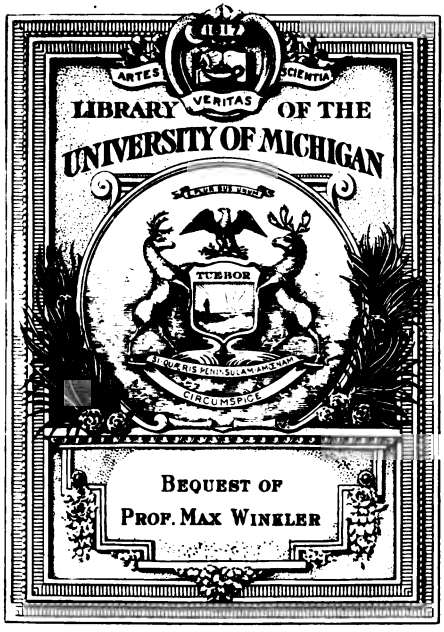
eben und Werke.

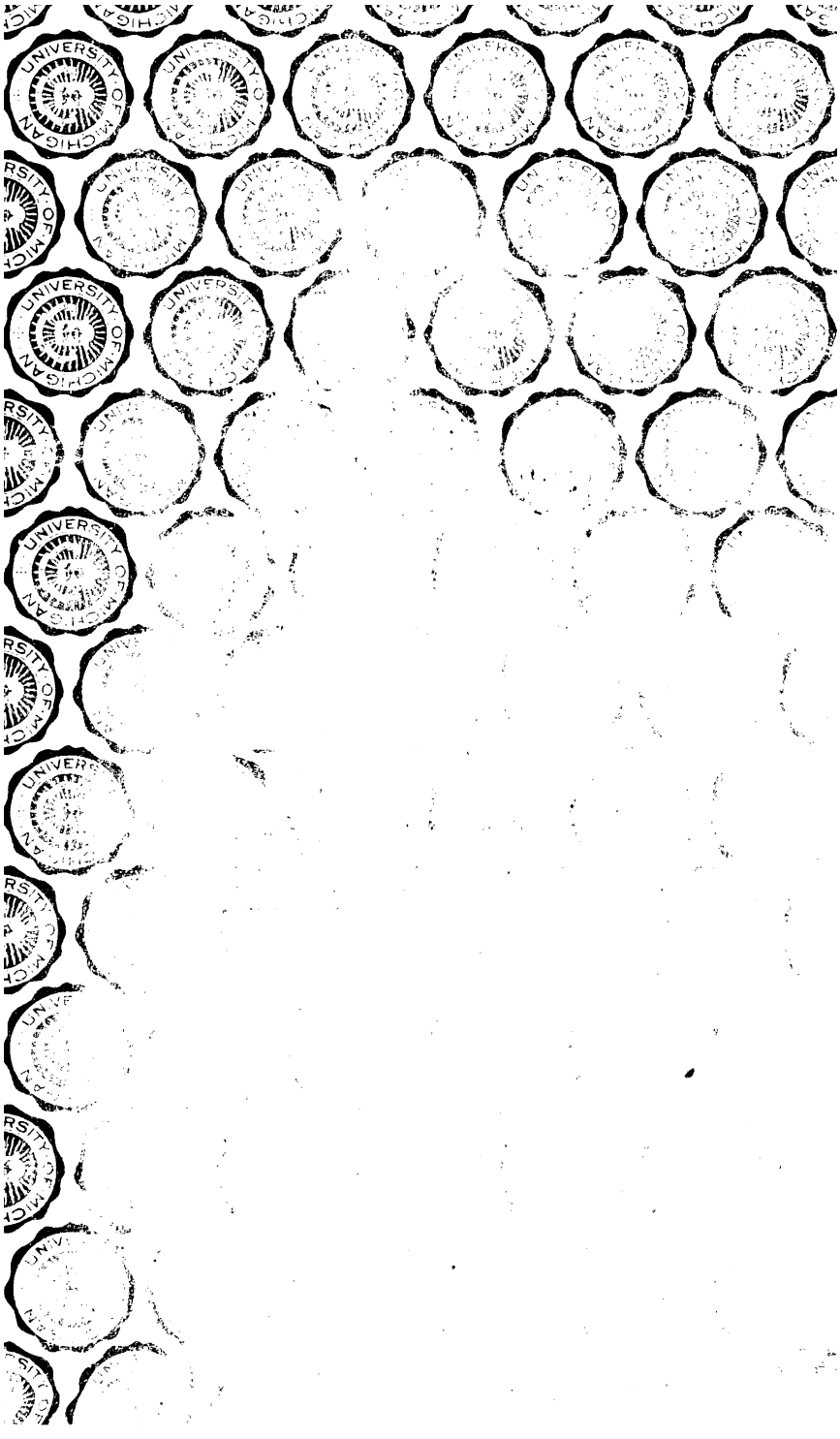
Mit Ergänzungen der Tieckſchen Ausgabe.

Von

O. F. Gruppe.

Berlin, 1861.
Verlag von A. Charisius.
Lüderitz'ſche Buchhandlung.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER



838
L570
G89
1861

Reinhold Lenz,

eben und Werke.

Mit Ergänzungen der Tieckschen Ausgabe.

Von

O. F. Gruppe.

Berlin, 1861.
Verlag von A. Charisius.
Lüderitz'sche Buchhandlung.

L5
G89
186

Reinhold Lenz,

Leben und Werke.

Mit Ergänzungen der Tieckſchen Ausgabe.

Von

Otto Friedrich Gruppe.

Berlin, 1861.
Verlag von A. Chariſius.
Lüderitz'ſche Buchhandlung.

838
L570
G89
1861

Trenkler Request
2-18-91

Vorrede.

Unter dem vielen Unrecht, dessen Schauplatz die Welt, ist auch viel litterarisches. Lessing schrieb seinem Bruder, er werde wissen, daß „Einige berühmt sind, Andere verdienten es zu sein". Umstände und Zufall entscheiden hier leider gar sehr, was mit der Strömung geht, wird zu seiner Zeit getragen, verschwindet es später, so tritt darum noch nicht in sein Recht, was sogleich nach seinem Werth hätte erkannt werden sollen. Die Geschichtschreiber der Litteratur thun auch nicht immer das Ihrige; zu einem solchen gehört nämlich zweierlei, ein Litterator und ein Mann von Urtheil, ein Kunstverständiger, beides aber trifft nicht immer, ja nur selten zusammen, oft ist dagegen Mangel auf beiden Seiten, politische und moralische Maaßstäbe sollen dann meistens die ästhetischen durchaus ersetzen und eine gewisse selbstbewußte Gesinnungstüchtigkeit tritt mit besonderer Sicherheit auf, dem größeren Leserkreis nur allzu sehr imponirend. Kommen noch Verhältnisse besonderer Ungunst hinzu, so kann gar leicht geschehen, daß der schöne trost-

reiche Spruch eines alten Dichters, des Ovid, bedeutenden Aufschub leidet; ich meine die Verse:

Pascitur in vivis livor, post fata quiescit,
Quum suus ex merito quemque tuetur honos.

Wenn nun auf litterarischem Felde leichter als anderswo Abhülfe möglich ist, so finden Schriftsteller von Auszeichnung hier eine vorzügliche Aufgabe, zugleich mit dem Hinblick, daß vielleicht auch ihnen einmal Aehnliches zu Theil werde. Die deutsche Litteratur ist nun mehr als irgend eine andere reich an Verkennungen; Lessing und Herder haben hier schon manches gethan, aber viel ist noch übrig und man glaube nicht, daß die Erscheinung in unseren aufgeklärten schreibseligen Zeiten sich nicht noch täglich erneuern könne. Ein Beispiel liegt hier vor.

Noch dringender wird die Pflicht der Herstellung, wenn durch falsche Schätzung sogar der Litteratur ein Theil ihres besten Besitzes in Schatten gerückt und geradezu entzogen ist, wenn mit einem mitleidigen Achselzucken behandelt wird, worauf wir Ursache hätten stolz zu sein — ein Fall, in dem wir uns vielleicht auch befinden.

Der deutsche Dichter Lenz war um den Anfang des Jahrhunderts vergessen, man wußte nichts von ihm, in den Geschichten der deutschen Litteratur, welche den Zeitraum seines Schaffens behandeln, fehlt sein Name. In den beiden Bänden von Kochs Grundriß einer Geschichte der Sprache und Litteratur der Deutschen (Berlin 1798), das nach Gattungen verfaßt ist, kommt Lenz in keiner derselben vor, obwohl er mit

zahlreichen gedruckten Werken unter der Rubrik der Tragödie, Komödie, des Lehrgedichts, des Romans u. ſ. w. jedenfalls eine Stelle verdient hätte; ja noch mehr, ſein Name fehlt in dem höchſt fleißigen fünfbändigen Buch von Jördens: Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten, Leipzig 1806—10; und erſt in dem 1811 gegebenen Supplementbande finden wir eine ziemlich unvollſtändige Notiz über ſeine Schriften und noch mangelhaftere Nachricht von ſeinem Leben. Auch der Teut von Theodor Heinſius kennt den Namen Lenz durchaus nicht, nicht minder ſucht man ſeinen Namen in den größeren und kleineren Anthologien der nächſtfolgenden Zeit umſonſt.

Goethe, in mehr als Einer Beziehung Lenzens Rival, machte erſt in Wahrheit und Dichtung wieder auf den verſchollenen Dichter aufmerkſam, allein nicht eben in einer Weiſe, welche ſehr beſtimmen konnte den unzugänglich gewordenen Werken nachzuſpüren. So gebührt denn Franz Horn wohl das Verdienſt, die Deutſchen an einen Dichter Lenz erinnert zu haben. Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich dieſen Litterarhiſtoriker, deſſen weichliche Auffaſſung und gezierte Darſtellung auch mir nicht zuſagt, doch viel eingehender und unbefangener finde, als manche, die ſich über ihm erhaben dünken. In der Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen (III, § 71) wird Lenz unter denen genannt, welche durch die glänzende Erſcheinung Goethe's zur Nachfolge beſtimmt worden. Dann heißt es: „Für dieſen faſt vergeſſenen Dichter hatte die Natur alles gethan, um etwas ſehr Bedeutendes an ihm und durch ihn

darzustellen, aber auch das Schicksal, oft vielleicht durch ihn selbst herbeigerufen, oder um modern zu reden, das ganze äußere Leben, verfehlte seiner Seits gleichfalls nicht alles zu thun, um jede Anlage in der Blüthe zu ersticken." Das ist viel gesagt, wahrscheinlich zu viel und sicher nicht sehr ermunternd zum Studium des Vergessenen. Der Kritiker selbst scheint nur Ein Stück, den „Hofmeister", gekannt zu haben. Lenzens Werke seien selten und ihrer ohnedies nur wenige. Er sagt dann zwar, es würde verdienstlich sein, „wenn wieder einmal eine Auswahl veranstaltet würde", allein die ganze Art seiner Einführung konnte weder für Herausgeber noch Verleger anlockend sein.

Unter solchen Umständen war es um so höher zu schätzen, wenn Ludwig Tieck im Georg Reimerschen Verlag, Berlin 1828, Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz herausgab, also die sämmtlichen Schriften, nicht, wie Franz Horn wollte, eine Auswahl. Setzt dies nun schon eine höhere Schätzung des Dichters voraus, so sagt uns Tieck noch besonders in den einleitenden Worten, daß er stets eine Vorliebe für Lenz gehabt, dessen Werke er in seiner Jugend mit den Goethe'schen zugleich gelesen; er erklärt ihn für kräftig, für markvoll, jedenfalls noch für sehr lesenswerth, urtheilt also schon um vieles günstiger: freilich lag ihm auch eine ungleich größere Zahl der gedruckten Werke des Dichters vor und er war in den Besitz eines gewissen schriftlichen Nachlasses gekommen. Tieck war schon im Stande, eine Sammlung

Lenzischer Werke in drei ganz ansehnlichen Bänden zu geben, welche namentlich eine Reihe von Theaterstücken enthalten, und er konnte die Bemerkung hinzufügen, daß mehrere derselben von dem berühmten Theaterdirector Schröder in Hamburg besonders hoch geschätzt worden. Tiecks eigenes Urtheil fiel nicht minder in die Waage — und doch würde es vielleicht noch günstiger ausgefallen sein, wäre nicht die Sammlung noch bei Goethe's Lebzeiten erschienen, dessen Auffassung immer noch bestimmend blieb.

Tieck fand keine Vorarbeiten und er selbst war im Grunde zu productiv, um sich weit in schwierige Forschungen einzulassen; so kommt es denn, daß seine Ausgabe, so verdienstlich sie damals war, uns heutigestags nicht mehr genügen kann; freilich hat erst Lachmann in seiner Ausgabe des Lessing ein Muster aufgestellt, wie dergleichen zu handhaben ist. Man bleibt bei Tieck überall im Dunkeln, woher die Sachen kommen, und leider ist der Druck überaus fehlerhaft und nachlässig. Recht sprechend mag sein, daß der Herausgeber in der Vorrede, welche viel über Goethe und Andere, aber wenig über Lenz bietet, sich in dem Todesjahr des letzteren um ganze zwölf Jahre geirrt hat; er giebt es auf 1780 an, während Lenz nach diesem Jahr noch hat drucken lassen und erst am 24. Mai 1792 zu Moskau starb, was unter andern aus Jördens Supplementband zu ersehen war. Im Uebrigen ist die Sammlung nichts weniger als vollständig, eins der Hauptwerke, ein Roman, der in Schillers Horen steht, war der

Sammlung entgangen, sie hat bis jetzt wesentlich ergänzt werden können und auch wir bringen bisher Ungekanntes. Am unzulänglichsten aber erscheint die Behandlung der lyrischen Gedichte, deren Werth dem Herausgeber gänzlich verschlossen blieb, er erwähnt ihrer in seiner Vorrede nur eben mit einem Wort, nichts ahnend von ihrer innersten Beziehung zu dem tragischen Schicksal des Dichters. Diese Gedichte stehen bei ihm auch in der wildesten Unordnung, und es ist nicht einmal beisammen, was in zugänglichen Quellen, z. B. den Göttinger, Vossischen und Schillerschen Musenalmanachen, unter Lenzens vollem Namen zu finden war. Dagegen ist dem Herausgeber das Menschliche begegnet, daß er ein fremdes umfangreiches Gedicht von einem anderen Lenz, Friedrich Ludwig Lenz, geboren 1717 zu Altenburg, als ein Werk unseres Dichters aufnahm, während Gegenstand, Charakter, Ton, Vers, Sprache sogleich ein ganz anderes Zeitalter verrathen, und obenein gab er es mit der richtigen Jahreszahl 1748, während doch unser Lenz erst 1750 geboren wurde. Es ist dies die Ode auf den Wein (bei Tieck III, S. 268); ein Blick in Jördens Supplementband hätte aufklären können, falls man dem Stück selbst nicht seinen fremden Ursprung sogleich ansah.*) Gleiches

*) Der seltsame Irrthum, zunächst von Gadebusch in dessen Livländischer Bibliothek, Theil II, S. 178 begangen, ist dadurch entstanden, daß in Schmids Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde in der fünften Abtheilung S. 130 jene Ode mit Lenz ohne Vornamen gegeben wird, freilich mit der Jahreszahl 1748 (abgedruckt aus F. L. Lenz

geſchah mit einer Recenſion von Herders erſter Urkunde des Menſchengeſchlechts, an der Lenz keinen Theil hat. Schlimmer iſt, daß Tieck dem Dichter eine ganze Tragödie gab, die ihm nicht gehört und nicht gehören darf. „Das leidende Weib“ iſt von Klinger, nicht von Lenz; Tieck eignete es dem letzteren an zu einer Zeit, da Klinger ſelbſt noch lebte, denn dieſer ſtarb erſt 1831 zu Petersburg.

So war denn für Lenzens Herſtellung immer nur noch mangelhaft geſorgt; in ſeiner Beurtheilung aber blieb nach wie vor Goethe's Ausſpruch maaßgebend; allerdings fehlte es an äußerer Veranlaſſung, um derſelben zu mißtrauen. In der Kritik kam der Dichter darum noch ſchlecht davon; iſt einmal von einer Autorität eine Richtung gegeben, ſo ſucht die Maſſe der Schreiber in der Uebertreibung ihre Aufgabe; leider hat diesmal in der Herabſetzung des Dichters ein ordentlicher Wettkampf ſtattgefunden und zum Theil gerade unter den geleſenſten und geachtetſten Litterarhiſtorikern. Es war leicht, ihn zu tadeln, da man ihn nicht verſtand.*)

Gedichten vermiſchten Inhalts, Altenburg 1781), während die ſechſte Abtheilung eben jener Sammlung auf S. 114 ein Gedicht von Reinhold Lenz giebt: Die erſte Frühlingspromenade. Aus Gadebuſch ſcheint denn auch Tiecks Irrthum hinſichtlich des leidenden Weibes zu ſtammen.

*) Man ſehe wie mißgünſtig Gervinus, Vilmar, Menzel und ſelbſt Goedeke von Lenz handeln; der Verfaſſer eines größern Aufſatzes im Dorpater Inland (Dec. 1858) hat zwar den Willen, ſich Lenzens anzunehmen, allein ſtatt aus Dorers Schrift (ſ. w. u.), die dazu helfen konnte, ſchöpfte er nur aus deſſen gegneriſcher Anzeige im Morgenblatt.

Nun fanden sich allmälig auch äußere Anhaltspunkte und man gewann einiges Licht über Lenzens Lebensschicksal, das tief in seine Werke eingreift, mehr sogar noch, als bei Goethe der Fall ist. Aber die ersten Aufklärungen führten sogar auf falsche Spur. Erst neuerdings, ganz unerwartet, ist uns über Wichtiges eine hinreichende Klarheit geworden und zugleich ein Schlüssel gegeben für das Verständniß der Werke. Gleichzeitig sind nun Werke des Dichters zu Tage gekommen aus seiner Jugend und aus seiner besten Zeit, so daß wir dadurch über den Ausgangs- und Endpunkt seiner Entwickelung einen ganz neuen Aufschluß erhalten. Ausgerüstet also mit ganz anderen Mitteln als unsere Vorgänger, stehen wir da, diese aber mögen entschuldigt sein, wenn wir ihrer Auffassung und Darstellung nicht mehr folgen können.

So ist es denn jetzt an der Zeit, den Dichter im Ganzen zu betrachten, für ihn die gebotenen Elemente nach allen Seiten hin fruchtbar zu machen. Und wahrlich, schon ein theilweiser Besitz des Neuen hat dem unbefangenen Auge sogleich alles vortheilhafter gezeigt, so daß die Aufforderung zu einer gründlicheren Durchmusterung nicht größer sein kann. Alle Hoffnung ist vorhanden, daß wir einen Dichter von ungleich größerem Maaß und auch von mehr Selbständigkeit gewinnen, als man sich das je zuvor gedacht hat, ja einen solchen, der der gesammten deutschen Litteratur noch zu besonderer Zier gereicht, der überdies in der Entwickelung einen eigenthümlichen und bedeutenden Platz behauptet.

Dazu ſein Verhältniß zu Goethe. Schon um Goethe's willen bedarf es einer beſonderen Aufmerkſamkeit auf Lenz, denn dieſer iſt in deſſen erſter Periode die begleitende Erſcheinung, er iſt der einzige, der mit ihm in Vergleich geſtellt werden kann; und nun hat Lenzens Schickſal zu Goethe ſehr eigene Beziehungen, Berührungen der anziehendſten, merkwürdigſten Art. Beide machten ihren Wettlauf neben einander, der eine eben ſo ausgezeichnet durch Glück, wie der andere durch Unglück, jener am Ziel in Glanz und Ruhm, dieſer inmitten des Laufs erliegend in Jammer, in Wahnſinn. Große Räthſel bieten ſich hier, manches hat man abſichtlich der Nachwelt in Geheimniß hüllen wollen, allein nach bald einem Jahrhundert ſind doch Dinge an den Tag gekommen, welche einigermaßen geſtatten, jene Schleier zu heben.

Eben von Seiten Goethe's bin ich in dieſe Forſchungen hineingezogen worden. Beſchäftigt mit einer Darſtellung ſeines Weſens und Wirkens, wie es in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts dem unbefangenen Beſchauer ſich darbietet, wurde ich bald zur Ueberzeugung geführt, daß zur Abgrenzung und Beleuchtung ſeiner Geſtalt zunächſt ſeine Umgebung und beſonders ſein Mitbewerber ins Auge zu faſſen ſei; allein die verwickelte Lage und die veränderte Anſicht, welche die neuern Documente bringen, nöthigte zu ausgedehnterer Betrachtung, zu eingehenderer Forſchung, ſo daß hier von ſelbſt ein Werk erwuchs, das ſich aus einem größeren Ganzen herauslöſte. Da es nun ohnedies dort erſt im dritten Band ſeine Stelle

Aber schon hier muß ich aussprechen, daß man mich von mehreren Seiten auf das Zuvorkommendste gefördert hat. Herrn Edward Dorer-Egloff zu Baden in der Schweiz danke ich schätzbare Mittheilungen, und große Mühen hat sich mein verehrter Freund Herr Jegór von Sivers zu Planhof bei Wolmer in Liefland gegeben, der Sache förderlich zu sein, besonders in der Ermittelung der Schicksale des Lenzischen Nachlasses. Ich glaube nichts besseres thun zu können, als wenn ich hier eine Stelle aus seinem erst nach Abschluß und des Druck Buches an mich gelangten Brief mittheile.

„Planhof den $\frac{26. \text{ Aug.}}{7. \text{ Sept.}}$ 61.

— — In Berlin versprach ich Ihnen Auskunft über die Lenziana aus des in Fellin verstorbenen Dr. Dumpf Nachlaß. Da ich sämmtliche Personen schriftlich befragt, die in der Sache betheiligt waren, so kann ich ziemlich genaue Auskunft, wenn auch nur die traurigsten Ergebnisse mittheilen. Dr. Dumpf hatte in seinem Besitz eine ziemlich vollständige, vielleicht die vollständigste Sammlung Lenzischer Originaldrucke vereinigt, und war, ich weiß nicht durch welche Umstände, in den Besitz auch einer Menge handschriftlicher Dinge gelangt,*) mit deren frischestem Theil er L. Tieck bei dessen Ausgabe der gesammel-

*) Wahrscheinlich zum Theil der Inhalt der Kiste, deren in Briefen an Hamann erwähnt wird, und welche, nachdem Freunde den Transport bezahlten, im Jahr 1784 aus der Schweiz nach Liefland gelangte. Gildemeister, Hamanns Leben III, 20. S. w. u.

ten Schriften unterstützte. Als Dumpf vor mehreren Jahren starb, ging seine Bibliothek in die Hände des jetzt verstorbenen, damals am Vorabend seines Bankerotts stehenden Buchhändlers Otto Model in Dorpat über. Ein Packet Lenzischer Drucksachen für den damals in Dorpat studierenden Sohn Dumpfs bestimmt, der bald danach starb, gerieth gleichfalls in Models Hände und ist in alle Welt verstreut; noch ist nicht gelungen auch nur Andeutungen zu erhalten, wohin diese Seltenheiten gerathen sind, wenn sie nicht durch unkundige Hand den Weg alles Papiers gegangen sind. Nur die handschriftlichen Sachen, eine Sammlung Lenzischer Briefe, Concepte, Papierschnitzel, so wie Dr. Dumpfs begonnene Biographie waren noch im Besitz der Familie. Dieses letzte Convolut ging durch die Vermittelung des Herrn von Reehlef, Erbbesitzer von Lahmes, und des gegenwärtigen General-Superintendenten von Livland, Bischof Dr. Ferdinand Walter, damals Prediger zu Wolmer, in Tiecks Hände über. Beide Herren haben mir unter dem $\frac{14.\ \text{Aug.}}{26.\ \text{Aug.}}$ (61.) der erste, der zweite unter dem $\frac{19.\ \text{Aug.}}{31.\ \text{Aug.}}$ geschrieben. Dr. Walter schreibt: „Die Papiere habe ich Tieck abgegeben, und weiß nur das von ihnen."

Ich kann jetzt meinerseits hinzufügen: Sie sind noch unverloren. Aus dem Nachlaß Tiecks sind sie in die Hände des kundigen Professors Dr. Rudolph Köpke, meines geschätzten Collegen, gelangt, welcher daraus noch publiciren wird, was der Erhaltung werth ist. Freilich hätte dies schon längst geschehen sollen, denn Documente dieser Art sind nicht Gegen-

ſtand des Privaterbes, ſondern allgemeines Eigenthum. Auch Dumpfs begonnene Lebensbeſchreibung iſt vorhanden, doch, wie ich erfahre, iſt ſie nur ein unbedeutender Anlauf. Möchte es möglich ſein aus dieſen Papieren noch irgendwie die Zahl der Lenziſchen Werke zu vermehren, die Räthſel ſeines Lebens um einen Schritt weiter aufzuklären!

Der Zweck dieſer ſelbſt nach ſchätzbaren Vorgängern immer noch ſchwierigen Arbeit wird erfüllt ſein, wenn es gelingt, das Zeitgemäße derſelben ins Licht zu ſtellen, vor allem aber wenn der Name Reinhold Lenz von nun ab einen beſſeren Klang gewinnen ſollte, als er ihn bisher gehabt.

Es iſt meine Abſicht, die lyriſchen Gedichte des trefflichen Dichters, für welche Tieck beſonders ſchlecht geſorgt hatte und zu deren Verſtändniß bei ihm alles fehlt, in einer beſonderen Ausgabe vollſtändiger darzubieten. Was ſich etwa noch anſchließt, wird abhangen von der Theilnahme der Leſewelt.

Berlin, im September 1861.

B. F. G.

Inhalt.

		Seite
I.	Lenz in Liefland, in Königsberg, in Berlin und Straßburg. 1750—1772	1
II.	Lenz und Friederike	10
III.	Landau. Straßburg. 1772—1776	26
IV.	Eintritt in Weimar	41
V.	Eine neue Leidenſchaft	57
VI.	Gemüthszuſtand	64
VII.	Die Liebesgedichte	76
VIII.	Späteres Leben: Wahnſinn, Herſtellung, Tod. 1776 bis 1792	96
IX.	Die Kataſtrophe zu Weimar	129
X.	Aufſchluß aus den Werken	145
XI.	Seraphine	197
XII.	Ein merkwürdiges Gedicht	218
XIII.	Eine Satire	224
XIV.	Urſache des Wahnſinns	231
XV.	Ueberſicht der Werke	239
XVI.	Verlorene Werke	291

I.

Lenz in Liefland, in Königsberg, in Berlin und Straßburg. 1750—1772.

Eine große litterarische Erscheinung steht selten oder nie ganz vereinzelt da, denn der Fruchtboden, welcher sie erzeugte, muß zugleich auch anderen neben ihr Raum geben; ihre Größe wird aber erst vollständig erkannt und ermessen, wenn man die Stufenfolge überschaut, in welcher sie die höchste Staffel einnimmt. Mit großem Fleiß hat man die Zeitgenossen Shakespeare's studiert und hier jedem seine Stelle angewiesen; von Goethe kann man nicht das Gleiche sagen. Nicht als ob man seine mitstrebenden Zeitgenossen nicht kennte, nicht bespräche, aber man stellt sie entweder dar als durchaus erst von ihm geweckt und ausgehend und schlechthin als seine Nachahmer, oder im besten Fall als die wilde Gährung, aus der seine Gestalt allein sich abgeklärt: das Eine wohl so unrichtig wie das Andere. Goethe selbst indeß hat uns in seinem Leben auf diese Mitstrebenden aufmerksam gemacht, es ist also umsomehr unsere Pflicht, ihn mit denselben zusammenzuhalten, ihn im Verhältniß zu denselben zu verstehen; Gefahr für ihn kann daraus nicht erwachsen.

Darüber sind die Stimmen einig, daß keiner an ursprünglicher Begabung sich mehr in Goethe's Nähe stellt, als der Liefländer Reinhold Lenz, den das Schicksal auch in mannigfache Berührung mit ihm gebracht. Schnell durch gleiches Streben und gleiche Grundsätze vereinigt, trat später zwischen Goethe und Lenz Spannung und Eifersucht ein, und zwar von doppelter Art, des Ruhmes und der Liebe. Lenz vor allen ist darum einer eingehenden Betrachtung werth.

Jacob Michael Reinhold Lenz wurde am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Liefland geboren. Sein Vater war daselbst Geistlicher. Es mag angemessen sein, auch über den Vater des Dichters eine Mittheilung zu machen. Wir finden Nachrichten über ihn, sowie über den Sohn, in Gadebusch Livländischer Bibliothek, Theil II, S. 171. Christian David Lenz wurde zu Köslin in Hinterpommern am 15. December 1720 geboren; sein Vater war daselbst Kupferschmidt. Er studierte in Halle Theologie und kam als Hauslehrer nach Liefland, wo er aber schon im Jahre 1742 zum Prediger befördert ward, anfangs zu Serben, darauf 1749 zu Seßwegen; 1758 wurde er nach Dorpat berufen als Pastor der deutschen Gemeinde und Beisitzer im Consistorium. Er verheirathete sich mit der Tochter des Predigers zu Neuhausen, Namens Neoknap, und hatte aus dieser Ehe fünf Söhne und drei Töchter am Leben. Der älteste Sohn, Friedrich David, ward 1767 Pastor zu Tarwast. Von den Töchtern waren im Jahr 1777 zwei an Pastoren verheirathet, die jüngste noch unvermält. Ueber den Charakter des Mannes sprechen zwei Züge: bei der Taufe seines jüngsten Sohnes ließ er den Exorcismus weg, und wiederum erregte er gleichen Anstoß dadurch, daß er,

aufgefordert in der abgebrannten Stadt Werden eine Gastpredigt zu halten, der Gemeinde allzu scharf ihre noch nicht abgelegten Sünden vorhielt, wodurch er sich einen Proceß und Verurtheilung in demselben zuzog. Von Christian David Lenz giebt es eine Reihe theologischer Schriften, meistens Predigten, darunter auch eine in lettischer Sprache verfaßte Hauspostille, in der man jedoch Germanismen erkennen wollte.

Reinhold Lenz war des Predigers zweiter Sohn; er kam, wie Gadebusch meldet, mit dem Vater 1759 nach Dorpat, und besuchte hier zusammen mit seinem jüngeren Bruder Christian die Schule des damaligen Rectors Johann Martin Hehn. Früh zeigte sich eine Neigung zum Dichten, die durch den esthnischen Prediger Theodor Oldekop gefördert wurde. Sehr möglich, daß der Charakter der esthnischen Naturpoesie, welche die unmittelbarste Gegenwart ergreift, unserem Dichter von vornherein eine Richtung gab. Oldekop stellte dessen „Gedanken von dem Versöhnungstode Christi" ans Licht, in den Rigischen Anzeigen — ein entsprechendes Fragment bei Tieck. Er schrieb ferner, nach einer wirklichen Begebenheit, ein Theaterstück, das zur Feier einer Hochzeit aufgeführt wurde. Der Umstand, daß man dem sechzehnjährigen Schüler eine solche Aufgabe übertrug, deutet auf die Meinung hin, welche seine damalige Umgebung von seinem Talent hatte. Er löste sie zu allgemeiner Zufriedenheit, wiewohl man den wahren Werth des uns nunmehr gedruckt vorliegenden Stückes schwerlich erkannte. Es heißt „Der verwundete Bräutigam" und ist von Dr. Blum 1845 veröffentlicht worden; wir werden davon ausführlicher handeln in der Reihe der Werke.

Im Jahr 1768 begaben die Brüder Reinhold und Chri-

ſtian Lenz ſich nach Königsberg auf die hohe Schule. Letzterer ſtudierte hier die Rechte, jener Theologie, doch widmete er ſich bald mit größerem Eifer der Litteratur, der Poeſie. Wer hier ſeine beſonderen Lehrer geweſen, läßt ſich nicht angeben; Reichardt, der im Jahre 1769 mit ihm dort ſtudierte, hat uns dies leider nicht gemeldet, er erzählt nur, daß der Lauteniſt in Lenzens Hofmeiſter Zeichnung nach dem Leben ſei, nämlich ſeines Königsberger Lehrers auf dieſem Inſtrument. Schon im Jahre 1769 ließ Lenz zu Königsberg ein umfangreicheres Gedicht drucken: „die Landplagen," in ſechs Geſängen. Es iſt ſchildernder Art und läßt erſehen, daß Klopſtock ſein Vorbild geweſen und ihm eine hauptſächliche Anregung gegeben habe; auch neben höheren Meiſtern hat er dieſem ſtets Achtung und Ehrfurcht bewahrt. Zugleich zeigt ſich darin wohl Kenntniß von Thomſon, wie denn Lenz ſich frühzeitig mit engliſcher Litteratur beſchäftigt hat. Die Wahl des Gegenſtandes bekundet einerſeits Ernſt, ja Düſterheit der Lebensanſicht, andererſeits aber poetiſches Talent, denn dankbare Gegenſtände für beſchreibende Poeſie ſind die Aufgaben jener ſechs Bücher: Krieg, Hungersnoth, Peſt, Feuersnoth, Waſſersnoth, Erdbeben. In der Behandlung blickt ebenſoſehr der junge Theologe hervor, als auch der junge vielverſprechende Dichter, was leider damals in Königsberg nicht ſonderlich ſcheint eingeleuchtet zu haben, und nach Deutſchland gelangte das Werk nicht, ſo daß dahin dem Poeten kein Ruf vorausging.

Nach vollendetem Studium war Lenz ein halb Jahr lang Hofmeiſter und fand dann Gelegenheit nach Deutſchland zu kommen, wohin das Gefühl deutſchen Dichterberufes ihn ziehen mußte. Er geleitete von Königsberg aus zwei Herren v. Kleiſt,

junge Edelleute aus Curland, als deren Gesellschafter auf ihren Reisen. Sie sollten in französische Militärdienste treten, und da ihre Kenntniß der französischen Sprache, sowie freilich auch ihre übrigen Kenntnisse, sehr unzureichend war, so bedurften sie eines Dolmetschers und Mentors*).

In Berlin hielt man sich kurze Zeit auf. Lenz besuchte hier Ramler und legte ihm eine Sammlung von Gedichten vor, hauptsächlich in der Absicht durch seine Empfehlung einen Verleger zu finden. Ramler wies ihn an Nicolai**), der sich aber nichts weniger als aufmunternd zeigte, was begreiflich wird, wenn Lenz damals einigermaßen schon Lenz war. Er brachte auch eine Uebersetzung von Pope's Essay on Criticism, mit der er bei den Berliner Kritikern eher Gnade zu finden hoffen konnte, allein auch hier scheint ihr Urtheil nur abschreckend gewesen zu sein, denn sie blieb ungedruckt, und bald kam Lenz mit voller Entschiedenheit in ganz andere Bahnen.

Im Jahre 1770 finden wir nun den Begleiter mit seinen Edelleuten in Straßburg, besonders in militärischen Kreisen, wie uns das Goethe berichtet. Doch muß er nach seiner eigenen später zu beleuchtenden Angabe auch damals schon in litterarischen Kreisen verkehrt haben, wahrscheinlich durch Salzmann eingeführt. Er war eben schon als Schriftsteller aufgetreten und die Richtung auf eine schriftstellerische Laufbahn stand bei ihm fest. Goethe, wie er dies deutlich angiebt, lernte ihn erst gegen das Ende seines Straßburger Aufenthaltes kennen; beide hatten sich bisher nicht gefunden, nicht gesucht.

---

*) Böttiger, Zustände und Zeitgenossen. Heft I. S. 18.

**) Der hinterdrein darüber sehr ungezogen berichtet hat, so daß sogar Reichardt ihn zurechtwies. Im Berlinischen Archiv der Zeit. 1796. S. 113.

Man stellt sich gewöhnlich, obwohl Goethe's eigene Ueberlieferung im Grunde dagegen ist, das Zusammenleben in Straßburg so vor, als ob hier alle Anregung nur von Goethe ausgegangen sei, allein eine Gegenseitigkeit wird jedenfalls anzunehmen sein. Der Anregungen gab es damals genug und kein Strebender oder auch nur Empfänglicher konnte sich ihnen entziehen. Schon durch Diderot war die steife französische Tragödie ernstlich bedroht, dazu Lessings Dramaturgie und seine Stücke; vor allen wirkten nun aber in Straßburg Rousseau und Shakespeare sehr eigenthümlich zusammen. Wie Lenz in Königsberg sich mit der Uebersetzung des Pope beschäftigt hatte, so stieg er in Straßburg zu der höheren Aufgabe empor, Shakespeare zu verdeutschen. Wielands Uebersetzung lag in einer Reihe von Bänden seit mehreren Jahren beendigt da, und wer englisch verstand, griff nun zum Original, um aus der Quelle zu schöpfen. Lenz seinerseits erkannte bald, daß Wieland sich nur schwach angenähert habe und versuchte sich selbst an einem der schwierigsten Stücke. Bei dieser Arbeit fand ihn Goethe, als er gegen das Ende seines Straßburger Aufenthalts, also etwa im Sommer 1771, mit Lenz bekannt wurde. Mit Herder hatte Lenz in Straßburg keine Berührung, sondern trat erst später mit ihm schriftlich in Verkehr; man sehe Herders Brief an Lavater (in Herders Nachlaß) vom 4. October 1775, woselbst es heißt: „Lenz, ob ich ihn gleich nicht persönlich kenne." Herders persönliche Bekanntschaft machte Lenz erst 1776 von Weimar aus zu Kochberg, dem Gute der Frau von Stein: s. bei Stöber (Lenz und Friederike S. 82) den Brief an Salzmann, datirt von Kochberg den 23. October 1776. Dagegen brachte er Einflüsse von Herders litterarischer Wirksamkeit

sicherlich schon von Liefland und besonders auch von Königsberg mit.

Aus dieser Zeit des Straßburger Aufenthalts giebt uns Goethe in seinem Leben ein sorgsam gezeichnetes Bild von dem Aeußern unseres Lenz, das wohl hier nicht fehlen darf. „Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eines begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand" — vielleicht nur ein wenig zu stark ins Kleine und Niedliche gemalt; doch wird dies im Allgemeinen beglaubigt durch ein erhaltenes Gedicht („an den Geist"), in dem der Dichter seinen leider schon zusammenbrechenden Körper selbst als klein bezeichnet. Daß seine Persönlichkeit aber eine angenehme, sein Benehmen ein zutrauenerweckendes gewesen sein muß, findet die beste Bestätigung in seinen Erlebnissen, seinen Schicksalen.

Lenzens Studien und Arbeiten richteten sich zu Straßburg hauptsächlich auf das Drama, für das er jetzt ein leuchtendes Muster kennen gelernt. Neben Shakespeare studierte er indeß auch Plautus und versuchte diesen, den Lessing so hoch geschätzt, in moderne Form umzugießen. Eine litterarische Gesellschaft, welche später bei ihrer Erneuerung im Jahre 1775 eine bestimmtere Form annahm und sich „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache" nannte, veranlaßte ihn zu Vorträgen, von denen ein dramaturgischer bekannt ist, den der Verfasser

ausdrücklich in die Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Goethe versetzt; wir werden davon noch besonders handeln. Sehr wahrscheinlich ist nun auch, daß Lenz schon im Jahre 1771 an seiner Komödie „der Hofmeister" arbeitete.

Leider ist Goethe in Wahrheit und Dichtung über seinen damaligen litterarischen Verkehr mit Lenz sehr schweigsam und ausweichend; er deutet nur an, daß sie mehrere lustige Ausflüge in die Umgegend gemacht und sich dabei in mancherlei tollen Improvisationen ergangen. Der Umstand aber, daß Goethe bei seinem Abgange Lenz ein Exemplar von Shakespeare's Othello schenkte, deutet wohl auf gemeinsame Beschäftigung mit dem großen Dramatiker, wobei denn Lenz nur der Führer sein konnte.

In Ermangelung besserer Nachrichten und Berichterstatter nehmen wir hier zu Böttiger unsere Zuflucht, der (Zustände und Zeitgenossen I, S. 18) erzählt, was er doch nur aus Goethe's Munde haben kann, Lenz sei in Straßburg mit seinen Junkern, die ihre Wechsel aufgezehrt, in große Verlegenheit gekommen. „Ein Bruder wies ihn immer an den andern. In dieser Noth mußte Lenz sich mit Stundengeben erhalten, und in dieser Lage lernte ihn Goethe und Lerse kennen." Aber als Goethe im September 1771 Straßburg verlassen hatte, finden wir Lenz doch wieder ganz behaglich mit dem einen seiner Junker, denn der andere hatte sich getrennt, zu Fort-Louis auf einer Rheininsel. Hier bestand damals noch ein wirkliches Fort, und wahrscheinlich befand sich dort Herr von Kleist in der Besatzung desselben. Um so wunderbarer der Einfluß auf Lenzens Schicksal.

Von hier aus nämlich machte Lenz, dem es dort an zu-

ſagender Geſellſchaft fehlen mochte, Ausflüge nach benachbarten Orten, unter andern nach Seſenheim, von dem Goethe und Weyland ſicherlich erzählt hatten. Er lernte hier eben jene Friederike kennen, die in Goethe's Leben und Dichterlaufbahn eine ſo wichtige Rolle ſpielt, und auch auf ihn war der Eindruck ein großer.

II.

Lenz und Friederike.

Wenn zwischen Lenz und Goethe, die recht eigentlich sich hätten brüderlich entwickeln müssen, frühzeitig auf litterarischem Gebiet kleinere und größere Reibungen entstanden, die indeß der gegenseitigen Schätzung keinen wesentlichen Eintrag thaten, so fügte Lenzens Unstern, daß er noch auf anderem Felde seinem glücklichen Nebenbuhler viel empfindlicher begegnen mußte.

Kurz nachdem Goethe Straßburg verlassen, führte der Zufall auch unseren Lenz nach Sesenheim, und auch er hatte ein zündbares Gemüt. So wie überhaupt für Lenz, so hat auch für dieses Verhältniß lange Zeit die Aufmerksamkeit gefehlt, anfangs sogar fehlte davon jede Kunde in der deutschen Lesewelt. Nur die nächsten Freunde Lenzens wußten davon, und diese schwiegen. Goethe giebt in Wahrheit und Dichtung nicht die geringste Andeutung, daß Lenz mit Friederike in irgend eine Berührung gekommen, sie würde auch nur die poetische Beleuchtung, „die Dichtung," stören, in der er sein eigenes Verhältniß darstellt. Dagegen bei einer anderen Gelegenheit die hingeworfene Aeußerung, daß Lenz zur Intrigue geneigt gewesen, und daß er, um seinem Freunde v. K. eine Geliebte zu erhalten, sich selbst in sie verliebt gestellt habe.

Dieſer Aeußerung nun entſpricht eine andere, welche Lenz nur noch härter trifft. Auf der Rückreiſe aus der Schweiz, 1779 im Herbſt, beſuchte Goethe Seſenheim, und äußert darüber: „Ich finde Friederike Brion wenig verändert, noch ſo gut, liebevoll, zutraulich wie ſonſt, gefaßt und ſelbſtſtändig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieſer hatte ſich nach meiner Abreiſe im Hauſe introducirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren geſucht, bis ſie endlich, da er ſich die größte Mühe gab, meine Briefe zu ſehen und zu erhaſchen, mißtrauiſch geworden. Er hatte ſich indeß, nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe verliebt in ſie geſtellt, weil er glaubte, das ſei der einzige Weg hinter die Geheimniſſe der Mädchen zu kommen, und da ſie, nunmehr gewarnt, ſcheu ſeine Beſuche ablehnt und ſich mehr zurückzieht, ſo treibt er es bis zu den lächerlichſten Demonſtrationen des Selbſtmordes, da man ihn dann halbtoll erklären und nach der Stadt ſchaffen kann. Sie klärt mich über die Abſicht auf, die er gehabt hat, mir zu ſchaden und mich in der öffentlichen Meinung und ſonſt zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken laſſen.“

Die Worte ſind von Goethe geſchrieben, allein nicht von ihm veröffentlicht. In der Ausgabe letzter Hand ſucht man ſie vergebens, dagegen hat Eckermann ſie in die Ausgabe von 1840 aufgenommen, nach einem Goetheſchen Manuſcript, als beſonderen Aufſatz mit der Ueberſchrift „Lenz.“ Dorer (Dorer-Egloff, Lenz und ſeine Schriften S. 157) vermuthet mit Recht, daß dieſe Zeilen nur eben ein Concept oder Notat für Wahrheit und Dichtung ſeien, wofür denn eben Goethe verbraucht habe, was er ſpäter für geeignet hielt und vertreten

konnte. Offenbar hat er sich hier vorsichtiger ausgedrückt, wenn auch die Intention dieselbe ist.

Mag diese Publication nicht im Sinne Goethe's und mehr im buchhändlerischen Interesse gelegen haben, wahrscheinlich haben wir ihr aber die nach und nach erfolgende Aufklärung zu danken, denn während in Wahrheit und Dichtung Lenz in keine Verbindung zu Friederike tritt, war nun in überraschender Weise auf einmal eine solche verrathen, und ebenso, wie Göthe's Erwähnung seiner Liebe zur Pfarrerstochter von Sesenheim alsbald Nachforschungen am Ort veranlaßte, geschah es nun auch für Lenz. Daß A. Stöbers Büchlein*), das der Ausgangspunkt aller ferneren Forschung geworden, nur zwei Jahre später erschien, als jene Worte Goethe's durch Eckermann in die Welt kamen, ist sicherlich nicht für zufällig zu halten. Man stellte sogleich auch über Lenz in Sesenheim und Straßburg Erkundigungen an. So wurde Salzmanns Briefwechsel mit Lenz, aufbewahrt auf der Stadtbibliothek zu Straßburg, zugänglich und die dort erhaltenen Nachrichten traten in leichte Verbindung mit dem, was Pfarrer Oberlin schon im Jahre 1839 in der Erwinia über Lenzens Wahnsinn veröffentlicht hatte.

Halten wir nun mit jenen Worten Goethe's die von Stöber mitgetheilten Briefe zusammen, welche Lenz damals über seine Bekanntschaft mit Friederike an Salzmann schrieb, so kann auch nicht der mindeste Zweifel sein, daß diese Dinge sich ganz anders verhielten, als sie Goethe erschienen sind, wohl

*) Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen, nebst Gedichten und Anderem von Lenz und Goethe. Herausg. von August Stöber. Basel 1842.

auch als Friederike sie ihm später schonungsvoll dargestellt. Stöber wagt in großer Vorsicht nur zu sagen: „daß Lenz von Friederikens Liebe überzeugt war, davon geben die Briefe an Salzmann genugsame Beweise*),“ aber er überläßt dem Leser ein weiteres Urtheil, namentlich hinsichtlich des Mädchens. Aus dem Aufsatz von Oberlin aber schließt er sogar, daß Lenz über diese Liebe wahnsinnig geworden, also hier von Verstellung nicht die Rede sei.

Eben dahin würden nun auch mehrere der von Tieck aufgenommenen Gedichte deuten, so lange sich für sie kein anderer Gegenstand nachweisen läßt; sie athmen nämlich die glühendste Leidenschaft, sinnliches Feuer und inbrünstiges Gebet fließen wunderlich in einander; so z. B. die Ode: Ausfluß des Herzens (III, 234). In der That scheint hier immer noch Goethe's Eifersucht mitzusprechen, der, selbst nach seiner Entsagung, seine Geliebte nicht von einem Andern geliebt denken mochte. Daß aber Friederikens Herz sich in der Zwischenzeit ganz von Lenz abgekehrt, ist wohl verständlich, da längst schon die Umstände den Eltern und ihr selbst eine Verbindung unmöglich erscheinen ließen, während sie mit ganz anderen, wenn auch beruhigten Gefühlen Goethe gegenüberstand, dessen hohe Stellung ihn allein schon entschuldigen zu können schien. Daraus folgt aber nicht, daß Friederike nicht im Anfang ihrer Bekanntschaft mit Lenz ganz anders empfunden hätte, im Gegentheil ist die Verlassene doppelt empfänglich für eine neue Leidenschaft, weil eben in der zu hoffenden neuen Verbindung zugleich Ehrenrettung und Vergeltung liegt. Dazu kommt, daß auch dem

*) Und auch dies nur wiederholt Schäfer.

Pfarrer die Heirat mit einem Theologen passender gelten durfte, während der Dichter Lenz der Leidenden einigermaßen den Dichter Goethe ersetzen konnte. So wird man denn bei dem großen Abstand, in dem sich hier Goethe's und Lenzens Worte befinden, nicht nöthig haben den einen oder den anderen der Unwahrheit zu bezichtigen, namentlich aber tragen Lenzens Briefe an Salzmann so sehr den Stempel der Wahrheit und des unmittelbarsten Eindruckes, daß hier nicht blos an Lenzens, sondern auch an Friederikens aufrichtiger Liebe zu glauben ist. Aus den höchst anziehenden Briefen darf ich hier nur das Unerläßliche mittheilen. Aus einem Brief an Salzmann, datiert Fort-Louis, den 3. Juni 1772: — „ich fürchte mich vor Ihrem Anblick. Sie werden mir bis auf den Grund meines Herzens sehen — und ich werde wie ein armer Sünder vor Ihnen stehen und seufzen, anstatt mich zu rechtfertigen. Was ist der Mensch? Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu gewissen Zeiten stolz einen gewissen G. tadelte und mich mit meiner falschen Weisheit innerlich brüstete, wie ein welscher Hahn, als Sie mir etwas von seinen Thorheiten erzählten. Der Himmel und mein Gewissen strafen mich jetzt dafür. Nun habe ich Ihnen schon zu viel gesagt, als daß ich Ihnen nicht noch mehr sagen sollte. Doch nein, ich will es auf unsere Zusammenkunft ersparen." Dann im nächsten Absatz: „den Sonntag waren wir in Sesenheim; den Montag frühe ging ich wieder hin und machte in Gesellschaft des guten Landpriesters und seiner Tochter eine Reise nach Lichtenau. Wir kamen den Abend um 10 Uhr nach Sesenheim zurück; diesen und den folgenden Tag blieb ich dort. Nun haben Sie genug. Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre, ich war dort ein anderer

Mensch als ich hier bin, alles was ich geredt und gethan, habe ich im Traume gethan.“ Man beachte das Wir zu Anfange und das gleich darauf folgende Ich. Es erhellt, daß der erste Besuch in Gesellschaft des Herrn v. K. ganz unbefangen und absichtslos war, was sich von dem zweiten nicht sagen läßt. Ebenso glaubt man die Gedanken des Landpriesters zu durchschauen, der eine seiner Töchter an den Mann bringen will, was ihm niemand verdenken wird, auch wenn seine Anstalten dazu etwas naiv sind. Lenz fährt in demselben Briefe fort: „Heute reiset Madame Brion mit ihren beiden Töchtern nach Saarbrücken, zu ihrem Bruder, auf 14 Tage und wird vielleicht ein Mädchen da lassen*), das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der L — (unzweifelhaft Liebe) geschworen, nicht da zu bleiben. Ich bin unglücklich, bester, bester Freund! Und doch bin ich auch der glücklichste unter allen Menschen. An demselben Tage vielleicht, da sie von Saarbrücken zurückkömmt, muß ich mit Herrn v. Kleist nach Straßburg reisen. Also einen Monat getrennt, vielleicht mehr, vielleicht auf immer — und doch haben wir uns geschworen uns nie zu trennen. Verbrennen Sie diesen Brief“ u. s. w. Wenn die letzten Worte deutlich sprechen, so trägt zugleich das ganze Schreiben, dessen Aufschwung und Schönheit niemand verkennen wird, den stärksten Beweis der Wahrheit in sich, eine Lüge in dem wesentlichen Punkt, Selbstbetrug oder gar Verstellung ist hier nicht möglich. Dazu noch vom 10. Junius: „Es ging uns beiden wie Cäsar: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Gründe wuchs unsere Vertraulichkeit

*) Die Worte sind von Lenz selbst hervorgehoben.

— und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich. Aber sie ist fort, wir sind getrennt."

Um den Umriß des Verhältnisses zu vollenden, möge noch bemerkt werden, daß Lenz in Sesenheim predigte, daß Friederike von ihm den Tom Jones von Fielding lieh und las; sie sagte, man könne wenig lesen, wenn man so gute Gesellschaft habe, endlich daß der Pfarrer den Besuch in Fort-Louis erwiederte. „Gestern ist der Herr Landpriester bei mir zu Gast gewesen. Es ist ein Fieldingscher Charakter. Jeder Andere würde in seiner Gesellschaft lange Weile gefunden haben; ich habe aber mich recht sehr daran amüsirt; denn ein Auge, womit ich ihn ansah, war poetisch, das andere verliebt. — Er läßt sein Leben für mich und ich für seine Tochter."

Lenz schreibt an Salzmann ohne Datum, zwischen Juni und August 1772, zwar von Auftritten, die jenen, wenn er zugesehen, „zu weinen würden gemacht haben," und noch sei „seine Seele krank davon;" aber doch ist dann Mitte August das Verhältniß wieder gut, Lenz predigt wieder und schreibt: „Sehn Sie, daß der Liebesgott auch Candidaten der Theologie macht" — aber er denkt zwischendurch daran Jurist zu werden.

Einige Aufklärung erhalten wir durch später von Stöber (s. dessen „der Actuar Salzmann u. s. w." Frankf. a. M. 1855) veröffentlichte Briefe, welche hier den Zwischenraum füllen. In dem einen, den der Herausgeber in den Mai 1772 setzt, denn er ist ohne Datum, lesen wir: „Ihre weisen Rathschläge über einen gewissen Artikel meines Herzens fang' ich an mit Ernst in Ausübung zu setzen: allein eine Wunde heilt allemal langsamer, als sie geschlagen wird. Und wenn ich die Leidenschaft

überwände, wird doch der ſtille Wunſch ewig nicht aus meinem Herzen gereutet werden, mein Glück, wenn ich irgend eines auf dieſer kleinen Kugel erwarten kann, mit einer Perſon zu theilen, die es mir allein reizend und wünſchenswerth machen können. Ich habe heut einen dummen Kopf, aber ein gutes und ruhiges Herz: aus der Fülle dieſes Herzens will ich Ihnen ſagen, daß ich bin — Ihr unaufhörlich ergebenſter Freund J. M. R. Lenz." Es erhellt, daß auf des Freundes weiſe Zuſprache der Dichter ſich allerdings beruhigt hat und daß er auf beſtem Wege iſt, die Vernunft über die Leidenſchaft herrſchen zu laſſen, man ſieht aber zugleich auch, wie ernſtlich ſein Gedanke an eine dauernde Verbindung geweſen.

Recht anziehend iſt noch die Nachſchrift: „Neulich, als ich einige Stunden einſam unter einem Baume geleſen, ſah ich unvermuthet eine erſchreckliche Schlange ganz geruhig zwei Zoll weit neben mir liegen. Ich flog ſchneller als ein Blitz davon, und dachte, es muß doch noch nicht Zeit für dich ſein. — Dieſe Anekdote ſchreibe ich meinen Freunden nur darum, damit ſie ſich in Acht nehmen, unter einem Baum auszuruhen — denn ſonſt, denk' ich, intereſſirt ſie niemanden als mich." Eine Romanze wird beigelegt, die er in einer leeren Stunde gemacht: „Piramus und Thisbe" in ziemlich barockem Stil; hier zur Probe eine Strophe:

Der junge Piramus in Babel
Hatt' in der Wand
Sich nach und nach mit einer heißen Gabel
Ein Loch gebrannt —

Die Wahl des Gegenſtandes ſcheint aber nach Seſenheim und das hintere Oberſtübchen, das ja auch Goethe bewohnt, zu

deuten. — Stöber giebt eine Abbildung des Hauses von der Hoffeite.

Für den ferneren Verlauf des Verhältnisses fehlt uns leider jede bestimmte Nachricht, gewisse Andeutungen können aber sogar irre leiten und haben es gethan. Als man durch unzweifelhafte Documente auf Lenzens Liebe zu Friederike aufmerksam wurde und ihn in seinem Wahnsinn wieder in jenen Gegenden fand, lag es nahe, hier einen Zusammenhang anzunehmen und also diese Liebe durch Lenzens Leben oder wenigstens von dem Jahre 1772 bis 1778 fortzusetzen, demgemäß auch alle Liebeslieder des Dichters auf dieselbe zu beziehen. So sah es Stöber in seinem Büchlein an und von da ging die Auffassung über in manche Bücher. Allein wir wissen jetzt, daß die Mehrzahl dieser Gedichte nicht Friederike, sondern einer anderen Liebe gilt, wie sich das in weiterer Betrachtung hinreichend zeigen wird. Da nun könnte man in einem Gedicht, dem der Verfasser mit besonderer Absicht das Datum scheint hinzugefügt zu haben, den Wendepunkt erkennen wollen, ich meine das Gedicht mit der Ueberschrift: den 28. October 1775: „Die Todeswunde tief in meiner Brust" (in Tiecks Ausgabe III, S. 244), denn es spricht sich darin Entsagung aus, allein es soll nicht schwer werden zu überzeugen, daß auch schon dies Gedicht nicht mehr auf Friederike zu beziehen ist, daß also schon früher sich das Verhältniß zu ihr vollständig und rein gelöst hatte, wie das bereits nach dem Mitgetheilten an sich wahrscheinlich ist und wofür auch noch andere Beweise sprechen.

Ueberblicken wir das Ganze, so ist ebenso erklärlich, daß Lenz und Friederike sich schnell einander näherten und daß die Eltern die Verbindung begünstigten, wie andererseits, daß sie,

als Lenzens unstete Natur ihnen klar wurde, derselben mit Ernst entgegentraten, und sie vollständig abschnitten, schon bei der ersten Anwesenheit Lenzens in Sesenheim im Jahre 1772. Bei Lenz wirkten nun gleichzeitig Salzmanns Ermahnungen abkühlend und beruhigend, er war wieder in Straßburg und kam in andere Verhältnisse. Daß sich nunmehr Friederike zurückgezogen und ablehnend benahm, liegt in der Natur der Dinge; es scheint aber jetzt auch wieder ihre alte Neigung für Goethe hervorgetreten zu sein, und Lenz selbst hatte vielleicht bei einem späteren Besuch im Jahre 1775 oder früher Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Er hatte mittlerweile ein ganz anderes Ideal kennen gelernt und konnte jene wieder nachklingende Neigung für Goethe nicht nur ohne Eifersucht ansehen, sondern sie gereichte ihm selbst noch zu besonderer Beruhigung. Und hier wird uns nun ein sonst so räthselhaftes Gedicht verständlich. Das Gedicht in der Iris: „Aus der Wolke" gehört Lenz, und es ist in der That von großem Interesse, daß er selbst den Gefühlen Friederikens einen Ausdruck gab. Das merkwürdige Gedicht (Iris 1775, S. 72) lautet:

Freundin aus der Wolke.

Wo du Reuter
Meinst du hin?
Kannst du wähnen,
Wer ich bin?
Leis' umfass' ich
Dich als Geist,
Den dein Trauern
Von sich weist.
Sei zufrieden,
Goethe mein!

Wiſſe jetzt erſt
Bin ich dein;
Dein auf ewig
Hier und dort —
Alſo wein' mich
Nicht mehr fort.

Das Gedicht hat in der Iris die Unterſchrift P. und das iſt eine der Chiffren, deren Goethe ſich hier hauptſächlich zu bedienen pflegt, z. B. in dem Liede mit einem goldnen Halskettchen, das ſich ganz in der Nähe befindet. Nun iſt aber am Schluß des Bandes eine beſondere „Nachricht", in welcher der Herausgeber ſich entſchuldigt, daß in ſeiner Abweſenheit Verwechſelung der großen Buchſtaben als Namenszeichen unter den Stücken durch Schuld des Setzers und Correctors ſtattgefunden habe, und namentlich wird berichtigt, daß anſtatt jenes P. unter dem Gedicht „Die Freundin aus der Wolke" ein L. zu leſen ſei. Es war aber gerade in jener Zeit, ſowie auch ſpäter, unſer Lenz ein Mitarbeiter der Jacobiſchen Iris; wer auch ſonſt hätte im Jahre 1775 ein auf die Seſenheimer Verhältniſſe ſo ſcharf paſſendes Gedicht machen ſollen? Und dies erhält nun dadurch noch eine ganz beſondere Beſtätigung, daß in demſelben Bande der Iris, S. 147 ſich folgendes Gedicht findet:

Denkmahl der Freundſchaft.

Auf eine Gegend bei St—g.

Ihr ſtummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm' er ohngefehr
Hier, wo wir ſaßen, wieder her,
Könnt ihr von meinen Thränen ſchweigen?

L. an G.

Hier ist die Unterschrift L. an G. ebenso sicher: Lenz an Goethe, als unter St—g Straßburg gemeint ist. Allein damit ist noch keineswegs alles aufgeklärt, und daß hier Schwierigkeiten liegen, beweist unter andern der Umstand, daß man sich veranlaßt gesehen, das Gedicht Lenz abzusprechen und Goethe zuzueignen*). Wenn wir nun dies nicht zugeben können, so müssen beide Gedichte, wie es auch der den Traditionen näher stehende Stöber meint, Lenz verbleiben. Es sind Zurufe Lenzens an Goethe, aber, wie der Inhalt durch sich selbst ergiebt, im Namen Friederikens. Man darf annehmen, daß es Friederikens Gedanken und Gefühle, ja vielleicht zum Theil auch ihre Worte sind, und daß Lenz ihnen nur die Form gab. Dies stimmt sehr wohl zu allem, was wir sonst von dem Stand der Dinge im Jahr 1775 wissen und es stimmt auch mit Goethe's eigener Erzählung, daß Friederike sich von Lenz zurückgezogen und ihm selbst sich mit mehr Ruhe zugewendet habe. Für beide, Lenz und Friederike, sind nun aber diese Verse recht sehr bedeutsam, während sich gar nicht annehmen läßt, daß Goethe in solcher Weise sich selbst mit Namen ein-

*) Dies thut Theodor Bergk (Acht Lieder von Goethe). Er erklärt Jacobi's obige Anmerkung für erkünstelt und schließt nun mit philologischem Scharfsinn, es sei dies mit Bewußtsein und Absicht geschehen, um die Sache ins Unklare zu ziehen. Goethe habe hier selbst Friederike reden lassen, das Gedicht auf Discretion und nicht zum Druck den Freunden mitgetheilt, Heinse es in Jacobi's Abwesenheit mit Goethe's Chiffre drucken lassen. Als diesem aber die Sache unangenehm geworden, habe man das Zeichen für Druckfehler erklärt und durch L. auf Lenz hingedeutet. Allein auch mit Jacobi's eigener Chiffre J. G. J. war ein ähnliches Versehen vorgefallen und jenes Stück mit L. an G. ist in demselben Bande, letzteres aber wird nicht rectificirt, also ist jedenfalls hier Lenz im Spiel.

führen sollte. Ich kann aber, wenn Lenz spricht und im Namen Friederikens spricht, darin nur einerseits ein zartsinniges Andenken an den Freund, andererseits nur die über sich selbst gewonnene Kraft erkennen. Aber das Mißgeschick, das Lenz überall verfolgte, scheint ihn auch hier aufgesucht zu haben. Unglücklicherweise trafen, was Jacobi und sein Vertreter Heinse schwerlich wissen konnten, jene Verse von Lenz in demselben Bande der Iris mit Gedichten Goethe's zusammen, die einer neuen Liebe galten, eben seiner Lili, denn an diese ist das Lied mit dem Halskettchen und „Warum ziehst du mich unwiderstehlich" gerichtet. So kam denn die Erinnerung an Friederike und deren noch fortdauernde Neigung hier der neuen Bewerbung empfindlich in die Quer, und nicht unwahrscheinlich hat auch dieser Zufall mitgewirkt, daß Goethe den treuherzigen Freund mit Unrecht der Intrigue und des Uebelwollens beschuldigte, und gerade wo er Wohlwollen im Sinne trug.

Wie wenig Lenz einen solchen Vorwurf verdiente, beweist ein anderes Gedicht, mit dessen Mittheilung das Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, Frankfurt am Main 1840, sich ein Verdienst zu erwerben glaubte; es entging, daß es längst gedruckt war in Schillers Musenalmanach von 1798, freilich von Tieck unbemerkt. Unter dem Titel „Die Liebe auf dem Lande" finden wir hier eine eigenthümliche Composition, welche Motive des zu Sesenheim Erlebten mit Gebilden der Phantasie verflicht, die Tendenz aber ist, ähnlich wie in dem angeführten Gedicht, Goethe gelegentlich an Friederikens noch fortdauernde Neigung zu mahnen. Gerade diese Stellen, am Anfang und Ende des Gedichts, gehören zu dem Werthvolleren.

Ein wohlgenährter Candidat,
Der nie noch einen Fehltritt that,
Und der verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrt' einst bei einem Pfarrer ein,
Den Sonntag sein Gehülf zu sein.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich:
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maaß zurück,
All' itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heil'genbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlaßne Liebe trug sie nach —

Sehr reizend ist auch die Schilderung, wie das liebekranke Mädchen sich geheim in ihrer Kammer immer noch für den Geliebten in den Kostbarkeiten ihres ländlichen Costums schmückt, dagegen das unscheinbarste Kleid wählt, sobald ein Fremder einspricht. Jenem Candidaten leuchtet dennoch ihre Schönheit ein, er wirbt um sie bei den Eltern und erhält ihre Hand — wir setzen hinzu, wie auch Lenz sie erhalten haben würde, wenn er nichts mehr gewesen, als dieser wohlgenährte Candidat. Die Ehe ist dennoch eine unglückliche, obwohl die Gattin sich alle Mühe giebt.

Ach, Männer, Männer, seid nicht stolz,
Als wärt ihr nur das grüne Holz:
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist gränzenlos wie Ewigkeit.
Sie fand an ihrem Manne nun,
An seinem Reden, seinem Thun,

An seiner plumpen Narrheit gar,
Noch was das liebenswürdig war:
Sie dreht' und rieb so lang dran ab,
Bis sie ihm doch ein Ansehn gab,
Und wenn's ihr unerträglich kam,
Nahm sie's als Zucht für ihren Gram.
Ihr einzig Gut auf dieser Welt
Der Engel noch für Sünde hält:
Dem Mann gelind, sich selber scharf,
Die — Gott! — nicht einmal weinen darf!
Sie kommt und bringt ihr Auge klar
Als sein geraubtes Gut ihm dar,
Und wenn er schilt und brummt und knirrt,
Ihr leichter um das Herze wird,
Doch wenn er freundlich herzt und küßt,
Für Unruh sie des Todes ist.
Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm:
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren Jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Das Gedicht ist die beste Antwort auf Goethe's Beschuldigung, denn während der Dichter sich ganz unbetheiligt zeigt und sich nur in die Seele des leidenden und unwandelbar liebenden Mädchens versetzt, spricht er Goethe von dem Vorwurf nicht frei, dessen „Worte" noch immer in dem tiefen Herzen nachklingen und es seinerseits gebunden halten. Große

Zartheit der Empfindung tritt auch hier entgegen; die Aehnlichkeit aber mit jenen beiden anderen Gedichten wird sich nicht verkennen lassen, so daß durch dieses eben die richtige Deutung jener bestätigt wird. Wenn „Die Liebe auf dem Lande" auch ein freundlicher Gruß an Goethe war, so konnte letzterem unter den veränderten Umständen auch dieser unwillkommen sein. Eine böse Absicht von Seiten Lenzens wird man auch hier völlig fern halten müssen, nicht bloß in Betracht seines Herzens, sondern auch der Umstände. Wenn Friederike für ihn einmal verloren sein mußte, so war Goethe der einzige, dem er sie gönnte, er konnte mit ihr sehr wohl darin sympathisiren, daß er jenem Untreue vorwarf. Daß auf dieser Seite ein tiefgehender Unterschied des innersten Charakters zwischen Lenz und Goethe liegt, wird das Folgende ins Licht stellen.

III.

Landau. Straßburg. 1772—1776.

Von Fort-Louis begab sich Lenz nach Landau, woselbst wir ihn am 7. September 1772 finden; er blieb hier mindestens bis zum October, wie das die Briefe an Salzmann ausweisen. Einem Brief aus Landau entnehmen wir: „Meine Lectüre schränkt sich jetzt auf drei Bücher ein: eine große Nürnberger Bibel mit der Auslegung, die ich überschlage, ein dicker Plautus, mit Anmerkungen, die mir die Galle etwas aus dem Magen führen, und mein getreuester Homer. Ich habe schon wieder ein Stück aus dem Plautus übersetzt und werd' es ehestens nach Straßburg schicken. Es ist nach meinem Urtheil das Beste, das er gemacht hat (doch ich kenne noch nicht alle). Noch an eins möcht' ich mich machen: es ist eine Art von Dank, den ich dem Alten sage für das herzliche Vergnügen, das er mir macht. Ist es nicht reizend, nach so vielen Jahrhunderten noch ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu sein?"

In einem anderen Brief aus Landau: „Ich habe schon viel Papier hier verbrannt — ein guter Genius hat über dies Trauerspiel (der Hofmeister) gewacht, sonst — und vielleicht hätten Sie nichts dabei verloren. So viel muß ich Ihnen

ſagen, daß ich es bei dieſem erſten Verſuch nicht werde bewenden laſſen, denn ich fühle mich dazu."

Die Natur um Landau erheiterte ſeinen Geiſt, begünſtigte die Production: „Hätt' ich doch eines göttlichen Malers Pinſel, ich wollte Ihnen gleich einige Seiten von dieſem vortrefflichen Amphitheater der Natur hinmalen, ſo lebhaft hat ſich's in meiner Phantaſie abgedrückt. Berge, die den Himmel tragen, Thäler voll Dörfern zu ihren Füßen, die dort zu ſchlafen ſcheinen, wie Jacob am Fuß ſeiner Himmelsleiter." Es muß bei dieſer Gelegenheit erwähnt werden, daß Lenz, ebenſo wie Goethe und Merck, zeichnete und eine beſondere Liebe für Landſchaftsmalerei hatte. Für das Maleriſche und Plaſtiſche ſeiner Poeſie dürfte das von Wichtigkeit ſein.

In dieſer Zeit ging auch der Dichter gewiſſenhaft mit ſich zu Rath wegen ſeines theologiſchen Berufes. Es war nicht bloß die Liebe zur Poeſie, welche ihn von demſelben entfernte, ſondern zugleich gewiſſe dogmatiſche Scrupel, welche er in Briefen an ſeinen ſtreng kirchlich geſinnten Freund mit eben ſo viel Aufrichtigkeit und Ernſt entwickelt, Scrupel, die übrigens weit entfernt ſind von ſolchen Zweifeln, als ſie zur gleichen Zeit anderswo hervortreten, denn Lenz bleibt durchaus innerhalb des Theologiſchen und Religiöſen, ſo daß er am Schluß ſagen konnte: „Ich habe es für nöthig gehalten, Ihnen den Zuſtand meiner Seele zu ſchildern, damit wir uns ganz kennen lernen. Ich bin alſo jetzt ein guter evangeliſcher Chriſt, obgleich ich kein orthodoxer bin. Kann ich in meiner Ueberzeugung weiter kommen, ſo will ich dem Gott dafür danken, der es weiß, daß dieſes das Lieblingsſtudium meiner Seele iſt und es ewig bleiben wird. Doch hoffe ich niemals Prediger zu werden.

Die Ursachen — da müßt' ich Ihnen Bogen voll schreiben. Ich fühle mich nicht dazu. Dies ist aber kein dunkles sinnliches — sondern das Gefühl meines ganzen Wesens, das mir so gut als Ueberzeugung gilt."

Der Dichter begab sich dann wieder nach Straßburg, um hier einen länger dauernden Aufenthalt zu nehmen. Von größeren Werken, die in dieser Zeit entstanden, fehlt zwar die bestimmte Nachricht, doch hilft uns hier die Jahreszahl der erschienenen Druckschriften selbst. Der Hofmeister, der ihn längere Zeit beschäftigt haben muß, war bereits vollendet; in einem Brief an Salzmann aus Fort-Louis gedenkt Lenz eines nunmehr vollendeten Trauerspiels, wie er es mit seinem wahren Namen nennen wolle, dies nun kann nicht füglich ein anderes Stück sein als das genannte, denn es ist im Wesentlichen tragisch, während es doch sich auf dem Titel als Komödie ankündigt. Ebenda spricht Lenz auch, was für seinen Charakter bezeichnend sein mag, von einem Manuscript, das bereits ein Buchhändler in Verlag übernommen und das er auf sein dringendes Verlangen zurückerhalten. Da er das Werk für unreif hielt, war er über die Rückgabe so erfreut, daß er, trotz des Verlustes, sagt, es sei das so gut, als ob man ihm tausend Thaler geschenkt. Welch ein Manuscript dies gewesen, läßt sich leider nicht angeben. Mittlerweile wird der Hofmeister gedruckt, ohne Namen des Verfassers; zufolge einer gewissen Aehnlichkeit mit Goethe's Götz schrieb man diesem das Stück zu. Wieland beurtheilte es sogleich im deutschen Mercur mit vieler Auszeichnung, wenn auch mit einiger Einschränkung, Andere griffen es an auf Seiten der Unregelmäßigkeit und der Sitten; jedenfalls machte es Eindruck.

So folgte denn in demſelben Verlage unmittelbar darauf (Leipzig 1774) ein zweites Stück: „der neue Menoza“ und dies eben wird denn die Arbeit ſein, welche den Dichter unmittelbar nach dem Hofmeiſter im Jahr 1773 zu Straßburg beſchäftigt hat. Er machte mit dem Werk weniger Glück als mit dem erſten, der Eindruck der Neuheit fehlte und man krittelte mehr am Einzelnen, während die eigentliche Intention des Dichters unaufgefaßt blieb. Mit einigem Unmut ſah er ſich zu einer Selbſtrecenſion oder vielmehr Antikritik veranlaßt, in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, welche damals Schloſſer redigirte. In demſelben Jahr erſchien auch eine ältere Arbeit, die Ueberſetzung eines Shakeſpeariſchen Stücks, deren Goethe ſchon unter dem Jahr 1770 gedenkt; ſie kam zu Leipzig 1774 heraus, vorangeſtellt waren ihr „Anmerkungen über das Theater“, von denen der Verfaſſer angiebt, daß ſie zwei Jahre vor dem Götz geſchrieben ſeien. Wieland recenſirte beides anfänglich als ein Werk von Goethe. Gleichfalls eine frühere Arbeit waren Bearbeitungen plautiniſcher Stücke; ihrer geſchieht ſchon 1772 in den Briefen an Salzmann Erwähnung. In Straßburg hatte die Cenſur den Druck verweigert (ſo berichtet Peterſen in einem Brief an Marx); Goethe vermittelte ihr Erſcheinen in der Leipziger Sammlung: Feſtſpiele nach dem Plautus für's deutſche Theater, 1774. In die nächſte Zeit iſt ein kleineres Werk zu ſetzen, das im Jahr 1775 erſchien: Menalk und Mopſus, eine Ekloge. Es iſt eine Satire auf Wieland, voll der ſtärkſten und treffendſten Angriffe, von beſonderem Intereſſe als Parallelſtück zu Goethe's Farce, und derſelben kaum nachſtehend. Das Gedicht iſt mit X. Y. Z. unterzeichnet, doch hatte der Dichter ſich im Vorwort als Liefländer dem Angegriffenen

hinlänglich zu erkennen gegeben. Ich lege auf diesen Umstand Gewicht, weil er mit dazu dient, den Argwohn Goethe's niederzuschlagen, Lenz habe sich in dem Lobe seiner Farce „Götter, Helden und Wieland" verstellt und dieselbe nur drucken lassen, um ihm zu schaden. Jener Druck, allerdings durch Lenz veranlaßt, geschah aber ohne Namen und Namensandeutung, und hier stellte Lenz sich selbst demselben Feinde ungleich mehr bloß, freilich hatte sich gezeigt, wie wenig seine Rache zu fürchten war. Allein Lenz war seiner Natur nach Gegner und Antipode Wielands, nicht nur weil er von Klopstock ausgegangen, sondern hauptsächlich auch, weil er sich unmittelbar an die Natur wendete, weil er das Leben aus erster Hand geschöpft wissen wollte. Als er nun später noch von Shakespeare Derbheit lernte, da wurde jene verschleierte Lüsternheit ihm vollends zuwider und verhaßt, in ihr erkannte er den Verderb der deutschen Litteratur: daher und in solchem Sinne seine wiederholten Angriffe und seine geschworene Feindschaft gegen Wieland — den Dichter.

Lenz erkannte indeß seinen Hauptberuf für das Theater und blieb demselben treu. In den nächsten Jahren entstanden zwei Stücke, in denen der Fortschritt sich nicht verkennen läßt, aber beide von einander sehr verschieden. Das Bestreben nach der Natur zu zeichnen, das in allem Bisherigen so stark hervortritt, erreicht seinen Höhenpunkt in den „Soldaten"; der Verkehr in militärischen Kreisen hatte hier, wie dies schon Goethe bemerkt, den Verfasser reiche Studien machen lassen, und er stellte seine Gestalten mit Kraft und Frische hin, wenn man auch der Zeichnung mitunter mehr Schönheit und Harmonie wünscht. Allein das war nicht an der Zeit; nach so langer Verkünstelung

und Verflachung verlangte die ungeschminkte Natur ihr volles Recht, selbst mit einer zudringlichen und verletzenden Wahrheit, die immer noch sehr verschieden ist von Caricatur, — für letztere suchten sie freilich die Anhänger des Alten auszugeben. In mancher Rücksicht sehr verschieden ist das zweite Stück; es nennt sich: „Die Freunde machen den Philosophen"; wir wollen es der Kürze wegen lieber nach seinem Hauptcharakter Seraphine nennen. Hier hat der Dichter eigenes Erlebniß hereingezogen, hier hat er Anspielungen, Absichten, wie man das früher nicht aufzufassen vermochte, jetzt aber, wo sich eine Quelle geöffnet hat, deutlich ersieht. Wir werden das Stück noch in solcher Weise näher beleuchten.

Die schon erwähnte litterarische Gesellschaft zu Straßburg wurde von Salzmann am 2. November 1775 erneuert. Lenz nahm nicht nur an ihr Antheil, sondern war offenbar ihr thätigstes Element; als Secretär der Gesellschaft hielt er bei ihrer Eröffnung die Anrede an die Versammlung, der folgte seine Vorlesung „über die Vortheile einer Verbindung dieser Art zu einer hoffentlich zu erwartenden deutschen Sprache". Er hob darin das Anrecht jeder Provinz zur Mitwirkung zu diesem Ziel heraus und wollte namentlich dem einseitigen Vorrecht, welches das norddeutsche Idiom im Neuhochdeutschen erlangt hatte, entgegentreten. Der Anspruch ist nicht nur sehr begründet, sondern liegt ebenso sehr im Interesse des Ganzen wie des Einzelnen, dann aber ist die Sache für jene Zeit von besonderer Wichtigkeit, sofern sie den Muth der Süddeutschen, sich nach ihrer Art in der Litteratur zu zeigen, beleben mußte und dadurch ihren frischen Stammcharakter erst in die Litteratur als verjüngendes Element einführte. Es hat

dies unmittelbaren Zusammenhang mit der Bestrebung in Goethe's Götz, und der Werth dieser Erörterung wuchs dadurch, daß sie von einem Norddeutschen gemacht wurde. Lenz hielt noch eine Reihe von Vorträgen in dieser Gesellschaft, deren Titel uns Stöber nach den Protokollen gegeben hat, mehrere davon sind uns erhalten. Außer der schon genannten Anrede: eine Betrachtung über die Vorzüge der deutschen vor der französischen Sprache; über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau und den benachbarten Gegenden; Nachahmung von des Plautus Captoivei; die beiden Alten, ein Familiengemälde, nach einer Zeitungsanekdote; Ballade aus Dodley's Sammlung altenglischer Gedichte; Neujahrsgedicht; Etwas über die Veränderung des Theaters beim Shakespeare; Etwas über den Charakter des Sokrates, aus dem Xenophon; Briefe über die Moralität des jungen Werthers; Coriolan von Shakespeare.

Rechnen wir diese kleineren Abhandlungen zu den größeren Werken, welche derselben Zeit gehören, so erhalten wir einen Begriff von der ungemeinen Thätigkeit des Dichters, von dem Umfang seines litterarischen Interesses, so wie sich auch darin eine bestimmte Richtung ausspricht, die deutsche Poesie von ihren letzten Fesseln zu befreien. Unter dem, was uns verloren gegangen, bedauern wir für jetzt besonders den Untergang der Briefe über Werther, da sich in ihnen sicherlich am deutlichsten das Verhältniß von Lenz und Goethe bekunden müßte. Sie waren im Wesentlichen rechtfertigender Art, also ein Gegengewicht gegen die mancherlei Angriffe. Lenz sandte sie an Goethe, dieser theilte sie Friedrich Jacobi*) mit, und letzterer schreibt

*) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig 1846. S. 48.

aus Düsseldorf vom 25. Mai 1775*): „Lenzens herzige Briefe über Werthers Moralität haben mir manche schöne Stunde gemacht. Ich habe sie zu verschiedenen Malen ganz durchgelesen, und mehrentheils mit Entzücken, und doch kann ich nicht für gut halten, daß sie gedruckt werden. Ich bitte Dich, Bruder, nimm die Briefe noch einmal zur Hand, und bilde Dir ein, Du läsest sie einem sicheren ausgesuchten Publico laut vor; Deiner selbst und der Deinigen mußt Du mittlerweile vergessen, um nur mit Deinen Zuhörern zu sympathisieren, wenn Du dann nicht öfters stockst, bald in diese bald in jene Verlegenheit geräthst, und zwanzigmal diese Vorlesung anzustellen zum Teufel wünschest, so will ich Unrecht haben. — Denn sieh! was Lenzens Briefe uns so lieb macht, daß wir auch das Stammeln und die blasse Farbe der Schönen reizend finden, das fühlen, das fassen nur die, welche jene Briefe eigentlich nicht bedürfen" u. s. w. Man sieht, daß Goethe den Abdruck wünschte, Jacobi ihn widerrieth, weshalb denn auch Lenz das Werk unterdrückte. Jedenfalls war es gut gemeint und Lenz bewahrte noch denselben Sinn, in dem er früher den Aufsatz über seine Ehe mit Goethe schrieb, wie das letzterer erzählt. Wir haben hier aber wieder den schlagenden Beweis in Händen, wie ungerecht die Beschuldigung war, Lenz habe Goethe schaden wollen.

Die erwähnte Gesellschaft zählte außer ihrem Präsidenten, dem Actuarius Salzmann, noch zu Mitgliedern den Professor

*) Aus diesem Datum folgt, daß die Wertherbriefe schon vor Erneuerung der Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache verfaßt sein müssen, während man sie nach Stöber sogar für eine der letzten Arbeiten Lenzens für dieselbe halten müßte. Wahrscheinlich hatte Lenz erst gegen Ende des Jahres das Manuscript zurückerhalten.

des Gymnasiums Leypold, die Professoren der theologischen Facultät Lorenz, Blessig und Isaac Haffner, den Philologen Otto, den Geschichtschreiber Johannes von Türkheim, den später berühmten Naturforscher Graf Ramond, dann den Musiker Schönfeld, der gelegentlich launige Knittelverse machte, von Dichtern aber nur noch Leopold Wagner, den bekannten Verfasser der Kindesmörderin, ein etwas verwildertes Kraftgenie — also keine ganz angemessene und ebenbürtige Gesellschaft für unsern mächtig aufstrebenden Dichter.

Die Lücke, welche die Briefe an Salzmann lassen, wird einigermaßen ausgefüllt durch die neuerdings veröffentlichten Briefe Lenzens an Lavater (J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und ihren Ergänzungen. Von Edward Dorer-Egloff. Baden 1857); dazu kommen noch ebenda Briefe an J. Sarasin und dessen Gattin. Erstere erstrecken sich von 1774 bis zum Januar 78, also über den Aufenthalt in Weimar hinaus und bis hart an den Ausbruch des Wahnsinns, letztere vom 11. Mai 1777 bis zum September 1777; leider entbehrt die Mehrzahl der Briefe der Angabe von Ort und Zeit. Ein Brief vom 18. Junius 1774 ist aus Straßburg datirt, man muß annehmen, daß alle übrigen an Lavater bis Nr. 12 ebendaher sind, während der dreizehnte schon aus Weimar geschrieben ist.

So entscheidungsvoll indessen diese Briefe in anderer Beziehung sind, für Lenzens Leben in Straßburg läßt sich nicht eben viel aus ihnen entnehmen. Von besonderem Interesse ist die Nachricht von einem satirischen Drama, das damals erwuchs und auf welches der Verfasser die größten Hoffnungen setzte. Er schreibt am 15. September 1775 an Lavater und legt, wie

aus den Worten selbst hervorgeht, das fertige Werk bei: „Hier etwas, das unserer ganzen Litteratur wohl anderen Schwung geben möchte und somit ihrem Einfluß auf die Gemüther. Thut darnach, was ihr wollt. Nur setzt mir ein Denkmal von Rosen und ein weißes Steinchen darauf: da liegt, dessen Laune bei all seinem Schicksal die Riesen von dem Schauplatz lachte, daß die Edeln darauf wurzeln und grünen, hoch über das Gesträuch hinaus. Nesseln vorweg zu hauen ist von Jugend auf mein größtes Vergnügen gewesen. Kann ich das, sterb' ich selig."

Im nächsten Brief erfahren wir den Namen des Stückes: „Die Wolken", also nach aristophanischer Art, und daß es ein größeres Drama war, geht aus der Anweisung für den Correctror hervor, er möge, wo ihm die Handschrift undeutlich sei, dies anzeigen nach Act und Scene. An Lavater, der einen Verleger suchen sollte, aber vom Druck abgerathen haben muß, wird die Bitte wiederholt, drucken zu lassen, so schnell als möglich, der Autor will sogar auf das anfangs gestellte billige Honorar verzichten. Diese Honorarforderung betrug zehn Ducaten, woraus, nach damaligem Maßstabe, sich auch auf den Umfang schließen läßt. Und was war der Inhalt? Im folgenden wird das Stück „Wielandias" genannt. Dann, so scheint es, machte Lavater den Vorschlag, das Manuscript Wieland zu übersenden, Kohlen auf sein Haupt zu sammeln, ihn damit privatim zu bekehren. Darauf antwortet nun Lenz mit Heftigkeit: „Ihr wollt die Wolken Wieland zuschicken? Liebe Freunde, wo ist euer Verstand, wo ist eure Freundschaft für mich? Was hab' ich mit Wieland zu schaffen? Kennt ihr die süßlächelnde Schlange mit all ihren Krümmungen noch

nicht? Und Wieland, der euch allen im Herzen Hohn ſpricht, die Achſeln über euch zuckt und lächelt — mit dem wollt ihr Vertraulichkeiten machen, ſobald es wider ihn geht? Liebe, liebe Freunde — überlaßt mich wenigſtens mir allein. Unſere Feindſchaft iſt ſo ewig als die Feindſchaft des Waſſers und Feuers, des Todes und des Lebens, des Himmels und der Hölle. Und ihn zu bekehren wäre Läſterung. Ihn durch dies Stück bekehren wollen! Freunde, ich fahre aus der Haut. Alle ſeine Abſichten befördern, ſagt, und mich zerhauen, im Mörſer zuſammenſtoßen. Schreib' ich denn das Stück für mich? Oder hab' ich hier mit Wieland dem Menſchen, nicht mit Wieland dem Schriftſteller zu thun? Thu' ich mir nicht den größten Schaden damit? Und jetzt Wieland in die Hände geben, damit er frohlocken kann über mich. Und das meine eigenen Freunde." — Dann fordert er das Manuſcript zurück und fügt hinzu, er ſchreibe dies mit kälteſtem Blut. In einer Nachſchrift: „Wieland der Menſch wird einſt mein Freund werden, aber Wieland der Schriftſteller, das heißt der Philoſoph, der Sokrates — nie." Ferner: „Schickſt Du es aber ihm, ſo iſt es ſein und euer aller Verderben. Mit einer Welt Ducaten kannſt Du das Stück mir nicht abkaufen." Er gebietet darauf Lavater und Paſſavant, der die Correctur übernehmen ſollte, ewiges Stillſchweigen: „aber ich kann, will und werde die Wolken drucken laſſen; wann iſt mir ſelbſt noch unbekannt."

Das Werk, das dem Dichter ſo ernſt am Herzen lag, gilt für verloren; wir werden uns darüber noch des Näheren ausſprechen. Die Briefe ſelbſt, die ihrem Verfaſſer ſo ſehr zur Ehre gereichen und ein gerades, einfaches, für wahre

Freundschaft empfängliches Gemüth zeigen, werden nun wohl vollends Goethe's Insinuation abweisen, daß mit der Publication seiner Farce gegen Wieland Lenz ihm habe schaden wollen.

Lavater fand keinen Verleger für das Stück oder wollte keinen finden. Er war durchaus gegen diesen Angriff auf Wieland, der in Zürich viel galt, umsomehr da dessen Frau aus dieser Stadt gebürtig und mit Zürcher Familien verwandt und verschwägert war; auch mochte Lavater die Publication selbst für Lenz schädlich finden. Dieser in seinem heiligen Eifer versuchte unterdeß ein anderes; er sandte das Stück an Herder mit dem Wunsch, es in die Oeffentlichkeit zu befördern; auch Herder scheint abgerathen zu haben, worauf denn Lenz unmuthig Ende 1775 schreibt: „Es will und darf kein Mensch meine Wolken drucken lassen. Sobald ich aber zu Gelde komme, lasse ich's auf meine Kosten drucken in Kehl, wo ich Götter, Helden und Wieland drucken ließ. Dann sollst Du's haben. Bis dahin — ich beschwöre Dich — schweig davon." Lenz, dem immer noch die Sache am Herzen lag und der Geld brauchte, sandte nun, so scheint aus dem Briefwechsel zwischen Zimmermann und Herder sich zu ergeben (Herders Nachlaß II, 363 u. f.), das Manuscript an Boie und wirklich machte sich durch Zimmermanns Einwirkung das Geschäft mit der Helwingschen Buchhandlung zu Lemgo. Da plötzlich zog der Verfasser selbst zurück, und wollte jenes Stück, das um keinen Preis gedruckt werden dürfe, durch ein anderes, die Seraphine, austauschen. Auch Goethe hatte ihn nun ermahnt, Wieland ungeschoren zu lassen, aber der entscheidende Grund war noch ein anderer: er selbst hatte über Nacht den Entschluß

gefaßt nach Weimar zu gehen, und da freilich hätte eine neue Satire auf Wieland ihm alles verderben müssen. Er faßte übrigens diesen Entschluß mit großer Leidenschaftlichkeit, wie sich das in den Briefen auf das deutlichste ausspricht; die wahre Ursache davon wird sich uns entdecken. Am 15. März 1776, im Begriff abzureisen, schreibt er an Zimmermann: „Ich brauche Geld nöthiger als das Leben und das zu einem entscheidenden Augenblick, der hernach nicht wiederkömmt." Und: „Ich bin auf der Hälfte des Weges, der meine Laufbahn endet, und komme zu kurz. Helfen Sie Ihrem auf's äußerste gebrachten — Lenz."

Die Lage des Dichters war im Jahr 1775 eine besonders unruhige geworden. Schicksal und Bedrängniß auf der einen Seite, auf der anderen Plane und Leidenschaften stürmten auf ihn ein. In den Briefen an Lavater klagt er über die „Einsamkeit" seiner Lage und mancherlei Trauriges blickt hindurch. In einem Brief an Herder vom 28. August 1775 lesen wir die Worte: „Ach, so lange ausgeschlossen, unstet, einsam und unruhvoll! Den ausgestreckten Armen grauer Eltern, all meinen lieben Geschwistern entrissen, meinen edelsten Freunden ein Räthsel, mir selbst ein Exempel der Gerichte Gottes, der nie ungerecht richtet, und selbst wo er züchtigt, einen Heraufblick zu ihm erlaubt. Das hatte ich um Sokrates verdient. Bedaure mich, Herder, und liebe mich." Das letztere bezieht sich auf den Angriff auf Wieland, der dem Verfasser bereits leid geworden.

Da wurde dem Dichter als Rettung die Aussicht zu einer Reise nach Italien. Er sollte den Sohn reicher jüdischer Eltern begleiten — „des Berliner Münzjuden Ephraim", der den

Namen Flies angenommen. In einem Brief an Herder wird er geſchildert als „ein guter wachsweicher Menſch“. Allein dieſer ward durch Verhältniſſe in Straßburg gefeſſelt und die Reiſe verſchob ſich einſtweilen auf ein Jahr. Die Zwiſchenzeit nun wollte Lenz in anderer Weiſe benutzen, zu einer Reiſe — nach Weimar. Das hing zum Theil zuſammen mit einer anderen abenteuerlichen Hoffnung.

Wir haben aus dieſer Zeit kurz vor ſeiner Abreiſe Briefe Lenzens an Herder, der damals in Bückeburg war. Aus einem Brief vom Februar 1776 aus Straßburg iſt die Stelle hieher zu ziehen: „Ich habe eine Schrift über die Soldatenehe unter Händen, die ich einem Fürſten vorleſen möchte und nach deren Vollendung und Durchtreibung ich — wahrſcheinlichſt wohl ſterben werde. Gott, laß mich mit Freudigkeit! — Dein Wille!“ Hierdurch erhält der Anfang des Briefes an Zimmermann vom 15. März ſeine Erklärung: „Eine Reiſe, deren Folgen für mein Vaterland wichtiger als für mich ſein werden, zwingt mich —“ u. ſ. w. Der Gedanke, welcher Lenz auf das lebhafteſte beſchäftigte, hat Zuſammenhang mit ſeinem letzten Stück „Die Soldaten“. Die Sittenloſigkeit und das moraliſche Verderbniß, von dem er hier ein ergreifendes Bild entwarf, ſchien ihm ihren Grund in der Eheloſigkeit zu haben und, wie denn ſchon in dem Stück ſelbſt die moraliſche Tendenz hervortritt, ſo wollte er noch durch beſondere Vorſchläge dem freſſenden Uebel, das alle Stände und die geſammte Geſellſchaft bedrohte, zu Hülfe kommen in einer ernſten Schrift. Der Herzog von Weimar, als beſonders zugänglich bekannt, ſchien aber umſomehr die richtige Adreſſe zu ſein, da er eben ſo eifriger Soldat als Mann der Wiſſenſchaft war.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir Lenz ausdrücklich vertheidigen gegen den Argwohn, daß er vielleicht Herders Bekanntschaft nur gesucht habe, um sich den Weg nach Weimar zu bahnen. Er näherte sich Herder zu einer Zeit, wo an dessen Berufung nach Weimar nicht gedacht wurde und Lenz sie am wenigsten ahnen konnte. In einem enthusiastischen Briefe, wie das damals nicht ungewöhnlich war, wollte er nur eben dem gefeierten Manne sagen, daß auch er von dessen Schrift „Ursprung des Menschengeschlechtes" entzückt sei; Herders Berufung nach Weimar war für Lenz eine Ueberraschung. Später sandte er ihm die Soldaten und die Wolken zu, für erstere besorgte ihm Herder einen Verleger (Reich in Leipzig); das Honorar dafür gab ihm die Mittel zur Reise nach Weimar.

Bald nach der Mitte des März verließ der Dichter Straßburg und seinen treuen Freund und Seelsorger, den bedächtigen Salzmann. Straßburg war nicht mehr, wie zu Goethe's Zeit, ein Mittelpunkt geistigen Lebens, sein Auge mußte sich unwillkührlich nach der thüringischen Hauptstadt richten, von deren genialem Hofleben überall die Rede war und deren litterarischer Glanz je mehr und mehr hervortrat. Hier müssen die Worte aus einem Brief an Merck stehen (vom 14. März 1776, nicht 75): „Mir fehlt zum Dichten Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb im Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann." Er sehnte sich nach Sonne, und eben diese hoffte er in Weimar zu finden.

Eine fernere Kraft, die ihn mächtig dorthin zog, werden wir noch kennen lernen.

IV.

Eintritt in Weimar.

Lenzens Ankunft in Weimar wird von Goethe selbst erzählt. Als dieser eben dem Herzog in einer Unpäßlichkeit Gesellschaft leistete, ward ihm eine Karte gebracht, auf der von Lenzens Hand die Worte zu lesen waren: „Der lahme Kranich ist angekommen, er sucht wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.“ Goethe, so erzählt Böttiger, lachte laut auf und wies das Billet dem Herzog, welcher sogleich befiehlt, er solle geholt werden. Man brachte ihn unter, man sorgte für ihn. Aber Lenz verstand nicht sich in solchen Kreisen zu bewegen, er verlor wohl zum öftern das Gleichgewicht, fiel in seiner bereits verkümmernden Gestalt dem Stadtgeklätsch anheim und ließ es auch nicht an ernsteren Anstößen fehlen. Spuren von Gemüthskrankheit zeigten sich schon hier, und wahrlich, der stets seltsame Lenz, von Noth und Herzenskummer tief gedrückt, jetzt plötzlich in eine ideale Welt erhoben, hatte es zu seinem Schicksal nicht weit.

Hören wir zuerst Böttigers Bericht, wenn auch gegen die Färbung, die er der Sache giebt, sogleich Einspruch zu thun ist. Unter der Ueberschrift: „Weimarisches Genieweſen“ (geschrieben 1791): Dies könne Niemand mit so viel Laune und Sachkunde schildern, als der Legationsrath Bertuch, „der

als Chatouiller des Herzogs die Genies kleiden und füttern mußte". Bertuch ſcheint denn eben die Quelle zu ſein, wenn darauf berichtet wird: „Bei einem Hofballe ſetzte er (Lenz) einmal die ganze Nobleſſe in Alarm, als er ſich erdreiſtete, uneingeführt im Ballſaal einzutreten und ein Fräulein zur Menuet aufzuführen. Der Herzog, der innerlich ſein Wohlgefallen daran hatte, ließ ihn denn doch auf ſein Zimmer rufen und ſcheuerte ihn tüchtig." Dasſelbe erzählt Böttiger bald darauf noch ausführlicher und wo möglich noch boshafter: Schon am Abend nach ſeiner Ankunft habe Lenz ſeine Keckheit bewieſen. „Da war Hofball, über welchen damals noch der ceremoniöſe Graf Görz ſeine Hand hielt, ſo ſehr ſich auch der Herzog darüber formaliſirte. Lenz hörte im Erbprinzen, es ſei dieſen Abend Hofball en masque. Er läßt ſich einen rothen Domino holen, und erſcheint ſo Abends im Saal, wo nur Adlige Tanzrecht und Zutritt haben. Ehe man ihn noch durchbuchſtabiren kann, hat er ſchon ein Fräulein von Lasberg (die ſich nachmals mit Werthers Leiden in der Taſche in der Ilm erſäufte, weil ihr Liebhaber, ein Liefländer*), ſie ſitzen ließ) an der Hand und tanzt friſchweg. Es wird ruchbar, daß ein bürgerlicher Wolf unter die Heerde gekommen ſei, alles wird aufrühériſch. Der Hofball desorganiſirt ſich. Der Kammerherr von Einſiedel kommt athemlos zum Herzog herauf und erzählt ihm die Geſchichte. Dieſer befiehlt ihm Lenzen heraufzuholen und lieſt ihm ein derbes Capitel." Böttigers läſternde Feder fügt noch einige Bosheit hinzu, und läßt ihn alsbald von Weimar abgeſchoben werden; letzteres iſt nun durchaus falſch.

*) Vielmehr der Schwede von Wrangel, von dem ſie ſich verlaſſen glaubte.

Ueber denſelben Vorfall haben wir nun auch einen Bericht von Johannes Falk (Goethe aus perſönlichem Umgange dargeſtellt. S. 126): Um dieſe Zeit geſchah es auch, daß Lenz, ein früher und genialer Jugendfreund Goethe's, nach Weimar kam, als eben dieſer und der Herzog zufällig nicht zugegen waren. Er ſteigt im Gaſthofe zum Erbprinzen ab, und hört daſelbſt bald, daß heute Abend am Hofe ein bal paré ſein ſolle. Bal paré oder bal masqué, das kam in Lenzens Ohren auf ein und dasſelbe heraus; denn er dachte deutſch und haßte die franzöſiſche Sprache als allen gebildeten Deutſchen anhaftende Erbſünde. Dem Dinge ſollſt du doch beiwohnen, denkt er bei ſich, und weil dazu weiter nichts als ein ſchwarzer Domino und eine Maske gehört, ſo läßt er ſich beides durch den Marqueur kommen, der ihn zwar mit großen Augen anſieht, aber doch thut, was der fremde Herr ihm geheißen hat. Sobald die Stunde ſchlägt, geht Lenz wirklich in dieſem Aufzuge an den Hof. Man denke ſich das Erſtaunen der zum Tanze fröhlich geſchmückten Herren und Damen, als plötzlich ein ſchwarzer Domino in ihrer Mitte erſcheint. Lenz bemerkt es indeß noch immer nicht, was für eine Rolle er hier ſpielt. Er geht vielmehr voll Zutrauen in den engen Kreis der Zuſchauer und fordert ein Fräulein zum Tanze auf. Dieſe aber erkundigte ſich, wie zu erwarten ſtand, zuvor nach ſeinem Namen und Charakter, wie man es an den Thoren nennt, und da er ihr kurzhin antwortet: „Ich bin Lenz", ſo ſchlägt ſie ihm, da dies kein ebenbürtiger Name iſt, unter ſolchen Umſtänden den Tanz ebenſo kurz ab; das heißt in der Kunſtſprache: ſie bedauert ꝛc. Glücklicherweiſe erſcheint inzwiſchen Goethe, als die Verwirrung aufs höchſte geſtiegen iſt. Dieſer erkennt ſogleich in dem Do-

mino den längſt erwarteten alten humoriſtiſchen Freund. Er läßt Lenz alsbald auf die Galerie rufen, die an den Saal ſtößt, und nach der erſten freudigen Wiedererkennung hebt er an: „Aber ſag' mir zum Teufel, was Dir einfällt, in einem Zirkel bei Hof zu erſcheinen, wo Dich kein Menſch eingeladen hat und noch dazu in einem ſolchen Aufzuge?“ — „Geladen oder ungeladen,“ verſetzte der über ſeinen Korb noch immer etwas entrüſtete Lenz, „das iſt all Eins! Es iſt Maskenball und da, denk' ich, hat Jeder freien Zutritt.“ Im Folgenden nun läßt Falk Lenz bei dieſer Gelegenheit noch eine lange Rede gegen die franzöſiſche Sprache halten, als ob ſie ſtenographiert ihm vorläge. Vergleicht man nun dieſen Bericht mit dem Böttigerſchen, ſo hat man Urſache zu erſtaunen, wie ſchnell etwas zur Fabel werden kann, wie unmerklich die Dinge in der Hand eines Erzählers ſich verändern. Falk weicht darin auch von Goethe's Nachricht ab, daß er hier erſt die Wiedererkennung erfolgen läßt, beide Berichterſtatter aber irren in der Zeitangabe, denn wie wir jetzt aus dem Briefwechſel Goethe's mit der Frau von Stein wiſſen, ereignete ſich dieſe Scene nicht am Abend der Ankunft Lenzens in Weimar, die vor den 5. April zu ſetzen iſt, ſondern am Abend des 24. April, denn Goethe ſchreibt an ſeine Freundin Donnerſtag den 25. April: „Lenzens Eſelei von geſtern Nacht hat ein Lachfieber gegeben. Ich kann mich gar nicht erholen.“ Ein anderer Vorfall ernſterer Art erfolgte, wie das aus eben dieſem Briefwechſel zu Tage liegt, um die Mitte des November. Bis dahin war Lenz, trotz mancher Auffälligkeiten, doch zu Weimar in allen Kreiſen wohlgelitten, in Ehren gehalten und mannigfach gepflegt und ſchonend getragen. Dank beſſeren Nach-

richten, daß Böttigers böse Zunge hier nicht das Feld behaupten kann.

Lenz hatte mannigfachen Verkehr mit dem Herzog und der Herzogin, wie das aus seinen Briefen an Salzmann und Lavater hervorgeht und von Goethe bestätigt wird. Ich hebe nur eine Stelle aus einem Brief an Lavater vom 14. April hervor, die nichts Uebertriebenes haben dürfte: „Ich bin hier verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, der mich fast nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin. Aber mein Herz bleibt immer dasselbe und kann seine Richtungen nicht ändern."

Fernere Nachrichten über Lenz zu Weimar finden wir in dem reichen Merckischen Briefwechsel (Briefe an und von J. H. Merck, herausgegeben von K. Wagner. 1835, und ein nachträglicher Band 1838). Wieland schreibt am 12. April 1776 an seinen Freund zu Darmstadt: „Was ich glücklich wäre, wenn Sie uns auch einmal überraschen wollten, wie Lenz. Ich habe den Jungen lieb gewonnen." Und am 13. Mai: „Lenz am Hofe! — Was dünkt euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte. Dafür wird er nun freilich auch was Rechtes geschoren*); aber das ficht ihn nicht an, er geht seinen Weg fort. — Ein herrlicher Junge, das weiß Gott, und Poet à triple carillon**)." Dann am 27. Mai: „Lenz liefert

*) Böttiger sagt gröblicher und boshafter, man habe sich seiner als eines plastron des Witzes bedient.

**) carillon bedeutet Glockengeläut; à double carillon ist schon ein vielsagender Ausdruck: mit vollem Glockenspiel.

alle göttlichen Tage regulièrement ſeinen dummen Streich; fragt, wo er hinkömmt, es ſei auf dem Felde oder in der Stadt, ſobald er eine halbe Stunde dageweſen, im Vertrauen: Habt ihr Feder, Dinte und Papier, und ſchmiert und ſchmiert, wie ſichs gebührt" — man darf nicht vergeſſen, daß das mit Laune und an jemanden, der Lenz kannte, geſchrieben iſt. Zur Erklärung muß hier überdies eine andere Aeußerung Wielands ſtehen, in dem Brief vom 24. Juli an denſelben: „Goethe hat freilich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals) oft durch ſeine damalige Art zu ſein ſcandaliſirt und dem Diabolus prise über ſich gegeben. Aber ſchon lange und vom Augenblick an, da er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadeliger σωφροσύνη*) und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt." Lenzens Weſen kam alſo wohl zu ſpät und war jetzt hors de saison.

Auch Goethe ſchreibt von Ilmenau am 24. Juli an Merck: „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unſerm Weſen, ſitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, ſo glücklich, als er ſein kann." Und wieder Wieland am 9. September: „Von unſerm Lenz wird Ihnen Goethe bald was ſchicken, das Ihnen Spaß machen wird. Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine ſeltſame Compoſition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl und ſo ein neblichter Blick! Und der ganze Menſch ſo harmlos, ſo befangen, ſo liebevoll! Er lebt noch immer in ſeiner Camera obscura zu Berka, und macht nur alle 3—4 Wochen eine kurze Erſcheinung bei uns. Wir lieben ihn alle, wie unſer eigen Kind, und ſo lang' er

*) Beſonnenheit, Maßhaltung.

selbst gerne bleibt, soll ihn nichts von uns scheiden." Diese Einsamkeit zu Berka scheint nun eben der Schauplatz zu sein, auf dem der tiefe Schmerz seines Herzens, von dem der flüchtigere Beobachter nur eben die Gemüthsweichheit erkannte, sich zur Krankheit ausbildete. Von hier aus ist allem Anschein nach ein Brief an Lavater geschrieben, den wir später einschalten, und es wird nun begreiflich, warum er ohne Datum ist. Lenz schüttete in seiner Waldeinsamkeit sein Herz in einigen tiefempfundenen Liedern aus, die Schwermuth gewann Macht über ihn, er fühlte seine Geistes- und Lebenskraft weichen. Als er nach Weimar zurückkehrte war er verändert. Der tiefer Schauende konnte bemerken, daß sein Gemüth gelitten hatte.

Am 23. October 1776 finden wir Lenz in Kochberg*) bei Frau von Stein; denn er schreibt an jenem Tage an Salzmann: „Ich bin in Kochberg bei der liebenswürdigsten und geistreichsten Dame, die ich kenne, mit der ich seit vier fünf Wochen den englischen Shakespeare lese. Künftige Woche gehts leider schon wieder nach Weimar." — „Der Herzog hat neulich hier einen sonderbaren Zufall gehabt: er fiel von einem Floß im Schloßgraben ins Wasser, ich sprang nach und hatte das Glück ihn, ohne Schaden, herauszuziehen. Herder ist mit ihm hier gewesen und findt allgemeinen Beifall. Wer sollte ihm auch den streitig machen können? Er und Wieland sind, wie der Letzte es von jedem sein muß, Freunde und werden es noch immer mehr werden. Goethe habe ich nun lange nicht gesehen; er ist so von Geschäften absorbirt in W., daß er den Herzog nicht einmal hat begleiten können" — Worte, welche

*) Es ist das Gut des Herrn von Stein, nördlich von Rudolstadt.

nach allen Seiten hin Lenzens Verhältniß in Weimar als ein gutes erſcheinen laſſen und aus denen im mindeſten nicht zu ahnen iſt, was nahe bevorſtand.

Wir ſtellen jetzt noch vollſtändiger die Nachrichten über Lenz aus Goethe's Briefwechſel mit Frau von Stein zuſammen.

Goethe ſchreibt am 5. April von Weimar an ſeine Freundin ebendaſelbſt: „Liebſte Frau, darf ich heut früh mit Lenzen kommen?“ Er meldet alſo ſeine Viſite an, um Lenz einzuführen, und wir dürfen annehmen, daß dieſer ſchon ſeit mehreren Tagen ſich in Weimar befunden habe, wohl auch, daß Frau von Stein ſeine Bekanntſchaft gewünſcht, denn ſonſt hätte die Ankündigung nicht ſo kurz ſein dürfen.

Dann geſchieht Lenzens erſt wieder im Auguſt Erwähnung. Wenn nämlich hier Goethe ſchreibt, am 30.: „Adio, beſte Frau. Sie haben alſo das kleine Ungeheuer bei ſich gehabt“ und der Herausgeber dies auf Lenz bezieht, ſo können wir ihm darin nur beiſtimmen, denn Lenz wird öfters „der Kleine“ genannt. Und nun muß der Eindruck auf die Frau kein übler geweſen ſein, ſie wollte mit Lenz engliſch treiben. Goethe ſchreibt ihr am 10. September nach Kochberg: „Ich ſchick' Ihnen Lenzen, endlich hab' ich's über mich gewonnen. O, Sie haben eine Art zu peinigen, wie das Schickſal, man kann ſich nicht darüber beklagen, ſo weh es thut. Er ſoll Sie ſehen und die zerſtörte Seele ſoll in Ihrer Gegenwart die Balſamtropfen einſchlürfen, um die ich alles beneide. Er ſoll mit Ihnen ſein —. Er war ganz betroffen, da ich ihm ſein Glück ankündigte, in Kochberg mit Ihnen ſein, mit Ihnen gehen, Sie lehren (eben die engliſche Sprache), für Sie zeichnen, Sie werden für ihn zeichnen, für ihn ſein. Und ich — zwar von mir

ist die Rede nicht, und warum sollte von mir die Rede sein —. Er war ganz im Traum, da ich's ihm sagte, bittet, nur Geduld mit ihm zu haben, nur ihn in seinem Wesen zu lassen. Und ich sagt' ihm, daß er es, eh' er gebeten, habe. Ich schicke einen Shakespeare mit, schicke hoffentlich den Wakefield nach. Genießen Sie rein der lieben Herbstzeit, es scheint, als wollt' Sie der Himmel mit lieben Tagen segnen. Von mir hören Sie nun nichts weiter. Ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz. Wenn was zu bestellen ist, mag er's an Philipp schreiben." Eine gewisse Empfindlichkeit und selbst Eifersucht wird sich in diesen Worten schwer verkennen lassen. Dies zeigt sich namentlich, wenn Goethe den Brief vom 10. nicht sogleich abschickt, sondern zwei Tage später demselben anfügt: „Lenz will nun fort, und ich hatte Bedenken Ihnen die vorhergehende Seite zu schicken, ach Sie mögen sehen, wie mir's im Innern manchmal aussieht, wie ich auch ungerecht gegen Sie werden kann." Wahrscheinlich sollte Lenz selbst der Ueberbringer dieser Zeilen sein. Wie verhängnißvoll, daß er, der schon einmal in Sesenheim so lebhaft Goethe's Eifersucht erregt, sie nun in Kochberg noch einmal erregen mußte, gerade in der Zeit, wo Goethe's Leidenschaft am höchsten war. Der nächste Brief, vom 16. September, ist ruhiger und die kurzen Worte: „Lohn's Gott, was Sie für Lenzen thun," geben deutlich zu erkennen, was Frau von Stein über diesen zurückgeschrieben: sie kannte offenbar seinen leidenden Gemüthszustand und bemühte sich eben nach besten Kräften heilend einzuwirken. Am Sonntag den 10. November: „Lenz grüßt Sie, er ist bei mir." Dann aber am 19. November plötzlich eine Aeußerung, welche Bezug

hat auf Lenzens unfreiwillige Entfernung von Weimar und den ihr zu Grunde liegenden Vorfall, auf den wir erst später zurückkommen dürfen.

Immer an rüstige Thätigkeit, insbesondere an poetische Production gewöhnt, feierte Lenz sicherlich auch in Weimar nicht. Was er hier von größeren Arbeiten gefördert, läßt sich leider nicht nachweisen, vielleicht vermuthen. Zu Tage liegt nur, was er für Wielands Merkur in dieser Zeit geschrieben. Er schrieb hier Verschiedenes, aber eben nicht viel, wie dies Wieland selbst uns sagt in einem Brief an Merck vom 9. September 1776: „Lenz hilft mir nichts, — denn wiewohl ihm von Zeit zu Zeit was Herrliches entfällt, so hat's doch immer den Fehler, daß man's nicht drucken lassen kann" — ich vermuthe eben die schönen lyrischen Gedichte, die wir bald vorführen. Dazu Goethe an Merck vom 16. September 1776: „Lenz ist unter uns, wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm vom Spielzeug was er will. Er hat Sublimiora gefertigt. Kleine Schnitzel, die Du auch haben sollst."

Zunächst finden wir im Deutschen Merkur ein Gedicht: „Auf die Musik zu Erwin und Elmire von Ihrer Durchlaucht der verwittibten Herzogin zu Weimar und Eisenach gesetzt", mit Lenzens Namen unterzeichnet; da es im Maiheft des Jahres 1776 abgedruckt ist, so muß er es kurz nach seiner Ankunft verfaßt haben, und man erkennt die Absicht, sich bei Hofe zu empfehlen. Dabei ist das Gedicht in Wielandischem Maß abgefaßt, so daß man Lenz kaum darin erkennen würde; es macht also auch in dieser Rücksicht den Uebergang zu jener Apostrophe an den einflußreichen Herausgeber des Merkur, die

um so weniger auffallend sein wird. Nun entnehmen wir auch wieder den Briefen an Lavater, daß Goethe schon früher, als Lenz noch in Straßburg war, ihm dringend anrieth, sich mit Wieland, mit dem er sehr zufrieden sei, gut zu stellen, jedenfalls ihn ungeschoren zu lassen. Von Weimar schreibt dann Lenz an Lavater: „Wie wir mit Wieland stehen, soll das Publicum nächstens öffentlich erfahren. Wie wär's, wenn er frommer wär' als wir alle? Ein wunderbarer Mann, dessen Erkenntniß mir hier sehr wohl thut. Im Museum (doch sag's ihm nicht) laß ich bald etwas über ihn einrücken. Ich bin ihm sehr gut und seiner Frau und Kindern."

Man wird es Lenz nicht verargen, wenn vor allem Wielands persönliche Erscheinung und der Zauber seiner Liebenswürdigkeit ihn umstimmten und völlig gewannen. Wieland gerade bot mehr als ein anderer dar, was Lenz suchte, und hier gab es in keiner Art irgend eine Rivalität, keine störenden Erinnerungen, hinsichtlich früherer Angriffe aber war es, wie schon Goethe erfahren, dem mehr Gut- als Großmüthigen gegenüber nicht schwer ins Gleiche zu kommen.

Lenz machte also in einem Gedicht öffentlich einen völligen Friedensschluß mit Wieland. Er verfaßte dies Gedicht, wie die Ueberschrift selbst sagt, „auf dem Lande unweit W.", das heißt Weimar, und ließ es, wie er ankündigt, im deutschen Museum drucken; Jacobi, darüber erfreut, nahm es sogleich auch in die Iris auf. Diese Sinnesänderung ist dem Dichter besonders von Tieck verdacht und als Charakterschwäche ausgelegt worden, allein die Aussöhnung war persönlich schon früher erfolgt, und das Gedicht ist bei näherer Betrachtung keineswegs so schmeichelnd und unterwürfig, wie es Tieck erschienen, im

Gegentheil gar nicht ohne gewisse Reservation. Auch war die Umstimmung nicht so plötzlich; aus einem Brief von Zimmermann an Herder (Herders Nachlaß II, S. 363) sehen wir, daß Lenz vor seiner Reise nach Weimar die in Lemgo zum Druck bestimmten Wolken, bekanntlich gegen Wieland gerichtet, zurückverlangte, wie denn auch Lavater (s. o.) dringend von dem Druck abgerathen. Nun hatte ja überdies Goethe dasselbe gethan und sehr fein faßt Lenzens Gedicht am Schluß Wieland und Goethe zusammen. Dazu kommt nun auch, daß wirklich sich Wieland schon Mühe gab, eine bessere Richtung einzuschlagen; weiß man doch, daß jene Lüsternheit bei ihm nicht Natur, sondern nur angenommene Politik war. Dennoch zeigt die Art, wie Lenz Wieland lobt, daß er dessen Kunstart noch sehr wohl von der seinigen unterscheide, indem er jene nur als das Streben hinstellt, in dem allzu ernsten Leben Allem die leichte, heitere, gefällige Seite abzugewinnen:

Thalia, die dir die seltene Gabe
Mit unwiderstehbarer Melodie
Das Laster hinwegzuscherzen verlieh,
Wies sich mit deiner Sympathie
Für's Schöne und Große der Erde noch nie,
Schlug nie mit diesem Zauberstabe
Im kühlsten Herzen Gefühle hervor,
Die's selbst im Glücke nicht verlor,
Bewaffnete nie das wildeste Ohr
Selbst im bacchantischen Augenblick
Mit diesen Nerven für Anderer Glück,
Mit diesem Sinn für die Schöne der Tugend
Gekleid't in ewige Schimmer der Jugend,
Wie sie der trägsten Seele gefällt,
Gekleidet wie Venus, die Freude der Welt.

Bei näherer Betrachtung dürfte die Feinheit und der Rückhalt dieser Worte nicht entgehen, mit denen übrigens nicht nur der Dichter, sondern auch sein Publicum, und letzteres nicht eben in der vortheilhaftesten Art, gezeichnet wird. Man sieht deutlich, daß Lenzens Kunstart eine andere war, seine Lebensanschauung eine andere, wie denn auch sein Schicksal. Wielands Poesie ist eben hingestellt als eine Poesie für Glückliche, für Sorgenlose.

Aber auch Goethe ging nicht leer aus. Täuscht meine Vermuthung mich nicht, so dichtete Lenz damals das nachstehende Gedicht an ihn, von dem wir wissen, daß er in jener Zeit öfters an bösem Katarrh litt. Es ist ebenso artig als höchst schmeichelhaft:

Herr Schnuppen ein sauböser Gast,
Der jedermänniglich zur Last,
Und doch dabei impertinent,
Wie auf dem Wirthshaus ein Student,
Den Mann, bei dem er sich logirt,
Als wie ein Hackbrett tribulirt,
Und hält er dann die Mittagsruh,
Ihm stopfet Nas' und Ohren zu:
Der kehrte sonst bei Mägdelein
Und Jungferndienern höchstens ein,
Wo er im Köpfchen den Verstand
Gemeinhin delogiret fand,
Doch ward ihm in der Leere bang,
Und öfters Zeit und Weile lang.
Drum schnell er sich einst resolvirt,
Weil einen Teufelsgelüst er spürt,
Zu sein in ein vergöttert Haupt
Auf vierzehn Tage eingeschraubt,

Zu ſehn, wie's ihm zu Muthe ſei
Dort in der großen Weltgeiſterei.
Für einen Tag, wiewohl's nicht fein,
Der Spaß ihm hin möcht' gangen ſein,
Doch vierzehn Tag' iſt gar zu frech
Für einen dummen Herrn von Pech,
Zu ſitzen und zu halten Schmaus,
Als wär' er hier der Herr vom Haus.

Das Schickſal hatte Lenz nicht gegönnt, dem ſeltenen Verein der Männer der Nation zu Weimar anzugehören; nach kurzem Verweilen mußte er dieſen Sammelplatz, wo er Gedeihen ſuchte, verlaſſen, er ſah Goethe, Wieland, Herder, denen er ſo nahe ſtand, nie wieder. Mit den Göttern hatte er zu Tiſch geſeſſen, und ward verſtoßen; er war der Lichtquelle zu nahe gekommen und flog davon mit verſengtem Flügel. Und dazu nun das Zerfallenſein des Dichters mit ſeiner Familie. Der Vater hatte ſeine Hand von dem Sohn abgezogen, Böttiger will wiſſen, daß er ihn enterbt. Aller Briefwechſel hatte aufgehört. Das erſte Lebenszeichen, das Lenz in Weimar zu geben wagen durfte, war ein Gedicht an dieſen erzürnten Vater. Die Unterſchrift L—z und der Inhalt machte den Dichter kenntlich; aus dem Gedicht geht hervor, daß Lenz, als er es ſchrieb, ſich im Elſaß befand. Dem Ton nach aber dürfte es in die Zeit vor dem Weimariſchen Aufenthalte fallen. Es erſchien im Januarheft des Deutſchen Merkurs von 1777, alſo nach Lenzens Abgange von Weimar.

An meinen Vater.

Von einem Reisenden.

In wärmern Gegenden näher der Sonne
Am Ufer des viel entscheidenden Rheins,
Umschwärmt von aller Thorheit und Wonne
Leichterer Sitten und feurigen Weins,
Denk' ich in die beschneiten Gefilde
Ach! der Einfalt und der Ruh'
Mich zurück — da winkest du
Sehnsuchtsvoll mir, Vater, zu.
Ich seh's und wein', und knie vor dem Bilde —
Aber ach, der schweifende Wilde
Fliehet neuen Thorheiten zu.
Als aller Schicksals-Ahndungen voll
Dein Flügel sorgsam über mir schwebte,
Ich unter deinen Fittigen strebte
Nach unbekanntem Weh und Wohl:
Erinnerst du dich da — wohl mir, wenn diese Scene
Mein Lied dir ins Gedächtniß bringt —
Erinnerst du dich noch des glücklichsten der Söhne,
Als du, von Kindern und Freunden umringt,
Ihm, schon geweiht zur langen Reise,
In Tarwast's*) Hainen ein Blümchen brachst,
Und feierlich mit Prophetenweise
Die unvergeßlichen Worte sprachst:
Mein Sohn, komm' ich dir aus dem Gesicht,
Auch in der Ferne — vergiß mein nicht!
Laß mich das erstemal in meinem Leben
Dir dein Geschenk jetzt wiedergeben.

---

*) Im Merkur steht gedruckt T—st's; ich glaube so ausfüllen zu dürfen, gestützt auf Gadebusch.

Man ſchaut hier in ein langes Zerwürfniß, erkennt aber zugleich das weiche, kindliche, reumüthige Herz des Dichters — den ſein Genius unwiderſtehlich in andere Bahnen zog als die Elternliebe ihm vorgezeichnet.

Auch mit ſeinem älteren Bruder war er zerfallen. In einem Brief an Herder aus dem Ende des Jahres 1775 (Herders Nachlaß I, 230) leſen wir: „Es war mein Bruder, der Dich in Königsberg kannte. Und mein halber Feind. Doch hoff' ich auch er wird Freund werden."

Allein all dieſes Unglück wurde noch weit überwogen durch ein anderes, durch eine unglückliche Liebe.

V.

Eine neue Leidenschaft.

Zwei Punkte sind in Lenzens Leben dunkel und warten der Aufklärung: die Ursache seines Wahnsinns und die seiner gezwungenen Entfernung von Weimar. Diese würden bei dem Interesse, das die Person des Dichters auf jedem Schritt gewinnt, schon an sich der Nachforschung ein dankbares Feld eröffnen; nun zeigt sich aber auch, daß Lenzens Schriften in unmittelbarem Zusammenhange mit seinem Schicksal stehen, so daß jene ohne dieses des Verständnisses entbehren, daß dagegen ihr Werth wächst, je mehr wir auf der anderen Seite Licht erhalten.

Es sind uns hier neuerdings ganz unerwartete Aufklärungen geworden in einem Briefwechsel des unglücklichen Lenz mit Lavater; dieser war nämlich Lenzens Vertrauter und Herzensfreund gerade in derjenigen Periode, in welcher uns alle anderen Nachrichten fehlen und uns namentlich auch der Briefwechsel mit Salzmann verläßt, letzteres wohl zum Theil deshalb, weil Lenz sich mit ihm an demselben Ort befand, also mit ihm persönlich verkehrte, zum Theil aber auch, weil der sehr verständige Freund die hoffnungslose Leidenschaft nicht billigen mochte. Die erwähnten Briefe an Lavater, leider nur

im Auszuge, finden wir in dem 1857 erschienenen Werkchen von Edward Dorer-Egloff: „Lenz und seine Schriften.“ Sie geben dem Verfasser vorliegender Schrift die erwünschteste Bestätigung seiner längst gefaßten Ansicht, daß die Liebesgedichte Lenzens auf einen ganz anderen Gegenstand als Friederike hinweisen, daß also die von Stöber gegebene Spur nicht die richtige sein könne.

Lenz hatte bei seiner Reise nach Weimar zunächst litterarische Absichten; aber außer seinem Freund Goethe hoffte er dort auch noch eine Freundin zu finden, für die er schon seit längerer Zeit sich lebhaft interessierte und die ihn Friederike bereits ganz hatte vergessen lassen. Er hatte im Elsaß, das Nähere fehlt leider, ein Fräulein kennen gelernt, das vor kurzem an den Hof von Weimar gekommen war als Hofdame, vielleicht eben darum gesucht, weil sie das Französische als Muttersprache redete. Ihren vollständigen Namen und die Bestätigung, daß sie Hofdame der Herzogin Luise in Weimar gewesen, giebt uns die Anmerkung des Herrn von Stein zu einem Briefe Goethe's an Frau von Stein, seine Mutter: „Adelaide von Waldnern (vielmehr Waldner, der Irrthum kommt daher, daß Goethe geschrieben hatte „die Waldnern“, nach dem Gebrauch der Zeit), aus dem Elsaß gebürtig, Hofdame der Herzogin. v. St.“ Zum Brief vom 12. September 1776. Sie kommt weiterhin in diesem Briefwechsel noch oft vor, und läßt sich in demselben bis 1789 verfolgen. Dagegen drückt Lenz in einem Brief an Lavater, den er auf der Reise nach Weimar schrieb, sich über sie aus: „Ein Frauenzimmer von ihrem Stande, ihrem Vermögen, von ihren in Straßburg ganz unerkannten Vorzügen —“. In einem anderen Briefe Lenzens

an Lavater, Nr. 13 bei Dorer, erhalten wir noch nähere Auskunft über die äußere Lage der Dame und zugleich ihren Namen. Lavater hat nämlich an sie geschrieben und sie übergiebt die Antwort Lenz zur Besorgung an seinen Freund, so daß dieser nun schreibt: „Hier ist der Brief von der Waldner*), ihr Onkel ist Graf, sie nur Baronesse, sie hat ein Canonicat, von dem sie sich schreibt." — Dann, was ich für nöthig halte anzuführen: „Du mußt wissen, daß sie alle ihre Briefe französisch schreibt und ihr daher ein deutscher Brief an Dich nicht wenig Müh' gekostet. Doch auch hier wirst Du ihre ganze schöne Seele finden, die eben durch die für Dich so mühsam aufgesuchten Ausdrücke durchscheint, es ist die Sprache, die nicht mit Worten redet, Lavater, die Sprache, die zwei befreundete Seelen stammeln, die nicht von Einer Nation sind. Ach, wenn Du sie kennteſt!"

Was schon dieser Brief erkennen läßt, tritt nun in einem ferneren nur noch stärker hervor. Es zeigt sich in aller Bestimmtheit, daß in Lenz eine Leidenschaft schlummert, die er selbst damals nur nicht vollständig sich eingestand, sie war aber von ganz anderem Charakter als jene frühere und, worauf vieles hindeutet, nur tiefer und geistiger.

Hier muß ich dem werthvollen Buch von Dorer einige Briefstellen entwenden. Die erste Erwähnung dieser Leiden-

*) Daß der Name so kurz genannt wird, läßt vermuthen, daß hier zwischenliegende Briefe fehlen, auch konnte ja Lavater nicht an die Dame schreiben, da ihm noch die Adresse nicht mitgetheilt war. Die fehlenden gehören wahrscheinlich zu denen, die Dorer nicht für wichtig genug hielt, um sie gegen den Wunsch der Lavaterschen Familie (s. die Vorrede) zu veröffentlichen.

schaft gegen Lavater geschieht mit Folgendem: „Lavater, möchtest Du ein Bild in Deine Physiognomik, mit dem Du das Ideal weiblicher Vollkommenheit ausgedrückt bekommst? Von einem erhabenen Stande, durch persönliche Eigenschaften unendlich weit über denselben erhoben, die Gelassenheit, die Bescheidenheit, die Acquiescenz in alles, was die ihr gewiß innig vertraute Gottheit über sie verhängt! alles Feuer des ungewöhnlichsten erhabensten Genies mit dem scharfen Blick in das Innerste der Sachen! das Eigenthümliche, das unumstößlich Feste, das Weitumfassende des Urtheils, die Kenntniß der Welt, die sich nicht allein auf die Denkungsart der Großen, deren Herzen sie alle wie in Händen hat, sondern bis auf das Fassungs- und Empfindungsvermögen des Allergeringsten ausdehnt, so daß ihre Befehle und Aufträge an ihre Untergebenen aus den Wünschen derselben hervorgeholt scheinen, so daß sie eine Welt regieren könnte, ohne daß sie es inne würde — alles dieses — alles, alles — und mehr — willst Du sie, bethe!" — Dann: es werde schwer sein ihren Schattenriß zu erhalten — aber: „Gott, welche Seele malt sich in dem Profile, welch ein Meisterstück von edler Erziehung unter den Großen, mit alledem verbunden, was ein unauslöschlicher Durst nach allem, was vollkommen ist, was Kenntniß heißt und das Herz eröffnet, aus uns selber machen kann. Und dann alle die Hülfsmittel, die Constellation aller äußeren Umstände — auf dem Lande gepflanzt, erzogen, an einem Hofe zur Reife gebracht und jetzt in seiner ganzen Liebenswürdigkeit vollendet, um Tausend elend und Einen zu einem Gott zu machen."

Bevor wir nun hier weiter gehen, muß einer besondern Schwierigkeit in der Lage der Urkunden gedacht und beklagt

werden, daß Dorer nicht die sämmtlichen Briefe und nicht die einzelnen in aller Vollständigkeit mittheilen durfte, denn wir finden mancherlei Unklarheit, die vielleicht lediglich hierin ihren Grund hat. Nur einzelne Briefe sind mit einem Datum versehen, die Mehrzahl entbehrt desselben*), und es steigt hie und da ein Zweifel auf, ob die Ordnung, in welcher der Herausgeber sie stellt, die richtige sei, wenigstens fehlt der Beweis dafür. Die Briefe sind theils von Straßburg, theils von Weimar, einer auch von der Reise, allein es tritt nicht mit Sicherheit hervor, wohin ein jeder zu setzen sei: hievon hängt aber der Fortschritt, die Entwickelung des Gemüthszustandes wesentlich ab.

Aus dem Ganzen läßt sich so viel entnehmen, daß Lenz schon in Straßburg mit Fräulein von Waldner bekannt war und namentlich mit derselben litterarische Berührungen hatte. In einem Brief an Merck vom 14. März 1775 (Briefe von und an Merck von K. Wagner, Zweite Samml. S. 53) finden wir das Gedicht:

Der Dichter verliebt.

Ich dich besingen, Phillis? Nein.
Ich fühle dich zu sehr, um jetzt nicht stumm zu sein.

Es kann schwerlich anders bezogen werden als auf die Genannte. Nun läßt sich ferner abnehmen, daß dieselbe vor Lenz nach Weimar kam, ein Umstand, der, wie schon bemerkt, wahrscheinlich mitwirkte, ihn auch dorthin zu ziehen. Dieser Entschluß, wie zu vermuthen, wurde von ihm plötzlich gefaßt, als

*) Ebenso bei Ulrich Hegner: Joh. Kasp. Lavater, S. 234.

sich die Aussicht auf seine Reise nach Italien verschob. Die Zwischenzeit nun, so scheint es, benutzte Lenz zur Reise nach Weimar, und mancherlei Andeutungen finden sich, daß er auch in Weimar diese Hoffnung nicht aufgab, was denn von vornherein seine dortige Stellung verändert und in der Beurtheilung der Verhältnisse nicht außer Acht zu lassen ist. Wahrscheinlich aus Weimar ist der Brief an Lavater, in dem es heißt: „In einem Jahr reis' ich wohl nach Italien, um alles das (nämlich den Eindruck, den die Schönheit der Dame auf ihn gemacht) zu vergessen zu suchen. Noch ist mein Reisegefährt zu sehr an Straßburg gefesselt. Vorher aber komme ich gewiß noch zu Dir und lasse mich heilen, weihen und stärken."

Und doch traten dann wieder Gedanken hervor in Weimar festen Fuß zu fassen, wohl gar in einer Laufbahn, welche weit ab lag von der litterarischen. Eine merkwürdige Aeußerung in einem Brief an Salzmann, von Kochberg den 23. October 1776, darf hier nicht übergangen werden: „Ist eine gewisse Excellenz von Vietinghof durch Straßburg gegangen? Er ist ein Vetter vom General von Baviere. — Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder. Doch das unter uns." Kein Zweifel ist, Lenz meine hier militärische Uniform. Die Erklärung liegt, trotz seiner gewiß nicht sehr militärischen Persönlichkeit, der er aber vielleicht gerade durch ein gewisses Auftreten und Aufsteifen nachzuhelfen suchte, einmal in seinem Verkehr in militärischen Kreisen, dann aber auch erhalten wir durch Goethe den Schlüssel, der in seinem Leben meldet, Lenz habe sich mit taktischen Studien beschäftigt und hierin ein Großes zu leisten geglaubt. Er sagt: „Indessen hatte diese frühe Bekanntschaft mit dem Militär die eigene Folge

für ihn, daß er sich für einen großen Kenner des Waffenwesens hielt; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studiert, daß er einige Jahre später ein großes Memoire an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wovon er sich den besten Erfolg versprach." Nebenbei vergesse man nicht, daß dieser Umstand der Aeußerung Lenzens gegen Lavater, er bringe ganze Tage mit dem Herzog zu, eine neue Wahrscheinlichkeit giebt, denn es war dies ein wichtiges Interesse mehr, das beide verbinden konnte. Dazu die Soldatenehen.

Denkt man sich nun recht lebhaft in die Lage der Dinge zu Weimar und in Lenzens Seele hinein, so konnte der Gedanke Militär zu werden, Uniform zu tragen, für ihn noch etwas besonders Berauschendes haben: es machte ihn das zum Cavalier, gab ihm Stellung am Hof, gestattete selbst ritterlich einem Widersacher, einem Rival gegenüberzutreten. Und nun erfahren wir, daß er jene hoffnungsvollen Worte am Ende des Monats October schrieb, während er vor Ablauf des Novembers in die Verbannung geschickt wurde, verwiesen um Weimar nie wieder zu sehen, ja in solcher Art, daß er nur mit Mühe noch den Aufschub eines Tages erhielt!

Was kann hier geschehen sein? Die Frage wird um so wichtiger, da hier zugleich der Schlüssel für Lenzens nachfolgenden Wahnsinn liegen muß.

VI.

Gemüthszuſtand.

Zunächſt iſt Raum zu ſchaffen durch Entfernung falſcher Vermuthungen. Wenn man früher, ſehr ungehörig, auf ein Liebesverhältniß zu Goethe's Schweſter Cornelia hingedeutet hat (Reichardt und noch Adolf Wagner, der Herausgeber des Merckſchen Briefwechſels), ſo iſt ſpäter der Phantaſie eine andere Richtung gegeben worden. Stöber in ſeinem ſchätzbaren Schriftchen bleibt dabei ſtehen, der vollſtändige Grund von Lenzens Geiſtesſtörung liege in der Liebe zu Friederike, wie denn an ſeiner aufrichtigen Neigung nicht mehr zu zweifeln iſt; eine Beſtätigung glaubte man darin finden zu können, daß Lenz ſich im Wahnſinn wieder nach dem Elſaß begab, daß die herzzerreißenden Scenen eben auch hier im Steinthal ſpielen, freilich noch entfernt von Seſenheim, dann beſonders, daß der Pfarrer Oberlin, der ihr Zeuge war, damals aus dem Munde des Unglücklichen den Namen Friederike vernahm. Und doch iſt dies eine Meinung, die man eben nur noch im Jahr 1842 haben konnte, denn ſeit aus den Lavaterſchen Briefen eine ſpätere Leidenſchaft zur Gewißheit geworden iſt, lag jene erſte Liebe in weiter Ferne. Meinerſeits habe ich auch ſchon ohne dieſe Documente nicht an Friederike als Urſache der Geiſtes-

zerrüttung glauben können, weil gerade unter den Gedichten die leidenschaftlichsten Stücke keine Beziehung auf Friederike gestatten, sondern auf das deutlichste den Gegenstand in einer viel höheren Region suchen lassen. Ich verweise nur auf den Anfang des Gedichtes:

Mit schönen Steinen ausgeschmückt,
Von frohen Lichtern angeblickt,
Da sitzest du vielleicht anitzt,
Wo doch dein Auge heller blitzt;

Und denkest nicht, daß hier in Nacht
Ein ausgeweintes Auge wacht,
Das überall, wohin es flieht,
Kein Mittel mich zu retten sieht.

Wie könnte das auf die einfache, im Landescostum gekleidete Pfarrerstochter passen, die nichts von französischer Mode wußte; denn hier haben wir Brillanten und den Ballsaal mit seinen Lüstern, mindestens die Kerzen eines Hofsaals! In einem anderen Gedicht sehen wir die Geliebte „im Amazonenkleide", und das sollte wieder die Pfarrerstochter sein? — Dazu die gefeierten schwarzen Augen und das schwarze Haar. So verweist denn eine reiche Zahl tiefempfundener Lieder auf eine Leidenschaft von ganz anderem Charakter als jene erste, welche, ich wiederhole es, frühzeitig ihren bestimmten Abschluß fand in dem festen Entschluß der Eltern und des Mädchens, durch die Ermahnungen des verständigen Freundes und des Dichters eigene Einsicht.

Stöbers Auffassung könnte aber durch die Annahme Dorers eine gewisse Unterstützung finden, daß nämlich Lenz zweimal in

Seſenheim geweſen ſei, 1772 und 1778, letzteres alſo unmittelbar vor dem Ausbruch des Irrſinns. Allein Dorer, der ja ohnedies den Grund der Gemüthsverſtimmung ganz wo anders finden muß, ſcheint jenes nur eben angenommen zu haben in der wohlmeinenden Abſicht, Goethe's Worte in beſſeren Einklang mit Lenzens Briefen an Salzmann zu ſetzen, eine directe Nachricht darüber iſt meines Wiſſens nicht vorhanden und es ſtreitet dies ſogar mit Goethe's eigener Darſtellung in jenem Concept, denn da iſt nur von einer einzigen Begegnung Lenzens mit Friederike die Rede und dieſe wird bald nach Goethe's Abreiſe von Straßburg geſetzt, auch heißt es, damals habe Lenz die Farce drucken laſſen; alſo nicht 1778. Goethe hat allerdings ſpätere Eindrücke verwirrend mit hineingezogen, wenn von Drohungen des Selbſtmords und Fortſchaffen nach Straßburg die Rede iſt; allein den Wahnſinn, der ihn um dieſe Zeit ſchon befallen, hätte man wohl deutlicher merken müſſen, und auf ihn paßt die ganze Darſtellung nicht. Ueberdies liegt Seſenheim ungefähr fünf Meilen rheinabwärts unter Straßburg, Fort-Louis gegenüber, nach Oberlins Bericht aber kam Lenz durch die Vogeſen ins Steinthal, wahrſcheinlich von der Schweiz her, alſo ohne Seſenheim zu berühren. Hienach wird denn dieſe Auffaſſung vollſtändig abzulehnen und vielmehr anzunehmen ſein: es beſteht kein Zuſammenhang zwiſchen Lenzens Liebe zu Friederike und ſeinem Wahnſinn. Es war jene Liebe ein jugendliches Aufflammen, bald gelöſcht und nun längſt vorüber, völlig in den Schatten geſtellt durch ein ungleich helleres Licht.

Wenn Lenz die Bekanntſchaft Adelaidens von Waldner in Straßburg machte und ſie ſchon vor ihm nach Weimar

ging, ſo daß er ſie bei ſeiner Ankunft, Anfang April 1776, dort vorfand, ſo wird das Gedicht vom October 1775 (Schriften III, 244) ſchon der Zeit nach natürlicherweiſe auf eben dieſe Dame zu beziehen ſein; aber auch ſchon das Gedicht: „Der Dichter verliebt", in dem Brief an Merck vom 14. März 1775. In dem erſteren erhalten jetzt die Verſe:

Seit ich nicht mehr in die Tugend,
Nein, in mehr verzaubert bin —

erſt ihr Verſtändniß, denn es drückt ſich darin eben die Idealität der Erſcheinung und der Liebe aus. Dagegen giebt die Zeile „Die Todeswunde tief in meiner Bruſt" ſogleich die Hoffnungsloſigkeit der Leidenſchaft zu erkennen. Ebendahin wäre in dem folgenden Gedicht der Ausdruck — „Und ſoll dich laſſen" zu verſtehen, doch könnte dies auch auf die Abreiſe des Fräuleins nach Weimar bezogen werden. Der Zuſatz „Eh möge mich die Hölle faſſen" deutet ſchon ſehr beſtimmt auf die hochgeſpannte Gemüthsſtimmung, auf einen kühnen Entſchluß, auf eine plötzliche Reiſe nach Weimar, auf Dinge die dort geſchehen können. Uebrigens bekundet das Gedicht bereits eine große Nähe der Bekanntſchaft, wie dieſe, ſelbſt wenn des Dichters Leidenſchaft keine eigentliche Erwiederung fand, ſchon durch die freie Liebenswürdigkeit der Dame ſehr leicht entſtehen konnte. Wie wenig zudringlich aber doch auch die poetiſche Liebe war, möge uns das ſchöne Lied ſagen:

An ihrem Blicke nur zu hangen
Verlang' ich, weiter nichts,
Und von dem Reichthum ihres Lichts
Ein Fünkchen in mein Herz zu fangen.

Dagegen malt der Dichter uns die Geſtalt in dem reizvollen, unvergleichlichen Gedicht:

Aus ihren Augen lacht die Freude,
Auf ihren Lippen blüht die Luſt,
Und unterm Amazonenkleide
Hebt Muth und Stolz und Drang die Bruſt:
Und unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verräth ein Seitenblick beim Siegen
Den ſchönen Wunſch beſiegt zu ſein.

Das alſo war der Magnet, der ihn nach Weimar zog, mehr als der Glanz des dortigen Litteraturlebens; ihr Licht war es, von dem er einen Funken in ſein Herz fangen wollte. Er hatte ſich von Straßburg losgemacht, er war ſchon auf der Reiſe, er flog ſchon ihr entgegen. Da leſen wir eben auf der Reiſe von ihm dieſen Brief an ſeinen Freund:

„Einige Stunden hinter Frankfurt nach Weimar.

„Lavater! mitten auf meinem Wege bekomme ich den Todesſtreich, die Nachricht, daß Fräulein von Waldner Braut iſt mit einem Menſchen, der ſie nicht verdient, nicht zu ſchätzen weiß, ohne Nerven für Schön und Gut, bloß eigennützig vielleicht unter der Maske der Liebe. Mein Schickſal iſt nun beſtimmt, ich bin dem Tode geweiht, will aber rühmlich ſterben, daß weder meine Freunde noch der Himmel darüber erröthen ſollen. Aber ſie — ſie in den Armen eines andern und unglücklich zu wiſſen, das iſt ein verdammter Gedanke. Strecke aus Deine Hand, Knecht Gottes, und rette nicht mich — ſie, damit ich ruhig gehn kann. Stelle ihr vor, ich flehe Dich,

welch ein Schritt, welch ein Schritt es ſei, den ſie thut — von welchen Folgen für ihre ganze Ruhe — für ihren Charakter — für den Reiz ſelber, der ihre große Seele jetzt vor den Sklavenſeelen des Unglaubens auszeichnet." Und weiterhin: „Lavater, rette! wenn Schönheit mit allen Eigenſchaften der Seele vergeſellſchaftet, je Anſpruch auf Mitleid und Enthuſiasmus machen. Mit welcher Wolluſt ſterben wollte ich, wenn ich wenigſtens wüßte, daß ſie in dem Beſitz eines Mannes wäre, der ſein Glück zu fühlen, zu ſchätzen, der ſie durch ſeine innige Verehrung auf der Laufbahn zu erhalten wüßte, auf der unſichtbare Engel ſie geleitet — die jetzt vergeblich um ſie zittern, ſie von einem Irrwege abzuleiten, der ihnen eine Schweſter entreißt. Ach! Lavater, wenn Du je eine edle That gethan haſt, ſo iſt es dieſe, ein Sterbender bittet Dich darum, ein Sterbender, der Dir lieb war, dem Du Beurtheilung und Vernunft zutraufſt, ſelbſt wenn er dem unerträglichen Gewicht ſeiner Schmerzen erliegt."

Wie tief laſſen dieſe Worte in das leidende und edle Gemüth des Dichters ſchauen! Er ſelbſt iſt voll Reſignation, wie ihm dieſe auch längſt eigen geweſen, er denkt nur an das Glück der von ihm ſo hoch Verehrten. Am Schluß des Briefes aber bricht doch ſeine Liebe durch: „Schick mir doch das Bild bald, damit ich nicht untergehe." — Dann als Nachſchrift nochmals: „Ihr Bild, oder ich ſinke, eh alles gethan iſt." Es iſt wohl eben das Bild, welches Lavater zur Benutzung für ſeine Phyſiognomik erhalten hatte, wahrſcheinlich von Lenz ſelbſt nach der Natur gezeichnet, letzteres offenbar in Straßburg, woraus denn folgt, daß die oben gegebenen Briefſtellen, welche Lavater die Benutzung des Bildes zu jenem Zweck anempfehlen,

aus Straßburger Briefen ſein müſſen. Dies Bild ſpielt nun auch im Folgenden eine wichtige Rolle.

Lenz verlangt von Lavater nichts Minderes, als daß er ſelbſt, und zwar wie aus eigenem Antriebe, in ſeelſorgeriſcher Weiſe an die Dame ſchreiben und ſie bewegen ſolle, — „Weiter nichts, als daß Du ſie auf die Wichtigkeit des Schritts aufmerkſam machſt.“ Um Lenzens Antrieb nicht zu verrathen ſolle er an ihre Adreſſe in Straßburg ſchreiben. Ob er das gethan, ſteht ſehr dahin.

Noch leſen wir gegen Ende des Briefes die Worte: „Wie glücklich wäre meine Reiſe, wenn ich nicht die Hölle im Herzen trüge! Mit welchem Geſicht werde ich bei Hofe erſcheinen!“ Dies Geſicht möchten wir nun eben ſehen; in der That, wie geſpannt müſſen wir unter ſolchen Umſtänden ſein, etwas von dem Zuſammentreffen Lenzens mit Fräulein von Waldner in Weimar zu erfahren; hatte er doch wohl eben in ſolcher Abſicht Lavaters Abraham an die Herzogin Luiſe mitgenommen — und bei dieſer war ja die Waldner. Aber in dem, was Dorer aus den Briefen mittheilt, fehlt es durchaus an irgend einer Aeußerung über ein ſolches Zuſammentreffen, nur erfahren wir, daß, als der Stich des Bildes der Waldner ankommt, Lenz darüber entrüſtet iſt und daß auch Goethe und der Herzog mit der Aehnlichkeit und dem Ausdruck nicht zufrieden ſind*). Lenz giebt hier allerdings wieder ſeine ganze Leidenſchaft zu erkennen, denn er ſchreibt: „Beſter Lavater! Dein Kupferſtecher hat ſich an Fräulein Waldner verſündigt. Wenn hatte ſie den

*) Dorer ſchließt eben daraus, daß die Waldner ſich in Weimar befunden haben müſſe; dies ſteht aber bereits hinlänglich feſt durch den Briefwechſel Goethe's mit Frau von Stein.

Mund (den auch Baley ſchon gemißhandelt)? Daß ich Dir ihren Mund mahlen könnte und all die Güte, die in ihm wohnt. Das gezwungene Lächeln iſt ganz und gar außer ihrem Charakter." Dieſe Worte ſind nun, wie auch das Datum, Weimar den 14. April, ausweiſt, unzweifelhaft von dem Ort ihres Aufenthalts aus geſchrieben, und Lenz, deſſen Herz ſicherlich noch warm iſt, zeigt ſich doch gleichzeitig beruhigt. Alles ſcheint wohl zu ſtehen, wie vor allen Dingen die kurze Aeußerung desſelben Briefes ſagt: „Dein Abraham iſt ſehr gnädig aufgenommen worden. Herzog und Herzogin ſind wirklich Engel, mehr hindert mich die Fülle meiner Werthachtung zu ſagen."

Aber ſo ſtill auch die Oberfläche ſchien, ſo war das Herz Lenzens doch in ſeiner Tiefe bewegt. In den folgenden Worten wird man ſchon etwas von einem Sturm ahnen. Ein Brief, leider ohne Datum, beginnt: „Wie es zugeht, lieber Lavater! daß ich das bewußte Bild noch nicht erhalten, da Du es doch Rödern für mich zugeſchickt haben willſt, begreife ich nicht, macht mir aber viel Herzensqual. Das einzige, worauf ich noch auf dieſer Welt (außer meiner Freundſchaft) einen Werth ſetze, das einzige, das mich in einer ſelbſtgewählten Einſamkeit*) von der ganzen Welt vergeſſen, erhalten ſollte, zum Beſten manches guten Menſchen erhalten, ſoll ich denn durchaus aufs äußerſte gebracht ſein. Ich verlange nichts, fordere nichts als einen Schatten — einen Schatten, der mich allein an dieſe Welt binden kann, die mich in allen meinen Verhältniſſen peinigt. Ich will nicht müßig gehen in meiner Einöde,

*) Etwa zu Berka (ſ. o.)? Hier wohl allgemein geſagt.

aber ich muß etwas haben, das meine Kräfte aufrecht erhält, das mich dem großen Ziele entgegenſpornt, um deswillen ich nur noch lebe. Ich weiß ſehr wohl, daß dies Schatten, daß es ein Traum, daß es Betrug iſt, aber laß — wenn es nur ſeine Wirkung thut, und wenn die vorherbeſtimmten Schläge durch die unſichtbaren Mächte, die mich brauchen wollen, geſchehen ſind, was iſt darnach an dem Inſtrument gelegen." — Dieſe Worte, welche viel zu denken geben, laſſen ſchon eine tiefe Melancholie erkennen, für die es nicht an dem Schlüſſel fehlt; daß aber damals die äußeren Verhältniſſe noch gut waren zeigt ſich aus einer Stelle desſelben Briefes: „Ich habe Deinen 2. Theil Phyſiognomik nur flüchtig mit dem Herzog durchlaufen können, ihn bei manchen Stellen aufmerkſam gemacht, ihm vorgeleſen und mich gefreut." Dann aber: „Sobald ich Ruhe finde, geh' ich's mit geweihter Seele durch. Jetzt bin ich auch ſelbſt dazu unfähig. Du biſt der Einzige, dem ich dieſe Art meiner Exiſtenz klagen kann, und nicht einmal darin finde ich Troſt. Eine gänzliche Taubheit meiner Nerven, die nur, wenn ich arbeite, mich alle Stacheln des Schmerzes fühlen laſſen*). Sage mir ein Wort insbeſondere, das wird wohlthun; aber um alles in der Welt ſchone mich nicht, das macht alles nur ſchlimmer." Wenn dieſe Worte des edeln Herzens ſchon tief rührend ſind, ſo geben die folgenden noch deutlicher das Bewußtſein von dem Beginn einer Gemüthskrankheit zu erkennen: „Wie ich itzt ſo klein, ſo ſchwach gegen ehmals mich fühle. Gieb mir mehr wirkliche Schmerzen,

*) Hier giebt Dorer ein Komma, vielleicht iſt hier irgend eine kleine Störung.

damit mich die imaginären nicht unterkriegen. O Schmerzen, Schmerzen! Mann Gottes, nicht Troſt iſt mein Bedürfniß. Dieſe Taubheit allein kann ich nicht ertragen."

Hiemit ſtimmt nun auch ſein Brief an Herder, Weimar den 9. Junius 1776 (nach Bückeburg gerichtet). Darin die Stelle: „Möge Glückſeligkeit von oben herab Dich umathmen, und Dich bald herüber zu uns wehen! Was ſoll ich Deiner Frau ſagen, dem Engel, der ſich wohl nicht vermuthet, wie ſehr ſeine freundliche, lichthelle Vorſtellung von mir hintergangen werden wird. Sei es! Vor einigen Monaten war ich freilich in glücklicherer Stimmung, aber mein Herz bleibt dennoch dasſelbe, taub zwar itzt für die ganze Natur, ein hinſchwindender Schatten, nicht einmal der Reminiſcenzen fähig. Komm bald."

Daß Lenzens Gemüthszuſtand leidend ſei, ſcheint nun in Weimar beſonders Frau von Stein gefühlt zu haben, und ſie iſt es vielleicht, welche die Kataſtrophe noch aufhielt.

So viel nun der Phantaſie für die Löſung des Räthſels gegeben iſt, ſo fehlt doch die Löſung ſelbſt. In Weimar waltete offenbar durch eine gewiſſe Verabredung ein tiefes Schweigen darüber unter den Wenigen, die davon wiſſen konnten. Hier fehlen nun auch die Briefe und es bleibt uns nur, die Auflöſung in Lenzens Dichtung zu ſuchen; man bemerkt aber bald, daß hier nur die leiſeſten Anſpielungen vorkommen, daß auch hier Verhüllungen ſind. Indeſſen iſt durch die erneute Publication des Waldbruders ein Schritt geſchehen, denn ohne Zweifel iſt dieſes Fragment eines Romans nach der Weimariſchen Kataſtrophe gedichtet und hat Beziehungen zu derſelben. So war denn der Verſuch einer Löſung um ſo näher gelegt und Dorer,

welcher jenes Fragment aus den Schillerſchen Horen von neuem vorführt, unterläßt nicht ihn zu machen.

Daß Lenz herzoglichen Befehl erhielt, Weimar auf der Stelle zu verlaſſen, iſt bekannt und ward ſchon von uns erwähnt. Goethe ſchreibt an Frau v. St., die vielleicht ſelbſt Zeugin war, oder durch ihren Gemal bereits unterrichtet ſein konnte, die kurzen Worte: „Lenz hat mir weggehend noch dieſen Brief an Herzogin Luiſe offen zugeſchickt, übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die ganze Sache reißt ſo an meinem Innerſten, daß ich erſt dadran wieder ſpüre, daß es tüchtig iſt und was aushalten kann.“

Gewiß war es irgend ein gewaltſamer Vorfall, aber welcher? Dorer legt ſich die Sache mit Folgendem zurecht (S. 160), indem er ſich beſonders auf das Gedicht „Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit“ ſtützt: „In dieſem Gedicht wird die Erfolgloſigkeit einer zum ſinnlichen Genuß geeigneten Ueberraſchung geſchildert und bedauert, und der Wunſch mit allem Feuer ausgeſprochen, daß der Anlaß ſich wiederholen und volle Befriedigung gewähren möge.“ Und er fährt fort: „Aber ſo wenig als die Liebe kann in Weimar die Ueberraſchung an und für ſich ſtrafbar erſchienen ſein. Ahndungswürdig hatte die Ueberraſchung nur durch verſchiedene Nebenumſtände werden können und dieſe dürften in der Stellung der Dame, in dem Orte der Ueberraſchung und in der Art und Weiſe der Einleitung derſelben, die die höchſten Kreiſe der Frauen in Weimar verletzte, gefunden werden. Es wird ſchwer ſein Gewiſſes über die meiſten dieſer Punkte zu erfahren, und ich erlaube mir nur die Vermuthung hier auszuſprechen, daß die Ueberraſchte das Fräulein von Waldner, die Geliebte unſres Lenz und die Ver-

lobte eines andern war.“ Die Scene hätte beſonders für die ſittenſtrenge Herzogin verletzend ſein müſſen.

Alſo eine Ueberraſchung, und Lenz käme hier in eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Ovid, ja mit Aktäon, der ſchon bei letzterem zum Vergleich herangezogen worden. Gewaltſam und anſtößig genug würde ein Vorfall dieſer Art ſein, zumal wenn nicht durch Zufall gegeben, ſondern durch keckes Eindringen veranlaßt, und Goethe's Wort „Eſelei“ würde hinreichend gerechtfertigt ſein, ja ſogar noch ſchonend erſcheinen. Allein eine andere Frage bleibt, ob dies im Charakter von Lenz liege, ob die Documente in der von ihnen gegebenen Steigerung des Gemüthszuſtandes irgend auf einen ſolchen Schlußact hindeuten. Man wird uns nach allem Vorigen fürs erſte ein Bedenken geſtatten.

VII.

Die Liebesgedichte.

Wir ziehen jetzt eine neue Quelle heran, Lenzens eigene Gedichte. In diesen feiert er den Gegenstand seiner Neigung, in diesen schüttet er sein Herz aus, hier muß also vorzüglich Aufschluß zu finden sein. Andererseits sind es ja nun eben diese dichterischen Werke, welche vor allen unsere Aufmerksamkeit besitzen, und wahrlich sie bedürfen mindestens ebenso sehr eines Commentars durch die Lebensverhältnisse, als dies bei den Goetheschen der Fall ist, denn hier haben wir es mit keiner idealen Chloe und Galathee zu thun, sondern mit lauter leibhaften Gestalten, mit wahren tiefen Empfindungen, und wenn uns auch einmal eine Phyllis begegnet, so liegt dahinter doch ein ganz anderer Name, den zu nennen nur die Verhältnisse verboten.

Bei den lyrischen Gedichten ist nun freilich sehr zu bedauern, daß es, bis auf einzelne Ausnahmen, ganz an Haltpunkten für die Zeitfolge gebricht. Als die Ausgabe der Lenzischen Schriften gemacht wurde, gab es auch nicht den geringsten Fingerzeig für den erotischen Inhalt der Gedichte und so ist denn hier alles durch einander gerathen. Wer aufräumen will, findet unberührten Boden und ein vollkommen rohes Material.

Wir aber ſind nun bereits in dem glücklichen Beſitz eines Leitſternes.

Zunächſt iſt eines Gedichtes zu gedenken, in dem ſich Lenzens Verlangen nach einem liebenden Weſen ausſpricht, zum Beweiſe, daß das Verhältniß mit Friederike vollſtändig gelöſt und keine andere an ihre Stelle getreten war. Dem Gedicht: „Allwills erſtes geiſtliches Lied" entlehnen wir die nachſtehenden Strophen:

Es iſt wahr, ich ſchmeckte ſchon
Augenblicke voll Entzücken,
Aber Gott, in Augenblicken,
Steht denn da dein ganzer Lohn?

Funken waren es von Freuden,
Vögel, die verkündten Land,
Wenn die Seele ihrer Leiden
Höh' und Tiefe nicht erſtand.

Aber gäb' es keine Flamme
Und betrög' uns denn dein Wort,
Sucht' uns, wie das Kind die Amme,
Einzuſchläfern fort und fort?

Nein, ich ſchreie — Vater, Retter,
Dieſes Herz will ausgefüllt,
Will geſättigt ſein, zerſchmetter'
Lieber ſonſt dein Ebenbild!

Soll ich ewig harren, ſtreben,
Hoffen und vertrau'n in Wind?
Nein, ich laß dich nicht, mein Leben,
Du beſeligſt denn dein Kind.

Dies brünstige Gebet des sehnenden, ungestümen Herzens blieb nicht unerhört. Ein Eindruck erfüllte des Dichters leeres Gemüth bald nur allzu sehr.

Impromptu auf dem Parterre.

Dies Erschrecken, dies Verlangen,
Das mich, als du kamst, umfangen,
Dies Gefühl — wer zaubert's nach?
Gott, wie schlug das Herz so schwach —
Als mein Glas ihn überraschte,
Jenen Blick, nach dem ich haschte,
Jenen Blick, o Huldgöttin!
Welch ein Himmel war darin!
Sieh mein Herz, das nach dir bebte,
Kannt' ich gleich die Ursach nicht,
Zog; obschon ich widerstrebte,
Stets mein Aug' auf dein Gesicht,
Bis ich, ohne daß ich's wußte
Wer du wärest, weinen mußte.

Wenn dies Gedicht das erste Erblicken schildert, so wird es wohl ohne Bedenken nach Straßburg zu setzen sein. Vielleicht gehört in die Nähe:

Bebe, beb' ihr auf zu Füßen,
Frühlingserde, und ein Flor
Junger Veilchen, sie zu grüßen,
Keim' aus deinem Schooß hervor!

Sagt ihr, Veilchen, eure Wonne,
Daß ihr sie zu sehn gekriegt,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne,
Fern von ihr, ein Bruder liegt.

Schon leidenschaftlicher das folgende: „Auf eine Quelle", worin *** sich gewöhnlich baden soll.

Heilige Quelle,
Wie so schön helle!
Ach, wärst du nicht so rein,
Ich legte mich hinein.
Zwar wär' es Sünd' auf lebenlang:
Doch macht mir nicht die Hölle bang;
Hab' ich sie doch im Busen hier,
So lange Minna fehlet mir.
Heilige Quelle,
Wie so schön helle!
Ach! trockneteſt du nicht vor Gluth,
Als sie sich legt' in deine Fluth,
Ach! hast du nicht mit geistigem Verlangen
Den schönen Leib umfangen?
Warf nicht der Baum sein blühend Haar
All hin auf ihrer Augen Paar,
Und deckte, daß sie es verstund,
Mit Lilien den Rubinenmund,
Mit Lilien sie um und um
Und klagte so sein Leiden stumm?
Heilige Quelle,
Wie so schön helle!
Du weißt es wohl, daß sie dich kennt,
Dir gerne deine Freude gönnt,
Ach! aber ich — mich kennt sie nicht,
Und gönnt mir nicht ihr Angesicht.

Ich habe hier, damit das Gedicht lesbarer sei, an Stelle des im Tieckschen Druck nur angedeuteten Namens die Kühnheit gehabt Minna zu setzen, obgleich nur ein W—. gegeben

ist. Ich vermuthe mit Grund, daß statt dieses W vielmehr M zu lesen war; nun brauchen wir aber einen zweisilbigen Vornamen, und da kommt in zwei anderen Gedichten auf eben diese Geliebte Minna vor. Das W. auf Waldner zu deuten würde nicht angehen.

Flammende Leidenschaft spricht sich ferner aus in dem Gedicht: „Ausfluß des Herzens, eine esoterische Ode." Nach Klopstockscher Art und drüber hinaus fließt hier Liebe und Gebet wunderbar in einander. Ich entnehme nur die Strophen:

Ach, ein Bild — Gott, du hießest es
Dem Genius mir vor's Auge halten;
Wach' ich früh am Morgen, so steht es vor mir —
Leg' ich mich nieder, so schwebt es vor meiner Stirne.

Bet' ich zu dir — wenn Himmel und Erden
Um mich vergehen — wenn du nur und ich in dir
Noch bin — dann lächelt dies Bild in voller Klarheit
Mir entgegen, daß das Herz mir hinwegschmilzt.

Endlich gewinnt die Entzückung in den Worten Ausdruck:

Herr, ich sahe ein Mädchen —
Die edle Gottesseele flammt im Auge,
Lieb', Unschuld, Größe, Wonne, Adel!

Es ist hier vor allem darauf hinzuweisen, daß die Leidenschaft, welche anfangs eine stark sinnliche Färbung hat, sich je mehr und mehr adelt und vergeistigt, namentlich als der Dichter in nähere Bekanntschaft mit der Heißgeliebten tritt.

In leichterer Weise spricht fürs erste noch das Verlangen ihr nahen zu dürfen sich in den Versen aus:

Wie mach' ich es? wo heb' ich Berge aus,
Mich ihr zu nähern? Wer kommt mir zu Hülfe?
O wär' ich leicht wie Zephyr, wie ein Sylphe,
Ach, oder dürft' ich in ihr Haus
Unmerkbar leiſe, wie die Maus!
O wär' ein Zauber da, mich zu zerſchneiden, ſpalten,
Mich tauſendartig zu geſtalten:
Gönnt' er mir nur das Glück ihr Angeſicht zu ſehn,
In tauſend Tode wollt' ich gehn.
Die ſchwarzen Augen, deren ſüßes Feuer
Zu Boden wirft, was ihnen naht, der Schleier
Des unbezwungnen Geiſtes, der von jedermann
Anbetung ſich erzwingt, auch wer ihn haſſen kann,
Das holde Mündchen, das ſo fein empfindet,
So zärtlich liebet, das ſchalkhafte Kinn,
Gebildt von einer Huldgöttin.

Schwer wird ihm der Entſchluß einer Annäherung. Ich ſetze hieher das Stück:

So kurz das Leben iſt, ſo ſehr mein Herz erſchrickt
Vor ſeinem kühnen Unternehmen,
Und ſtill ſteht vorm Gedanken, daß die bangen
Accente ſeines Grams bis zu ihr ſelbſt gelangen,
Des Grams, den ich ſo gern verſchwieg,
Der nie zur Sprache ſich verſtieg, —
Doch jetzt, ach jetzt, wer kann ihm widerſtehen,
Dem Wunſch, ſich wenigſtens von ihr bedaurt zu ſehen —
Von euch, ihr himmelvollen Augen, deren Licht
Mir Witz und Sprache leiht, die meinem Schmerz gefehlet,
Und jeden Mund, der von euch ſpricht,
Mit göttlicher Beredtſamkeit beſeelet.

Er ſcheint jetzt Zutritt gefunden und Bekanntſchaft gemacht zu haben. Das drückt ſich in dem ſehr ſchönen Liede aus:

An **.

In der Nacht, im kalten Winter
Wird's so schwarz und graulich nicht,
Als in meinem armen Herzen,
Fern von deinem Angesicht.

Aber, wenn es wieder lächelt
In die Seele mir hinein,
Werd' ich jung und neugeboren,
Wie das Feld im Sonnenschein.

Du allein giebst Trost und Freude;
Wärst du nicht in dieser Welt,
Stracks fiel' alle Lust zusammen,
Wie ein Feuerwerk zerfällt.

Wenn die schöne Flamm' erlöschet,
Die das all' gezaubert hat,
Bleiben Rauch und Brände stehen
Von der königlichen Stadt.

Von Wichtigkeit ist das folgende Gedicht wegen des beigefügten Datums:

Aufopfern dich, du himmlischer Gewinn,
Dich Engel! einer Bulerin? —
Nein, nimmer, nimmer! möge mit Erröthen
Mein Schutzgeist auf mich niedersehn,
Und mich verderben sehn in meinen Nöthen,
Fänd' ich dich jemals minder schön.
Und will mein Herz für andern Reiz entbrennen,
Und seine Liebe Freundschaft nennen,
So stürm' die Leidenschaft wie heut die Larv' ihr ab,
Und stoß' mich einen Schritt voraus ins Grab.

Den 19. April 1774.

Die wachsende Leidenschaft zeigen uns zwei Gedichte unter dem Namen Phyllis, gleichfalls mit einem Datum, 14. März 1775 (s. o.):

Der Dichter verliebt.

Ich dich besingen, Phyllis? Nein!
Ich fühle dich zu sehr, um jetzt nicht stumm zu sein.

So werden denn die Gedichte jetzt auch kürzer, mehrere von ihnen sind bloße Interjection. Von längeren erwähne ich:

Die erste Frühlingspromenade.

Der Baum, der mir den Schatten zittert,
Der Quell, der mir sein Mitleid rauscht;
Der Vogel, der im Baume zwittert,
Und ob ich ihn auch höre, lauscht;
Die ganze freundliche Natur
Nimmt mich umsonst in ihre Kur.

Die Weisheit, strengen Angesichtes
Und guten Herzens, aber kalt,
Lacht meines glühenden Gedichtes
Von Liebe — und doch glaubt sie's bald,
Will mich bezaubern, trösten mich,
Bezaubert und verirret sich.

Die Schöne, die auf jungen Rosen
Des liebesbangen Mayen liegt,
Von der, dem Kummer liebzukosen,
Mir Blick und Wunsch entgegenfliegt,
Die schraubt mein mir entrücktes Herz
Nur höher auf zu wildem Schmerz.

VII.

Die Liebesgedichte.

Wir ziehen jetzt eine neue Quelle heran, Lenzens eigene Gedichte. In diesen feiert er den Gegenstand seiner Neigung, in diesen schüttet er sein Herz aus, hier muß also vorzüglich Aufschluß zu finden sein. Andererseits sind es ja nun eben diese dichterischen Werke, welche vor allen unsere Aufmerksamkeit besitzen, und wahrlich sie bedürfen mindestens ebenso sehr eines Commentars durch die Lebensverhältnisse, als dies bei den Goetheschen der Fall ist, denn hier haben wir es mit keiner idealen Chloe und Galathee zu thun, sondern mit lauter leibhaften Gestalten, mit wahren tiefen Empfindungen, und wenn uns auch einmal eine Phyllis begegnet, so liegt dahinter doch ein ganz anderer Name, den zu nennen nur die Verhältnisse verboten.

Bei den lyrischen Gedichten ist nun freilich sehr zu bedauern, daß es, bis auf einzelne Ausnahmen, ganz an Haltpunkten für die Zeitfolge gebricht. Als die Ausgabe der Lenzischen Schriften gemacht wurde, gab es auch nicht den geringsten Fingerzeig für den erotischen Inhalt der Gedichte und so ist denn hier alles durch einander gerathen. Wer aufräumen will, findet unberührten Boden und ein vollkommen rohes Material.

Wir aber sind nun bereits in dem glücklichen Besitz eines Leitsternes.

Zunächst ist eines Gedichtes zu gedenken, in dem sich Lenzens Verlangen nach einem liebenden Wesen ausspricht, zum Beweise, daß das Verhältniß mit Friederike vollständig gelöst und keine andere an ihre Stelle getreten war. Dem Gedicht: „Allwills erstes geistliches Lied" entlehnen wir die nachstehenden Strophen:

Es ist wahr, ich schmeckte schon
Augenblicke voll Entzücken,
Aber Gott, in Augenblicken,
Steht denn da dein ganzer Lohn?

Funken waren es von Freuden,
Vögel, die verkündten Land,
Wenn die Seele ihrer Leiden
Höh' und Tiefe nicht erstand.

Aber gäb' es keine Flamme
Und betrög' uns denn dein Wort,
Sucht' uns, wie das Kind die Amme,
Einzuschläfern fort und fort?

Nein, ich schreie — Vater, Retter,
Dieses Herz will ausgefüllt,
Will gesättigt sein, zerschmetter'
Lieber sonst dein Ebenbild!

Soll ich ewig harren, streben,
Hoffen und vertrau'n in Wind?
Nein, ich laß dich nicht, mein Leben,
Du beseligst denn dein Kind.

Dies brünstige Gebet des sehnenden, ungestümen Herzens blieb nicht unerhört. Ein Eindruck erfüllte des Dichters leeres Gemüth bald nur allzu sehr.

Impromptu auf dem Parterre.

Dies Erschrecken, dies Verlangen,
Das mich, als du kamst, umfangen,
Dies Gefühl — wer zaubert's nach?
Gott, wie schlug das Herz so schwach —
Als mein Glas ihn überraschte,
Jenen Blick, nach dem ich haschte,
Jenen Blick, o Huldgöttin!
Welch ein Himmel war darin!
Sieh mein Herz, das nach dir bebte,
Kannt' ich gleich die Ursach nicht,
Zog; obschon ich widerstrebte,
Stets mein Aug' auf dein Gesicht,
Bis ich, ohne daß ich's wußte
Wer du wärest, weinen mußte.

Wenn dies Gedicht das erste Erblicken schildert, so wird es wohl ohne Bedenken nach Straßburg zu setzen sein. Vielleicht gehört in die Nähe:

Bebe, beb' ihr auf zu Füßen,
Frühlingserde, und ein Flor
Junger Veilchen, sie zu grüßen,
Keim' aus deinem Schooß hervor!

Sagt ihr, Veilchen, eure Wonne,
Daß ihr sie zu sehn gekriegt,
Sagt ihr, daß in eurer Sonne,
Fern von ihr, ein Bruder liegt.

Schon leidenschaftlicher das folgende: „Auf eine Quelle", worin *** sich gewöhnlich baden soll.

Heilige Quelle,
Wie so schön helle!
Ach, wärst du nicht so rein,
Ich legte mich hinein.
Zwar wär' es Sünd' auf lebenlang:
Doch macht mir nicht die Hölle bang;
Hab' ich sie doch im Busen hier,
So lange Minna fehlet mir.
Heilige Quelle,
Wie so schön helle!
Ach! trockneteſt du nicht vor Gluth,
Als sie sich legt' in deine Fluth,
Ach! hast du nicht mit geistigem Verlangen
Den schönen Leib umfangen?
Warf nicht der Baum sein blühend Haar
All hin auf ihrer Augen Paar,
Und deckte, daß sie es verstund,
Mit Lilien den Rubinenmund,
Mit Lilien sie um und um
Und klagte so sein Leiden stumm?
Heilige Quelle,
Wie so schön helle!
Du weißt es wohl, daß sie dich kennt,
Dir gerne deine Freude gönnt,
Ach! aber ich — mich kennt sie nicht,
Und gönnt mir nicht ihr Angesicht.

Ich habe hier, damit das Gedicht lesbarer sei, an Stelle des im Tieckschen Druck nur angedeuteten Namens die Kühnheit gehabt Minna zu setzen, obgleich nur ein W—. gegeben

Der Himmel koſtet Leiden hier,
Ich leide froh, kann ich von dir
Mir einen Blick erwerben.

Nur du verdienſt beglückt zu ſein;
Drum will ich gerne Gram und Pein
In meiner Bruſt verſchließen.
Den Thränen will ich widerſtehn;
Du Engel ſollſt ſie niemals ſehn
Auf meinen Wangen fließen.

Ach! traue deutſcher Redlichkeit,
Die ſich zu deinem Dienſte weiht;
Und willſt du ſie belohnen,
So müſſe Tag und Nacht der Schmerz
Dir Freude ſein, und Luſt und Scherz
Dein ſchönes Herz bewohnen.

Alsdann, mein Kind, iſt alles gut,
Alsdann ſo mag mein junges Blut
Für dich die Erde färben.
Es iſt mir ſonſt nichts fürchterlich,
Als dich betrübt zu ſehen, dich!
Viel ſanfter thut's zu ſterben.

Drum fleh' ich, heitre dein Geſicht,
Und ſcheue Höll' und Himmel nicht,
Bleibt mir dein Auge offen.
Wenn du vergnügt und glücklich biſt,
Und ſtünd' ich auf dem Richtgerüſt,
So iſt mein Ziel getroffen.

Und wär' ich in der Sklaverei
Und hätte nur den Troſt dabei,
Für dich, für dich zu leiden,

Und wär' ich jenseit über Meer
Und wüßt', daß Minna glücklich wär',
Doch wär' ich zu beneiden!

Nur sie, nur sie muß glücklich sein,
Nur sie, nur sie verdient's allein,
Und ging' die Welt zu Grunde!
Ich selber mit! O wie so schön
Würd' ich alsdann zu Grunde gehn,
Schlag' bald, du schöne Stunde!

Das Gedicht ist, wie auch das vorige, mit „Lenz" unterzeichnet, und für uns kann nicht zweifelhaft sein, an wen es gerichtet sei; ich vermuthe hier, der Name Minna könnte vielleicht auch zu Adelaide gehören. Das Stück ist kühnster Entschlüsse voll unter der Voraussetzung, daß die Geliebte selbst in einem gezwungenen Verhältniß unglücklich und dem Dichter in Wahrheit zugeneigt sei.

Nun finden wir auch Lieder, welche die tiefste Melancholie an sich tragen, welche den bestimmten Verlust der Geliebten zeigen und den Dazwischentritt einer gewaltsamen Scene ahnen lassen. Dahin gehört vor allen das außerordentlich schöne Stück mit der Ueberschrift:

An Henriette*).

Von Gram und Taumel fortgerissen,
Verzweiflungsvoll dein Bild zu küssen,
Ach, alles was mir übrig ist.

*) Alfred Nicolovius hat (J. G. Schlossers Leben und litterarisches Wirken) dies und andere Stücke fälschlich auf den Tod von Schlossers Gattin, Goethe's Schwester, bezogen, allein alsdann begreift man die

Dies Bild will ich am Munde halten,
Wenn alles an mir wird erkalten
Und du mir selbst nicht denkbar bist.

Ich vermuthe wieder, daß auch Henriette ein Name Adelaidens von Waldner ist, die er mit ihrem Rufnamen nicht bezeichnen durfte, ebenso wie Minna.

Ferner, was Tieck weit davon getrennt, ein Lied von hinreißender Schönheit:

Verzeih' den Kranz, den eines Wilden Hand
Um dein geheiligt Bildniß wand,
Hier, wo er unbekannt der Welt,
In dunkeln Wäldern, die ihn schützen,
Im Tempel der Natur es heimlich aufgestellt,
Und wenn er davor niederfällt,
Die Götter selbst auf ihren Flammensitzen
Für eifersüchtig hält.

Man kann zweifelhaft sein, ob die Erwähnung der Wälder hier auf die „selbstgewählte Einsamkeit" zu Berka hinweise, oder ob wir an ein späteres noch dunkleres Stadium zu denken

---

pseudonyme Ueberschrift nicht, denn jene hieß mit vollem Namen: Cornelia Friedrike Christiane. Dagegen ist Nicolovius ein anderes auf den Tod von Schlossers erster Frau bezügliches Gedicht entgangen (Tiecks Ausg. III, S. 251):

Ach, soll so viele Trefflichkeit
So wenig Erde decken?
In diesem dürren Moosekleid
Und kümmerlichen Hecken,
Ist dieses schlechte Kissen werth,
Daß hier dein Haupt der Ruh' begehrt?

haben, welches hinter der Verbannung von Weimar liegt. Für letzteres spräche vielleicht die Aehnlichkeit der Situation mit dem Roman „der Waldbruder", falls dieser nämlich gleichfalls später zu setzen wäre.

Sehr deutlich dagegen gehört in eine bestimmte Zeit das überaus schöne Gedicht, von dem wir bereits die ersten Strophen mittheilten. Es stehe hier nun ganz:

Mit schönen Steinen ausgeschmückt,
Von frohen Lichtern angeblickt,
Da sitzest du vielleicht anitzt,
Wo doch dein Auge heller blitzt,

Und denkest nicht, daß hier in Nacht
Ein ausgeweintes Auge wacht,
Das überall, wohin es flieht,
Kein Mittel mich zu retten sieht.

Dies Reißen in der Stirn und Brust,
Der Todesbote, meine Lust,
Auch er, auch er läßt mich allein,
Ach, der Betäubung dumpfer Pein.

Wo war ich doch, wer war ich doch —?
Gefühl voll Angst! ich lebe noch.
Ich dachte schon, ich läg' in Ruh',
Und Freundeshand, die deckte zu.

Ach! aber Freundeshand bringt mir
Den Kelch des Todes und von dir,
Von dir, von dir! mehr als der Tod,
Was überm Grabe schlimmer droht.

Fern und verachtet und mißkannt,
Wo niemand weiß, wer mich verbannt,
Ach, wie so glücklich ist der Mann,
Der dir zu Füßen sterben kann.

Ach, wär's auch nur vor deiner Thür,
Vorm Thor der Stadt — nicht aber hier,
Wo ihn der Himmel selbst nicht kennt,
Und kaum die Erd' ein Grabmal gönnt.

Wenn nicht alles täuscht, muß das Gedicht bald, nachdem der Dichter Weimar verließ, gedichtet sein, im frischesten Eindruck des Erlebten. Wir werden weiterhin noch Elemente zu seiner Erklärung bieten können.

Zuletzt kommen wir hier auf ein Gedicht, dem, wie man es auch auffassen möge, jedenfalls eine besondere Bedeutung beizumessen ist. Das Gedicht lautet vollständig:

Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit.

Eine Predigt über den Text: Die Mahlzeit war bereitet, aber die Gäste waren ihrer nicht werth.

Von nun an die Sonne in Trauer,
Von nun an finster der Tag,
Des Himmels Thore verschlossen;
Wer ist der wieder eröffnen,
Mir wieder erschließen sie mag?
Hier ausgesperret, verloren
Sitzt der Verworfne und weint,
Und kennt im Himmel, auf Erden
Gehässiger nichts als sich selber,
Und ist im Himmel, auf Erden
Sein unversöhnlichster Feind. —

Auf gingen die Thore,
Ich ſah die Erſcheinung;
Und war's kein Traum?
Und war's ſo fremd mir?
Die Tochter, die Freude*),
Der Segen des Himmels,
In weißen Gewölken,
Mit Roſen umſchattet,
Duftete ſie hinüber zu mir,
In Liebe hingeſunken,
Wie ſchrecklich in Reizen geſchmückt,
Schon hatt' ich ſo ſelig, ſo trunken
Feſt an mein Herz ſie gedrückt,
Ich lag im Geiſt ihr zu Füßen,
Mein Mund ſchwebt' über ihr,
Ach! dieſe Lippen zu küſſen,
Und dann mit ewiger Müh'
Den ſüßen Frevel zu büßen! —

In dem einzigen Augenblick,
Große Götter, was hielt mich zurück?
Kommt er nicht wieder?
Er kehret nicht wieder!
Ach, er iſt hin der Augenblick,
Und der Tod mein einziges Glück!

Daß er käme!
Mit bebender Seele
Wollt' ich ihn faſſen,
Wollte mit Angſt ihn

*) In der Tieckſchen Ausgabe ohne Komma: „Die Tochter die Freude", was hier für das Verſtändniß nicht gleichgültig, denn gemeint iſt: die Tochter des Himmels, die Freude des Himmels u. ſ. w.

Und mit Entzücken
Halten, ihn halten,
Und ihn nicht laſſen,
Und drohte die Erde mir
Unter mir zu brechen,
Und drohte der Himmel mir
Die Kühnheit zu rächen,
Ich hielte, ich faßte dich,
Heilige, Einzige,
Mit all deiner Wonne,
Mit all deinem Schmerz,
Preßt' an den Buſen dich,
Sättigte einmal mich,
Wähnte, du wärſt für mich,
Und in dem Wonnerauſch,
In den Entzückungen
Bräche mein Herz!

Das Gedicht, gewiß eins der ſchwungvollſten, feurigſten, die je in deutſcher Sprache geſchrieben worden, hat freilich einige Dunkelheit und entbehrt des ſcharfen Umriſſes, vielleicht ſelbſt der ſtrengen Logik, ſo daß es auszulegen und zu rathen giebt. Man fragt ſich, ob es allgemein oder beſonders zu nehmen ſei, von einem beſtimmten Fall. Für jetzt nur ſo viel: Während einerſeits manches auf eine wirkliche Ueberraſchung deutet, hat doch wiederum das Ganze eine ideale, ſymboliſche und träumeriſche Haltung, ein gewiſſes Helldunkel, und wohl beachte man die Worte „ich lag im Geiſt ihr zu Füßen", ein Ausdruck, der nicht bloß dieſer Zeile gilt. So weiſt denn namentlich das „duftete ſie hinüber zu mir", und „die Freude des Himmels" wohl eben dorthin. Großartig ſchön und ſehr bezeichnend für den Sinn des Ganzen iſt mir beſonders noch

der Ausdruck: „schrecklich mit Reizen geschmückt", der auf die Unnahbarkeit der Götterschönheit hindeutet. Ich finde den Schwerpunkt des Gedichtes eben in dem Verliebtsein zum Sterben und in der Unnahbarkeit der übermenschlichen Schönheit, darin, daß der Dichter sich tadelt, sich haßt, weil er den gebotenen Moment der Sättigung versäumt, obwohl er in dessen Ergreifen seinen Untergang sieht, und daß er dennoch die Wiederkehr wünscht, um eben darin Sättigung und Tod zu finden. So drückt dies Gedicht am tiefsten und am poetischsten den Charakter der edeln Liebe aus; zur Bestätigung kann das Gedicht Tantalus dienen, wovon weiter unten.

Daß Lenz bei seiner Leidenschaft, nahebei nach antiker Art, sich als ein Opfer des gottgesandten Leidens ansah, drückt noch das schöne, ruhig ergebungsvolle Gedicht aus:

Nur der bleibende Himmel kennt,
Was er den schwachen Sterblichen gönnt,
All ihr Glück, erstohlen von Qualen,
Hinter Wettern zitternde Stralen,
Was ihr Herz sich gesteht und verhehlt,
Alles hat er ihnen zugezählt
Unerbittlich — all ihre Triebe,
Alle Grad' und Gestalten der Liebe,
Alle Reibungen von Wünschen und Schrecken,
Hoffen und Zagen bei schwimmenden Zwecken.

Möchten die so durch die Lebensumstände beleuchteten Gedichte den Eindruck erwecken, daß wir es hier mit einem der größten Lyriker nicht nur Deutschlands, sondern aller Zeiten zu thun haben — und der bisher, selbst nachdem man ihn gedruckt, so gut als unbekannt war.

VIII.

Späteres Leben: Wahnsinn, Herstellung, Tod. 1776—1792.

Der unglückliche Lenz verließ Weimar am 1. December 1776; und wohin nahm er seinen Weg? In dem Abschiedsbrief, den er am letzten Tage in Weimar an Herder schrieb, heißt es: „Schick mir wo möglich einige Zeilen Stärkung, derweil ich in Emmedingen bin;" und am Schluß: „In der Christnacht bei Schlossern." In Weimar wußte man nicht wo er war; wenigstens schreibt Wieland, der so viel herzlichen Antheil an ihm nahm, am 13. Juni 1777 an Merck nach Darmstadt: „Wo ist Lenz, und wie geht's dem guten Jungen" —. Durch Herder war Lenz bei seinem Abgange ein Reisegeld übergeben worden, aus seinem Brief an Herder vom 29. November 1776 (s. Briefe von und an Merck I, S. 244) scheint aber hervorzugehen, daß er es, als mit seiner Ehre unverträglich, nicht annahm. Mit Schrecken könnten uns Andeutungen in seinen Gedichten erfüllen, die von Aufenthalt in Wäldern sprechen, zumal wenn man damit die im Waldbruder herrschende Stimmung verbinden will. Doch ist wahrscheinlich, daß Lenz sich bei Schlosser zu Emmendingen, oder in dessen Nähe aufgehalten habe, und die große Zahl der Werke, welche in dieser Zeit er-

wachsen sein müssen, giebt volle Kraft des Geistes zu erkennen. Bei Schlosser in dessen ländlicher Umgebung und unter dessen Einfluß schrieb er wahrscheinlich auch die Erzählung „Der Landprediger", da sie nämlich im deutschen Museum Juni 1777 gedruckt worden und ihr Inhalt auf Ländliches und Oekonomisches verweist.

Hier treffen wir auf eine chronologische Verwirrung, die vor allen Dingen ins Reine gebracht werden muß, da sie Einfluß übt auf die gesammte Beurtheilung der Verhältnisse. Mehrere Darsteller haben angenommen, Lenzens Wahnsinn habe sich im Sommer 1777 gezeigt, als der Dichter sich zu Emmendingen bei seinem Freunde Schlosser aufhielt. So faßte es schon Reichardt auf; dieser sagt ausdrücklich: „1777 war Lenz wieder in Emmendingen bei Schlosser und da brach sein Wahnsinn aus," ja er bringt denselben in Verbindung mit dem Tode von Schlossers Frau. Aehnlich ist nun auch die Darstellung bei Tieck: „Sein Schmerz, die Verwirrung aller seiner Gemüthskräfte brach in Schlossers Hause bald in Wahnsinn und Raserei aus." Der Herausgeber der Werke erzählt weiter, daß man Lenz habe in Ketten legen müssen, da er nicht zu zwingen war; dann, weil das Elend in Schlossers Nähe zu groß gewesen, habe dieser ihn in der Nachbarschaft in Aufsicht gegeben zu einem Schumacher u. s. w. Ebenso und zum Theil mit denselben Worten nun auch Nicolovius in J. G. Schlossers Leben und litterarischen Werken, S. 63. Nachdem er den Tod von Schlossers Gattin Cornelia am 7. Juni 1777 berichtet und daß Lenz ihren Tod besungen habe, meldet er auch, daß bald darauf sich der Wahnsinn eingestellt, man den Dichter gefesselt, in Aufsicht gegeben; die Raserei aber habe sich dann

gelegt, ſei in Schwermut übergegangen, ſo daß Lenz ſich nach der Schweiz begeben konnte; am 28. September habe er von Zürich aus geſchrieben u. ſ. w.

Dieſe Auffaſſung aber ſtimmt nicht mit den ſpäter bekannt gewordenen genaueren Angaben, weder mit dem was Stöber berichtet, noch mit dem was aus dem Lavaterſchen und Saraſinſchen Briefwechſel hervorgeht. Danach war Lenz im Winter zu Emmendingen, begab ſich aber im Frühling nach der Schweiz, zunächſt wohl nach dem benachbarten Baſel, zur Familie Saraſin; dann ferner läßt ſich ſein Aufenthalt ohne beſondere Lücke nachweiſen. Am 11. Mai und 2. Juni finden wir Lenz zu Zürich, alſo bei Lavater, oder in deſſen Nähe; am 14. Juni ſchreibt er auf einer Reiſe mit Kayſer aus Urſerenthal. Darauf ein Brief an Saraſin, zwar ohne Datum, doch durch ſich ſelbſt deutlich genug ſprechend. Er beginnt: „Ihr letztes Schreiben fand ich bei meiner Zurückkunft vom Gotthard kaum bei Lavatern, der verreiſt war, als ich den folgenden Morgen in der Frühe es ſchon befolgte. Immer glaubte ich, man hätte mich ſchrecken wollen, ſo wenig können wir uns überreden, daß das wahr ſei, was uns zu Boden ſchlagen ſoll.“ Es war nämlich Lenz der Tod von Schloſſers Frau gemeldet worden, und man ſieht, die Aufforderung war an ihn gerichtet, ſchnell zu Schloſſer zu eilen, um dieſem troſtreich zur Seite zu ſtehen. Aus dem Ferneren des Briefes erhellt, daß er ſich ſelbſt bereits bei Schloſſer befand und alſo aus Emmendingen ſchreibt: „Ueberbringer dieſes Briefes iſt der Baron Hohenthal, der ein alter Bekannter von Schloſſern und nach der entſetzlichen Wunde auf einige Tage zu ihm gekommen iſt. Er will die Schweiz ſehen; ich habe ihm verſprochen einen

Brief an Sie mitzugeben. Vielleicht komme ich gar selbst nach Basel und mache einen kleinen Weg mit ihm nach Lausanne*). Doch das sind noch Luftschlösser, die ein Hauch einwirft."

Hier war also Lenz wirklich wieder Ende Juni oder Anfang Juli in Emmendingen, aber nichts von Ausbruch des Wahnsinns. Zwei Gedichte Lenzens aus dieser Zeit trauern über den Verlust der verehrten Freundin:

Ich suche sie umsonst, die heilige Stelle,
Ging hier umsonst den Sturz des Berges hinüber,
Schau' über Bäumen zur Wiese hinab,
Finde sie nicht.
Hier war's, hier war's, wo die Bäume sich küssen,
Sich still und heilig auf ewig umarmen,
Hier war's, wo die ermüdete Quelle
Sanft nach ihr weint — nimm meine Trauer mit.
Hier war's, hier, wo der grausame Himmel
Hinter dem freundlichern Laube verschwindt,
Und mein schont. Empfange mich Erde,
Daß du mein Grab wärst — ich soll euch verlassen,
Sie verlassen, von ihr vergessen,
Wie ein vorüber gewehter Windhauch!
Ach, ich beschwör' euch, ihr schöner zu grünen,
Wenn der Frühling sie wieder hieher lockt.
Wenn sie unter Gelächter und Freunden
Und ihrer Kinder Jubel-Getümmel
Zu euch kehrt, euch blühender macht.
Unglückliche, ihr kommt nicht zu ihr,
Euer Wehen, eure Seufzer,

*) So glaube ich emendiren zu müssen. Dorer giebt: und nach einem kleinen Weg. Lenzens Handschrift war in späterer Zeit sehr unleserlich, woher die vielen Fehler in den Drucken.

Eure Klagen hört ſie nicht.
Aber ſie wird, wenn ſie euch vorbeigeht,
Süßern Schauer empfinden, ſie wird euch
Mit ihren Blicken ſegnen, ihr werdet
Glücklicher ſein, als ich.

So ſoll ich dich verlaſſen, liebes Zimmer,
Wo in mein Herz der Himmel niederſank,
Den ich aus ihrem Blick, wie ſelig, aus dem Schimmer
Der Gottheit auf der Wange trank,
Wenn ſich ihr Herz nach ihm, nach ihm empörte,
Und ihr entzücktes Ohr der Sphären Wohllaut hörte,
Wenn ſie mit Shakeſpeare, der ihren Geiſt umfing,
Ha, zitternd oft vor Furcht und Freude,
Der Engel Luſt im ſüßen Unſchuldskleide,
In die Myſterien des hohen Schickſals ging:
Auch ich ſah ihren Pfad, auch mir
War es vergönnt, ein Röschen drauf zu ſtreuen,
Zur Prieſterin des Gottes ſie zu weihen,
Und hinzuknien vor ihm und ihr.

Ach, wär' ich nur ſo rein geweſen,
Als die Erſcheinung dieſes Glücks
Vorausgeſetzt. Ihr höhern Weſen,
Verzeiht dem Strauchelnden, euch waren ſie erleſen,
Doch Ewigkeiten Luſt ſind Kranken, die geneſen,
Nur Freuden eines Augenblicks.

Ja, es erwarten dich, du Himmelskind! der Freuden
Unzählige, durch ſelbſt gemachte Leiden,
Dir unbegreiflich, längſt erkauft,
Mit Thränen ingeheim getauft;

Ja, es erwartet dich, was du nicht lösen könntest,
Der Räthsel Allentwickelung
Und höherer Gefühle Schwung,
Wovor dir schwindelte, die du dir selbst nicht gönntest.

Indessen wird die weiße Hand
Des Jünglings Ungestüm beschränken,
Und wenn die Seele schon auf blassen Lippen stand,
Die Lust zum Leben wiederschenken.
Ich aber werde dunkel sein,
Und gehen meinen Weg allein.

Was Goethe's Schwester für Lenz gewesen sei, leuchtet besonders aus einem Gedicht an Frau Saraſin hervor, insbesondere aus den Zeilen:

Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte.
Ihr zart' Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte —*)

Worte, die nicht bloß für die Verstorbene achtunggebietend sind, sondern in denen sich auch zugleich die edle Natur Lenzens abspiegelt. Zum Ueberfluß beweisen sie, daß hier von keinem Liebesverhältniß die Rede sein kann.

Dazu ein Gedicht auf Schlossers Kind, dessen Geburt der Mutter den Tod gebracht hatte; es spiegelt sich darin eine tiefe Hypochondrie:

---

*) Bei Nicolovius, Schlossers Leben S. 66; außerdem bei Dorer.

Willkommen, kleine Bürgerin,
Im bunten Thal der Lügen,
Du gehſt dahin, du Lächlerin,
Dich ewig zu betrügen.

Was weineſt du? Die Welt iſt rund,
Und nichts darauf beſtändig,
Das Weinen iſt nur ungeſund,
Und der Verluſt nothwendig.

Einſt wirſt du, kleine Lächlerin,
Mit ſüßern Schmerzen weinen,
Wenn alle deinen treuen Sinn,
Gott! zu verkennen ſcheinen.

Dann wirſt du ſtehn auf deinem Werth
Und blicken wie die Sonne,
Von der ein jeder weg ſich kehrt,
Zu blind für ihre Wonne.

Bis daß der Adler kommen wird
Aus fürchterlichen Büſchen,
Der Welten ohne Troſt durchirrt,
Wie wirſt du ihn erfriſchen.

Das dunkle Gedicht enthält unverkennbare Anſpielungen auf Lenzens Erlebniſſe und giebt ſeinen Gemütszuſtand zu erkennen, der nur ſcheinbar beruhigt war und bei jeder Gelegenheit wieder mit offenen Wunden hervorbrach.

Aber Lenz blieb nicht lange bei Schloſſer, ſondern trat wirklich die angekündigte Reiſe mit dem Baron Hohenthal an. In einem Brief ohne Datum leſen wir: „Theuerſter Freund und Freundin, nur Augenblicke, die mir dazu zugemeſſen ſind,

darf ich anwenden, Ihnen zu ſagen, daß wir nach Italien reiſen, von da wir erſt gegen den September über den Gotthard nach Zürich zurückzukommen denken." Er bittet dann um Empfehlungen nach Italien. Ob er, wie er ankündigte, auf dieſer Reiſe Baſel berührt, ſteht nicht feſt, doch iſt es nach dem Weg der Reiſe mehr als wahrſcheinlich. Wir treffen ihn dann am 10. Juli in Neuburg (Neuenburg), aber ſchon am 9. Auguſt wieder in Bern, und von da ſchreibt er an Saraſin: „Da bin ich nun durch wunderbare Schickſale und Abenteuer, mit denen ich Sie und Ihre Frau Gemalin mündlich zu unterhalten gedenke, von meinem Reiſegefährten getrennt und habe vor der Hand ſtatt Italiens noch nach Bern linksum gemacht, obſchon ich bereits am Fuße des St. Plomb (Simplon) war." So zerſchlug ſich denn für Lenz zum zweiten Mal die Ausſicht zur erſehnten Reiſe nach Italien ohne ſeine Schuld. Den Grund leſen wir in einem ſpäteren Brief: „Herr von Hohenthal wird hoffentlich nicht verſäumt haben Ihnen ſeine Aufwartung zu machen. Er kränkelt zu viel, als daß er es wagen dürfte in der Hitze nach Welſchland zu gehen." Lenz machte nun, wie es ſcheint, allein von Bern aus wieder Gebirgsreiſen; in den Hochalpen vielleicht ſchrieb er ſeinen Aufſatz: „Die Erſchaffung der Welt, ein Traum in den Schweizergebirgen," bei Tieck III, 276. Nach Zürich zurückgekehrt, fand er zu ſeinem Leidweſen, daß ein paar Tage zuvor Saraſin und Frau dageweſen waren. In einem heiteren Brief beklagt er dies Verfehlen. Dieſer Brief, der achte bei Dorer, ſcheint vor dem ſiebenten geſchrieben zu ſein, letzterer, welcher Grüße von Lavater an Saraſin einſchließt, iſt aber von Zürich den 16. September datiert, alſo wird Lenz ſchon vor dieſem daſelbſt eingetroffen

ſein; ebenda finden wir ihn auch noch am 28. September. Am 12. December aber ſchreibt Lenz aus Winterthur; er hat eine kleine Streiferei an den Bodenſee herab, durch St. Gallen und Appenzell gemacht und befindet ſich wahrſcheinlich auf dem Wege nach Baſel. Er hatte eine Komödie machen wollen und bereits theilweiſe überſandt, welche im Familienkreiſe bei Saraſin geſpielt werden ſollte; wenn nun hier eine Lücke in den Briefen iſt, ſo darf man annehmen, daß Lenz eben dort verweilt habe. Wir fragen in ſolcher Nähe des ausbrechenden Wahnſinns nach des Dichters körperlichem und geiſtigem Zuſtande in dieſer Zeit und finden da nur die kurze Andeutung in dem Brief vom 10. December: „Hier in Ermangelung eines Liedgens an „Ihr Weib und Schinznach", das ich ſchuldig bleibe bis Körper und Gemüth bei mir in beſſeren Umſtänden ſind, ein Liedgen auf Schloſſers Kind." Das beigelegte Lied (ſ. o.) ſpricht nun allerdings plötzlich eine ſehr erregte Stimmung aus, man könnte darin vielleicht ſchon die erſten Symptome des beginnenden Wahnſinns erkennen, während die vorhergehenden Briefe noch die größte Geiſtesklarheit und ſogar eine gewiſſe Heiterkeit an ſich tragen. Die Zerſtreuung der Reiſe, auf der namentlich das Erhabene der Naturſcenen dem Gemüth des Dichters zuſagte, dann die Bekanntſchaft mit bedeutenden Männern, deren die Schweiz gerade damals eine ſo reiche Zahl beſaß, ich nenne Haller, Geßner, Füßli, Uſteri, Iſelin, Eſcher, vor allen die Aufnahme in ihm nahe befreundeten Häuſern, dies ſcheint ein Heilmittel für ſein Herz geweſen zu ſein und den Ausbruch der Krankheit, deren Keim er in ſich trug, verſchoben zu haben; nichts war ihm gefährlicher als Einſamkeit und Ruhe. Wie klar Lenzens Geiſt

noch im Herbst 1777 war, geht besonders auch aus den genauen Schilderungen hervor, die er von den bürgerlichen Unruhen in Zürich entwirft, dann aber noch mehr aus den höchst lesenswerthen Bemerkungen über die Einrichtung der Frauenzimmerschule — eine solche nämlich wollte Sarasin errichten. Scheint es doch, als ob Lenz gerade in dieser Zeit besonders ruhig gewesen sei, die Eindrücke von Weimar scheinen überwunden, nach einer Aeußerung bei Gelegenheit der Frauenzimmer hatte er auf eheliches Glück nunmehr mit philosophischem Gleichmuth verzichtet, sein Ehrgeiz war nie groß gewesen und auch der Verlust von Goethe's Schwester Cornelia war ihm durch Frau Sarasin ersetzt, wie er dies selbst in dem schon erwähnten Gedicht an sie so schön ausspricht. Es beginnt (bei Dorer S. 223):

Wie, Freundin, fühlen Sie die Wunde,
Die nicht dem Gatten bloß, auch mir das Schicksal schlug —
Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte;
Ihr zart' Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.
Ach, diese Streng' allein erhält das reinste Glück,
Und ohne sie sind freundschaftliche Triebe,
Ist selbst der höchste Rausch der Liebe
Nur Mummerei, die uns entehrt,
Nicht ihres schönen Namens werth.
Wie! wenn ich itzt mein künftig Glück beschriebe?
Wie! wenn mir das an Ihnen bliebe,
Fürtreffliche! was ich an ihr verlor?

gelegt, ſei in Schwermut übergegangen, ſo daß Lenz ſich nach der Schweiz begeben konnte; am 28. September habe er von Zürich aus geſchrieben u. ſ. w.

Dieſe Auffaſſung aber ſtimmt nicht mit den ſpäter bekannt gewordenen genaueren Angaben, weder mit dem was Stöber berichtet, noch mit dem was aus dem Lavaterſchen und Saraſinſchen Briefwechſel hervorgeht. Danach war Lenz im Winter zu Emmendingen, begab ſich aber im Frühling nach der Schweiz, zunächſt wohl nach dem benachbarten Baſel, zur Familie Saraſin; dann ferner läßt ſich ſein Aufenthalt ohne beſondere Lücke nachweiſen. Am 11. Mai und 2. Juni finden wir Lenz zu Zürich, alſo bei Lavater, oder in deſſen Nähe; am 14. Juni ſchreibt er auf einer Reiſe mit Kayſer aus Urſerenthal. Darauf ein Brief an Saraſin, zwar ohne Datum, doch durch ſich ſelbſt deutlich genug ſprechend. Er beginnt: „Ihr letztes Schreiben fand ich bei meiner Zurückkunft vom Gotthard kaum bei Lavatern, der verreiſt war, als ich den folgenden Morgen in der Frühe es ſchon befolgte. Immer glaubte ich, man hätte mich ſchrecken wollen, ſo wenig können wir uns überreden, daß das wahr ſei, was uns zu Boden ſchlagen ſoll.“ Es war nämlich Lenz der Tod von Schloſſers Frau gemeldet worden, und man ſieht, die Aufforderung war an ihn gerichtet, ſchnell zu Schloſſer zu eilen, um dieſem troſtreich zur Seite zu ſtehen. Aus dem Ferneren des Briefes erhellt, daß er ſich ſelbſt bereits bei Schloſſer befand und alſo aus Emmendingen ſchreibt: „Ueberbringer dieſes Briefes iſt der Baron Hohenthal, der ein alter Bekannter von Schloſſern und nach der entſetzlichen Wunde auf einige Tage zu ihm gekommen iſt. Er will die Schweiz ſehen; ich habe ihm verſprochen einen

Brief an Sie mitzugeben. Vielleicht komme ich gar selbst nach Basel und mache einen kleinen Weg mit ihm nach Lausanne*). Doch das sind noch Luftschlösser, die ein Hauch einwirft."

Hier war also Lenz wirklich wieder Ende Juni oder Anfang Juli in Emmendingen, aber nichts von Ausbruch des Wahnsinns. Zwei Gedichte Lenzens aus dieser Zeit trauern über den Verlust der verehrten Freundin:

Ich suche sie umsonst, die heilige Stelle,
Ging hier umsonst den Sturz des Berges hinüber,
Schau' über Bäumen zur Wiese hinab,
Finde sie nicht.
Hier war's, hier war's, wo die Bäume sich küssen,
Sich still und heilig auf ewig umarmen,
Hier war's, wo die ermüdete Quelle
Sanft nach ihr weint — nimm meine Trauer mit.
Hier war's, hier, wo der grausame Himmel
Hinter dem freundlichern Laube verschwindt,
Und mein schont. Empfange mich Erde,
Daß du mein Grab wärst — ich soll euch verlassen,
Sie verlassen, von ihr vergessen,
Wie ein vorüber gewehter Windhauch!
Ach, ich beschwör' euch, ihr schöner zu grünen,
Wenn der Frühling sie wieder hieher lockt.
Wenn sie unter Gelächter und Freunden
Und ihrer Kinder Jubel-Getümmel
Zu euch kehrt, euch blühender macht.
Unglückliche, ihr kommt nicht zu ihr,
Euer Wehen, eure Seufzer,

*) So glaube ich emendiren zu müssen. Dorer giebt: und nach einem kleinen Weg. Lenzens Handschrift war in späterer Zeit sehr unleserlich, woher die vielen Fehler in den Drucken.

Eure Klagen hört sie nicht.
Aber sie wird, wenn sie euch vorbeigeht,
Süßern Schauer empfinden, sie wird euch
Mit ihren Blicken segnen, ihr werdet
Glücklicher sein, als ich.

So soll ich dich verlassen, liebes Zimmer,
Wo in mein Herz der Himmel niedersank,
Den ich aus ihrem Blick, wie selig, aus dem Schimmer
Der Gottheit auf der Wange trank,
Wenn sich ihr Herz nach ihm, nach ihm empörte,
Und ihr entzücktes Ohr der Sphären Wohllaut hörte,
Wenn sie mit Shakespeare, der ihren Geist umfing,
Ha, zitternd oft vor Furcht und Freude,
Der Engel Lust im süßen Unschuldskleide,
In die Mysterien des hohen Schicksals ging:
Auch ich sah ihren Pfad, auch mir
War es vergönnt, ein Röschen drauf zu streuen,
Zur Priesterin des Gottes sie zu weihen,
Und hinzuknien vor ihm und ihr.

Ach, wär' ich nur so rein gewesen,
Als die Erscheinung dieses Glücks
Vorausgesetzt. Ihr höhern Wesen,
Verzeiht dem Strauchelnden, euch waren sie erlesen,
Doch Ewigkeiten Lust sind Kranken, die genesen,
Nur Freuden eines Augenblicks.

Ja, es erwarten dich, du Himmelskind! der Freuden
Unzählige, durch selbst gemachte Leiden,
Dir unbegreiflich, längst erkauft,
Mit Thränen ingeheim getauft;

Ja, es erwartet dich, was du nicht lösen könntest,
Der Räthsel Allentwickelung
Und höherer Gefühle Schwung,
Wovor dir schwindelte, die du dir selbst nicht gönntest.

Indessen wird die weiße Hand
Des Jünglings Ungestüm beschränken,
Und wenn die Seele schon auf blassen Lippen stand,
Die Lust zum Leben wiederschenken.
Ich aber werde dunkel sein,
Und gehen meinen Weg allein.

Was Goethe's Schwester für Lenz gewesen sei, leuchtet besonders aus einem Gedicht an Frau Sarasin hervor, insbesondere aus den Zeilen:

Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte.
Ihr zart' Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte —*)

Worte, die nicht bloß für die Verstorbene achtunggebietend sind, sondern in denen sich auch zugleich die edle Natur Lenzens abspiegelt. Zum Ueberfluß beweisen sie, daß hier von keinem Liebesverhältniß die Rede sein kann.

Dazu ein Gedicht auf Schlossers Kind, dessen Geburt der Mutter den Tod gebracht hatte; es spiegelt sich darin eine tiefe Hypochondrie:

---

*) Bei Nicolovius, Schlossers Leben S. 66; außerdem bei Dorer.

ſoll er gefragt haben: „Herr Pfarrer, können Sie mir nicht ſagen, was das Frauenzimmer macht, deſſen Schickſal mir ſo centnerſchwer auf dem Herzen liegt?“ Als dieſer ihm keine Auskunft geben konnte, fuhr er fort: „Ach! iſt ſie todt? Lebt ſie noch? — Der Engel, ſie liebte mich, ich liebte ſie, ſie war's würdig — verfluchte Eiferſucht! — Sie liebte noch einen andern — aber ſie liebte mich, ja herzlich. Die Ehe hatte ich ihr verſprochen, hernach verlaſſen. O gute Mutter, auch die liebte mich — ich bin euer Mörder!“

Dieſe Worte, welche Oberlin berichtet, konnten allerdings, ſo lange man keine andere Kunde beſaß, hier den Grund des Wahnſinns vermuthen laſſen; allein ſie erklären ſich ganz wohl und ſtehen mit dem, was aus den ſpäter bekannt gewordenen Briefen an Lavater hervorgeht, keineswegs im Widerſpruch. Lenz, der ſich ſo ganz verlaſſen fühlte, der eben die Folgen einer Liebe bei Ungleichheit des Standes ſo tief empfunden hatte, mußte um ſo mehr auf die alten Erinnerungen zurückgelenkt werden, als er ſich hier in der Nähe jener Gegend befand, als er wiederum nach ſo langer Zeit in dem Kreiſe eines Landgeiſtlichen war und als eben ſein Predigen ſelbſt ihn lebhaft in jene Tage zurückverſetzen mußte. Daß er kurz zuvor in Seſenheim geweſen und von dort nach Steinthal gekommen ſei, haben wir beſtreiten müſſen, und die obigen Fragen heben jeden Zweifel; ein anderes wäre, *ob er nicht etwa dorthin gewollt*. Man kann ſich wohl vorſtellen, daß er in ſeiner Herzensangſt bei jenen wohlwollenden Menſchen Zuflucht ſuchte, daß Friederike ihm wieder näher trat, denn er war verlaſſen wie ſie und ſtand an Herzenskummer ihr gleich.

Anzeichen der Krankheit wiederholen sich; Lenz naht in abenteuerlichem Aufzuge, mit einem Stück Pelz auf der Schulter, bietet dem Pfarrer Gerten dar und will damit geschlagen sein. Der drückt ihm Küsse auf den Mund und sagt, das wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte, seine Sachen müsse er mit Gott allein ausmachen. In der Nacht rannte er wieder über den Hof, und hier war es, wo Oberlin den Namen Friederike zu hören glaubte. Der Unglückliche stürzte sich wieder in den Trog, lief durchnäßt auf sein Zimmer und wiederholte das zu mehreren Malen, ein seltsames Brummen und Winseln ausstoßend. Am folgenden Tage, als der Pfarrer eben über Land will, klopft es an der Thür seines Zimmers, Lenz in kläglichem Zustande, mit herabhangendem Haupt tritt ein, seinen verletzten linken Arm haltend. Er war zum Fenster hinausgesprungen, hatte durch den Fall die Besinnung wieder gewonnen und bittet jetzt, da es niemand gesehen, es zu verschweigen. Da die Fahrt sich nicht aufschieben läßt, schreibt Oberlin sogleich an den benachbarten Schullehrer, dem er empfiehlt, den Kranken in seiner Abwesenheit mit aller Schonung zu hüten. Er kommt, führt sehr geschickt sich als einen zufälligen Besuch ein, und bittet um Erlaubniß Lenz einige Stunden Gesellschaft zu leisten. Das nimmt er an, schlägt aber einen Gang nach Fouday vor, dem Ort, wo er das Wunder mit dem Kinde verrichten wollte. Hier angekommen, kniete er am Grabe nieder, betete, riß ungeberdig die Erde auf, ging dann zurück, kehrte wieder um und suchte von seinem Begleiter loszukommen. Dieser erkennt die Gefahr und weiß seinen Bruder mit herbeizuziehen. Trotz seines kranken Fußes schleppt Lenz sie umher, daß es den Gesunden zu viel wird,

dann nahe dem Pfarrdorf kehrt er „wie ein Blitz“ um und ſpringt „wie ein Hirſch“ zurück nach Fouday. Sie ſetzen ihm nach, Begegnende erzählen ihnen, man hätte in einem Hauſe einen Fremden gebunden, der ſich für einen Mörder ausgäbe. Man band ihn los und brachte ihn nach Waldbach ins Pfarrhaus. Hier änderte ſich denn ſein verwirrtes Antlitz, ſein weiches Herz trat hervor, er dankte ſeinen Begleitern freundlich und zärtlich. Oberlin, der unterdeß zurückgekehrt war, ſchreibt: „Wir brachten den Abend vergnügt zu.“

Auch am folgenden Morgen kam Lenz hell und heiter auf das Zimmer ſeines Wohlthäters und man hoffte Beſſerung. Aber bald fing er an: „Das Frauenzimmer, von dem ich Ihnen ſagte, iſt geſtorben, ja geſtorben.“ Auf die Frage, wie er das wiſſe, rief er nur: „Hieroglyphen, Hieroglyphen!“ und immer wieder: „ja geſtorben — Hieroglyphen!“

Am Abend war Mondſchein; der Pfarrer ermahnte ihn ſorglich, nicht auszugehen und des Fußes zu ſchonen; er verſprach's und ging auf ſein Zimmer; aber bald darauf ein ſtarker Schall im Hof, die Magd ſtürzt leichenblaß herein, die Frau ruft mit verwirrter Stimme. Lenz hat wiederum ſich aus dem oberen Stockwerk zum Fenſter hinaus geſtürzt; aber als man ihn ſucht, iſt er bereits wieder oben in ſeinem Zimmer. Oberlin verläßt ihn daſelbſt nicht und läßt ſich zur Hülfe ein paar ſtarke Männer holen. Lenz war zitternd vor Froſt, hatte am Oberleib nichts als das Hemde, zerriſſen und beſchmutzt vom Fall, überdies durchnäßt. Es ergab ſich, daß er einen Verſuch gemacht, ſich zu ertränken. Er beruhigte ſich, als er umgekleidet war, ging mit hinunter zum Abendeſſen; bat dann den Pfarrer, ob er ihn auf ſein Zimmer begleiten dürfe, er

wünſche etwas zu leſen. Oberlin, Böſes ahnend, nahm ſeine Frau mit, Lenz blätterte in des Pfarrers franzöſiſcher Bibel; als jener aber einen Schritt in die anſtoßende Kammer thut, wird er durch den Angſtſchrei der Frau zurückgerufen: „Herr Jeſus, er will ſich erſtechen!“ Er hatte dazu eine Scheere ergriffen und war im Begriff ſie in die Bruſt zu bohren, nur die Gewalt des Aufſchreis hinderte ihn daran. Jetzt ſucht Oberlin ſein Herz zu rühren, indem er ihm vorhält, wieviel Gutes man ihm hier erwieſen; das ſchlägt nicht fehl. Er wird ruhig und begehrt zu Bette. Mittlerweile ſind die gerufenen Männer gekommen, man ſtellt Lenz vor, daß ſie bei ihm wachen müßten, denn, wenn die Melancholie ihn überfalle, ſei er ſeiner nicht Herr; ſie ſollten zu ſeiner Geſellſchaft, zu ſeiner Hülfe bei ihm bleiben. Er war's zufrieden. Oberlin ſetzt hinzu: „Er zeigte immer großen Verſtand und ein ausnehmend theilnehmendes Herz; wenn die Anfälle der Schwermuth vorüber waren, ſchien alles ſo ſicher und er ſelbſt war ſo liebenswürdig, daß man ſich faſt ein Gewiſſen daraus machte, ihm zu argwöhnen oder zu geniren.“

Als der Pfarrer zärtlich von ihm Abſchied genommen und er mit ſeinen Wächtern allein war, ſagte er: „Ecoutez, nous ne voulons point faire de bruit, si vous avez un couteau, donnez-le moi tranquillement et sans rien craindre.“ Da er ſie wiederholt vergeblich darum gebeten, begann er den Kopf an die Wand zu ſtoßen, die Wächter mußten ihn halten, er tobte immer gewaltſamer, ſo daß die Wächter, welche ſich nicht entfernen konnten, durch Stampfen auf den Fußboden die unten Schlafenden zu erwecken ſuchten. Sobald Lenz den Pfarrer ſah, ließ er in ſeinen Anſtrengungen nach, man gab ihn frei, der

Freund ſetzte ſich zu ihm aufs Bett, und er begehrte mit ihm zu beten. Das geſchah. Der Kranke bewegte ſich wenig, doch plötzlich wieder ſtieß er ſein Haupt mit Gewalt gegen die Wand. Man mußte ihn wieder halten und ſah ſich genöthigt noch einen dritten Wächter zu rufen. Lenz ſpottete, ſie würden alle drei nicht ſtark genug für ihn ſein.

Jetzt ſah der Pfarrer Oberlin ein, daß er den Wahnſinnigen nicht länger in ſeinem Hauſe beherbergen könne, namentlich auch wegen ſeiner Frau, die großer Schonung bedurfte. Seine ganze Sorge ging dahin, ihn unverſehrt nach Straßburg zu ſchaffen. Dies erfolgte mit freundlichem Zureden und aller Vorſicht. Einmal verſuchte Lenz auf der Reiſe durch Liſt zu entkommen. Man brachte ihn glücklich in Straßburg an, leider nur fehlt die Nachricht, in weſſen Hände man ihn hier übergeben; ich vermuthe in die des Fräuleins Lauth, wo Lenz zu ſpeiſen pflegte, und an die in ſeinen Briefen an Salzmann Grüße vorkommen; hoffentlich war nun hier auch wieder Salzmann in ſeiner Nähe. In Straßburg, ſo berichtet Stöber, blieb Lenz einige Wochen und ging ſodann nach Emmendingen. Hier wohnte Schloſſer, früher Advocat zu Frankfurt, jetzt Oberamtmann an genanntem Ort, als oberſter Verwalter der Grafſchaft Hochberg. Die Nachricht vom Tode der Frau, der Schweſter Goethe's, hatte Lenz bereits in der Schweiz bei Lavater erhalten (ſ. o.): die treue Freundin konnte nicht mehr heilend auf ihn einwirken.

Hier treten nun Schloſſers Briefe an Herder ein, die man uns leider nur im Auszuge gegeben hat. Schloſſer ſchreibt unter dem 7. April 1778: „Der arme Lenz iſt nun ganz in eine Raſerei gefallen, woraus ihn menſchliche Hülfe nicht er-

retten kann. Er wüthet ganze Tage durch, verbeißt die Kissen, worauf er liegt, und würde, wenn er nicht angebunden wäre, abscheuliche Sachen machen. Ich kann in diesen Umständen nicht an seine Heimreise denken; denn der Leibmedicus der Prinzeß von Baden, den ich bei ihm brauche, giebt alle Hoffnung zur Genesung um so mehr auf, da der Puls beim ärgsten Toben ganz ordentlich und langsam geht. Das Nervensystem muß also gelitten haben*)."

Bald darauf war Schlossers Absicht, Lenz nach Frankfurt in das Irrenhaus zu bringen, das besser sei als die zu Straßburg und Pforzheim, er bittet Herder, in Weimar eine Subscription zu eröffnen, wie er in der Schweiz, in Straßburg und Colmar desgleichen veranlassen wolle. Das Kostgeld betrage wöchentlich drei Gulden. Am 10. Mai schreibt Schlosser, er habe endlich ein ärztliches Gutachten erhalten können, worin ihm aber die eigentliche Krankheit nicht getroffen scheine. Er hält sie für eine fliegende Gicht, die sich auf das Gehirn geworfen habe, denn es zeigten sich krampfhafte Bewegungen an Hals und Kopf. Dennoch brachte er den Leidenden nicht in ein Irrenhaus, sondern behielt ihn bei eintretendem Nachlaß der Krankheit noch eine Zeit lang bei sich.

Ausbrüche der Tobsucht stellten sich indessen wieder ein und wiederholten sich mit solcher Heftigkeit, daß man zuletzt genöthigt war den Kranken in Ketten zu legen**). Er wurde

*) Siehe Herders Nachlaß. Bd. I. Der Herausgeber ist sehr zu tadeln, daß er diese wichtigen Briefe nicht mitgetheilt, wie sie ihm vorlagen, sondern sie nur im Auszuge in seine parteiische Darstellung verflochten und verknetet hat.

**) Was fälschlich vom Jahr 1777 berichtet wurde, gehört hieher.

jetzt Schlosser zur größten Last, so daß dieser beschloß ihn bei zuverlässigen Leuten im Ort unterzubringen; er ersah dazu die Familie eines Schuhmachers. Lenz, bei dem sich jetzt Abnahme der Kräfte zeigte, wurde stiller. Wie es scheint, aus eigenem Antriebe erlernte er hier das Schusterhandwerk und schloß sich dabei mit schwärmerischer Liebe einem jungen Gesellen, Namens Konrad, an. Sein größter Schmerz war, als dieser ihn nach drei Monaten verließ, um sich auf die Wanderschaft zu begeben. Er gab ihm Briefe an Sarasin in Basel. Sie haben sich erhalten; Tieck theilt sie mit. Sie sind tiefrührend an sich, und noch viel mehr wenn man ahnt, zu welchen Wünschen und Hoffnungen Lenz sich in Weimar erhoben hatte; er, der dort militärische Uniform zu tragen gedachte, um sich ebenbürtiger der Angebeteten nähern zu dürfen, er stellt sich jetzt dem Schusterlehrling gleich und schreibt in einem Ton, als ob er nie ein anderes gewesen wäre. Es ist unerläßlich, wenigstens den ersten der Briefe hieher zu setzen; er sagt mehr, als die beredteste Schilderung vermöchte.

„Lieber Herr S. Es freut mich, daß ich Ihnen wieder schreiben kann. Ich habe eine große Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen werden: daß Sie so gütig sind und meinem besten Freunde und Kameraden, dem Herrn Konrad Süß, doch einen Meister verschaffen, wenn er außer der Zeit nach Basel kommt, weil jetzt die Handwerksburschen stark gehen, und ich den Herrn Hofrath (Schlosser) bitten will, daß er seinem Vater zureden soll, ihn noch länger als Johannis bei sich zu behalten, damit ich die Schusterei bei ihm fortlernen kann, die ich angefangen habe, und er ohnedem bei seinem Herrn Vater und mir viel versäumt. Es wird das nicht

schwer fallen, da er gewiß ein guter und fleißiger Arbeiter und sonst wohlerzogenes Kind ist, und Sie werden mich dadurch aus vieler Noth retten, die ich Ihnen nicht sagen kann. Ausgehen ist mir noch nicht gesund, und was würd' ich anfangen, wenn er auch fortginge, da ich gewiß wieder in meine vorige Krankheit verfallen müßte. Hier bin ich dem Herrn Hofrath gegenüber, und mir ist so wohl, bis es besser mit mir wird. Wenn es nur einige Wochen nach Johannis sein könnte! Melden Sie mir doch, ob sich dort keine Meister finden, die auf die Zeit einen Gesellen brauchen. Wenn Sie nur wollten probiren, sich von ihm Schuhe machen zu lassen, ich bin versichert, daß er sie gut machen wird; besonders, wenn er einige Zeit in Basel gewesen und weiß, wie Sie sie gern tragen. Fleißig ist er gewiß, davon bin ich Zeuge, und er arbeitet recht nett, besonders wenn er sich angreift. Viel tausend Grüße an Ihre Frau Gemalin und den Herrn Hofmeister und an die Kleinen. Ich bin bis ans Ende Ihr gehorsamer Freund und Diener Lenz.

Er soll jetzt das erstemal auf die Wanderschaft, und ich bin jetzt bei seinen Eltern ein Vierteljahr lang wie das Kind im Hause gewesen. Er ist mein Schlafcamerad und wir sitzen den ganzen Tag zusammen. Thun Sie es doch, bester Herr Saraffin, lieber Herr Saraffin, es wird Sie nicht gereuen. Emmedingen, einige Tage vor Johanni 1778*). Ich könnte mich gewiß nicht wieder so an einen anderen gewöhnen, denn er ist mir wie ein Bruder."

---

*) Ein anderer Brief an Saraſin bei Dorer (S. 247), in dem eben dieſes Konrad erwähnt wird, trägt das offenbar falſche Datum 1777.

Die demüthige Stellung, welche hier Lenz seinem Freunde, insbesondere Schlosser gegenüber einnimmt, ist um so bemerkenswerther, als er auch mit letzterem, wie das dessen Briefe ergeben, auf Du stand. Vielleicht läßt sich daraus vermuthen, daß, wahrscheinlich auf Rath des Arztes, Lenz in völliger Abgeschlossenheit lebte und selbst sein Freund sich ihm nicht zeigen durfte.

Indessen trat eine Besserung ein und tröstlich ist es, Lenz gegen den Herbst doch wieder in einer freundlicheren Umgebung zu finden. Hier hilft uns ein Brief an Sarasin, nachdem wir ihm das richtige Jahr, nicht 1777, sondern 1778, angewiesen. Lenz ist in Wiswyl in der Nähe von Emmendingen, auf dem Lande, oder in einem Landstädtchen. Er schreibt an seinen Schweizer Freund und bittet ihn um eine Sendung Blattgold im Interesse seines guten Wirthes, der damit sein Aushängeschild will neu vergolden lassen, die Straßburger hätten ihn im Stich gelassen und er stehe nun halbvergoldet da. In diesem Brief lesen wir: „Ich beschäftige mich hier unter Anleitung des Herrn Lydin mit dem Ackerbau und der Jagd, die mir tausend Vergnügen anbietet und meinen Kopf von Tage zu Tage aufheitert, da die körperliche Bewegung, die Entfernung von Büchern und der Umgang mit einem Manne, der in der Einrichtung seines Hauswesens und der Ausfüllung der ganzen Sphäre, in die ihn die Vorsehung gesetzt hat, mir auf jedem Schritt eine neue Wahrheit aufschließt, mir die Entfernung von meinem theuren Wohlthäter Schlosser, auf dessen baldige Wiederkunft ich dennoch zähle, ungemein versüßen. Da Wiswyl nur drei Stunden von Emmendingen ist, so hoffe ich, wenn er von Frankfurt

zurückgekommen ist, eine kleine Veranlassung mehr zu seinem öftern Besuche hieher zu werden." Man vermuthet, Schlossers Abwesenheit mochte vielleicht nur vorgegeben sein, um Lenz in seiner Absonderung zu beruhigen. Im Uebrigen sehen wir ihn wieder so ganz verständig — und doch war sein Geist, oder wenigstens dessen Sprungfeder, zerbrochen für immer.

Mittlerweile hatte Schlosser an Lenzens Vater geschrieben, er beklagt sich aber, statt einer Unterstützung oder einer bestimmten Anweisung nur Predigten erhalten zu haben. Dagegen liefen Beiträge von anderen ein und der Herzog von Weimar fand sich bereit, die Kost zu bezahlen. Erst im Sommer 1779 traf Lenzens Bruder ein, wahrscheinlich derselbe, von dem Lenz früher an Herder schrieb, daß er in Jena studiere, mithin wohl ein jüngerer. Ueber Lübeck führte er ihn in die Heimat zurück, also über See, vielleicht eben auf ärztlichen Rath.

Ich muthmaße, daß wir noch ein sehr anziehendes Denkmal von dieser Reise besitzen, welche von Straßburg ab auf dem Rhein scheint gemacht worden zu sein. Das Gedicht ist ein wehmüthiger Abschied von den schönen Ufern, die Lenz nie wiedersehen sollte, zugleich ein geistreicher Dank an Schlosser und würde, falls es hieher zu setzen ist, uns überdies ein erfreulicher Beweis von des Dichters Genesung sein:

Wie freundlich trägst du mich auf deinem Rücken,
Uralter Rhein,
Wie suchest du mein Aug' empfindlich zu erquicken
Durch Ufer voller Wein,

Und hab' ich doch, die tausend Lustgestalten
Tief im Gedächtniß zu behalten,
Nun weder Dinte noch Papier,
Nur dieses Herz, das dich empfindet, hier!
Es scheinet fast, du liebest, Allzugroßer,
Nicht mehr der Maler Prunk, der Dichter Klang,
Es scheint, du willst, wie Schlosser,
Nur stummen Dank.

Wie Lenz sich auf der Reise befunden, wie er in seiner Heimat angekommen, wie die Seinigen ihn aufgenommen, wissen wir nicht, ja nicht einmal genau, wo er sich hier aufgehalten. Gadebusch's Nachrichten über den Vater gehen nur bis zum Jahr 1777, und es steht mir nicht fest, ob er im Jahr 1779 noch in Dorpat gewesen sei, es scheint vielmehr nach einem Brief von Hartknoch (s. w. u.), daß er sich damals in Riga befunden habe, und so sprechen auch die spärlichen Nachrichten über den Sohn immer nur von Riga. Mit Lenzens Gesundheit, so viel läßt sich abnehmen, muß es sich im Allgemeinen gebessert haben, Klarheit des Geistes kehrte wieder, wenn auch nicht dessen Kraft.

In Deutschland verbreitete sich mit der Nachricht von seiner Herstellung auch zugleich die, daß er eine Professur erlangt habe. Sophie von La Roche schreibt von Coblenz am 30. October 1779: „Ich freue mich über die Besserung von Lenzens Schicksal und Kopf. Wo ist er denn Professor von all dem schönen Wissen und Künsten geworden?" — und die Herzogin Amalie vom 4. November: — „Daß Lenz Professor geworden, kommt mir wunderlich vor; die Universität, die ihn dazu gemacht, muß toll und Lenz gescheut geworden sein. Indessen

ist es mir herzlich lieb, daß der arme Lenz wieder so hergestellt ist." Es spiegelt sich in diesen Worten, was für das folgende wohl zu beachten, immer noch eine große Gereiztheit gegen Lenz, von dem man sich also doch wohl schwer beleidigt fühlte.

Wirklich aber dachte Lenz jetzt mit allem Ernst an eine solide Lebensbahn, wirklich bewarb er sich um eine Anstellung und wenn hier seine Ansprüche auch immer noch hochgespannt waren, so sind sie doch nicht ganz abenteuerlich, wie man denn auch wirklich darauf eingegangen zu sein scheint. Wenn wir in einem Brief Lenzens an Schlosser, dessen Inhalt Düntzer leider nur im Auszuge mittheilt, die Meldung finden, es sei ihm eine Professur der Taktik, Politik und schönen Wissenschaften zu Theil geworden, so ist das sicherlich keine bloße Phantasie, sondern man hat anzunehmen, daß er wegen einer solchen, wahrscheinlich doch zu Petersburg, unterhandelte und daß, nach seinem Glauben wenigstens, die Sache gemacht war. Lenzens Kenntnisse in diesen Fächern mochten ihn zu einer solchen Stelle empfehlen, in Petersburg wurden ohnedies wohl die Dinge nicht so genau genommen; die Kunde von Lenzens Wahnsinn, oder auch irgend ein Fehler des Benehmens oder sonstiger Zwischenfall konnte leicht im letzten Moment alles rückgängig machen: Schläge, die seinen Geist von neuem erschütterten, aber ihn noch nicht gänzlich brachen.

Lenz stimmte seine Ansprüche erheblich herab; nichts mehr von Politik und Taktik, kein Streben nach der Hauptstadt hin, wir sehen ihn sich um eine simple Rectorstelle bewerben. Er hoffte eine solche zu erlangen, namentlich wenn eine Fürsprache

Herders ihn dazu empföhle. In Herders Nachlaß hat ſich ein Brief des bekannten Buchhändlers Hartknoch zu Riga gefunden vom 23. October 1779, in dem es heißt: „Vor einigen Poſttagen ſchrieb Herr Lenz an Dich und bat um Deine Vermittelung, ihm die Rectorſtelle am Dom (zu Riga) zuzuwenden. Ich bat Dich ebenfalls in einem apostille darum. In der That iſt's grauſam, daß wir nach allen Gegenden um geſchickte Leute ſchreiben und werben, indeſſen Landeskinder, die etwas gelernt haben, zu Hauſe unverſorgt bleiben." — Wenn dies auch ein oft vorkommender Fehler ſein mag, hervorgebracht durch eine eigene perſpectiviſche Täuſchung, ſo war diesmal die Sache doch wohl anders, ja man wird Herder nicht durchaus zürnen dürfen, wenn er Anſtand nahm Lenz zu jener Stelle zu empfehlen. Seine Antwort ſcheint nicht erhalten; jedenfalls blieb die Wirkung aus. Man erwäge, daß Herder ganz anders über Lenz unterrichtet war als Hartknoch und daß, ſelbſt wenn eine Geneſung erfolgt war, doch für deren Dauer ſich nicht einſtehen ließ; auch hatte Herder ſich bereits in früherem Auftrage wegen Beſetzung jener Stelle an Heyne in Göttingen gewandt und dieſen zu einem Vorſchlage aufgefordert. Der Eindruck auf Lenz ſcheint wiederum ein niederſchlagender geweſen zu ſein; hätte er aber die Stelle erhalten, ſicherlich würde er ſich darin nicht glücklich gefühlt haben; ſeine Kenntniſſe waren groß und vielſeitig, wir finden auch gelegentlich in ſeinen Werken und Briefen, z. B. an Frau Saraſin, ſehr geſunde Anſichten über Erziehung, aber daß er der Mann zu ihrer Ausführung war, ſteht eben ſo ſehr dahin. Uebrigens erſehen wir aus dem weiteren Verlauf von Hartknochs Brief,

daß sich Lenz damals in Riga und bei gesunden Sinnen muß befunden haben, denn Hartknoch schreibt unter andern: „Mir thust Du damit einen desto größern Gefallen, weil ich und meine Frau im Umgange des Mannes viel Vergnügen finden, und uns dereinst versprechen an ihm einen redlichen Freund zu haben, wie denn sein Vater viel Freundschaft für mich hat und mich unterstützt."

Für den ferneren Aufenthalt in Riga helfen uns ein paar Andeutungen und Nachrichten in dem Briefverkehr Hamanns, wie sich dieselben finden in „Johann Georg Hamanns Leben und Schriften von Dr. Gildemeister." Wir haben hier leider nur Abspiegelungen in Briefen an dritte Personen, denn der Briefwechsel mit Lenz selbst scheint zu fehlen; es muß hier indeß auch das Geringste gesammelt werden. Hamann schreibt Ende October 1779 an Kraus: „Vorige Woche erhielt von Hartknoch die Nachricht, daß Lenz sich in Riga aufhielte und sich als sehr bescheidener und liebenswürdiger Mensch dort unterscheide. Sein alter Vater ist General-Superintendent in Liefland." Dann vom 8. November an Hartknoch: „Ich bin mit einem Briefe von Lenz erfreut worden. Er wird die freundschaftliche Nachsicht für mich haben, daß ich mir wenig Zeit lassen kann. So albern auch der Einfall sein mag, wünschte ich den ersten Augenblick, daß er meinen alten Freund George begleiten könnte. Er entschuldigt seinen gebrauchten Ton und denkt an Krankheit und andre Zufälle. Geben Sie mir nur etwas Licht darüber." Hier scheint der briefliche Verkehr Hamanns mit Lenz gestockt zu haben, wie zu ersehen aus dem Brief an Hartknoch vom 3. Juli 1780. Wir lesen:

„Sollte Herr Lenz nach Riga zurückkehren, oder Sie in einen Briefwechsel mit ihm gerathen, so erinnern Sie ihn doch eines Kastens mit Büchern, Aufsätzen und Kleidern, der beim Gevatter Kaufmann gegenwärtig nicht mehr in Schloß Hegi, sondern in Klarensegg steht.“ Die Sache scheint keinen Erfolg gehabt zu haben, denn nachdem Hamann im Jahr 1784 gemeldet, er habe keinen Verkehr mehr mit Lenz, seit dieser Riga verlassen, bemüht er sich im Jahr 1785 noch einmal um jene Kiste, indem er meldet, daß ein unbekannter Freund die halben Kosten tragen wolle. Daraus ist zu schließen, daß eben diese Kosten das Hinderniß waren, welche Lenz von seinem Besitz schieden. Und in der Kiste waren Manuscripte von Lenz enthalten!

Nachdem die Aussicht auf Anstellung ihm fehlgeschlagen, erinnerte der Gebeugte sich wieder des litterarischen Berufes, wenn auch mit dem Gefühl, daß er als abgeschlossen bereits hinter ihm lag. Seine Werke waren zerstreut und verzettelt, er wollte sie sammeln und so manches Ungedruckte, das er noch besaß, dazu thun; ihm lag die Herausgabe seiner Werke am Herzen, und wahrlich, er konnte mit einer ganzen Reihe als respectabler Schriftsteller vor der Welt erscheinen. Er schrieb deshalb an Wieland, zu dem er am meisten sich eines wahren Wohlwollens versah. Sein Brief selbst ist uns leider nicht erhalten, doch sehen wir den Inhalt aus dem, was Wieland an Merck schreibt, am 2. März 1781: „Lenz hat von Riga aus wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben. Aus seinen an mich geschriebenen Zettelchen ist zu sehen, daß er zwar sich selbst wiedergefunden hat, aber freilich den Verstand, den

er (W. meint in praktischen Dingen) nie hatte, nicht wiederfinden konnte. Doch dünkt er mich, in seiner Art, gescheuter als je, peut-être tant pis, peut-être tant mieux. Er möchte gern seine Opera omnia, vermehrt und verbessert, à son propre profit, herausgeben, weiß aber nicht, wie er's anfangen soll. Ich kann ihm aber vielleicht einen Weg vorschlagen, der ihm sehr zuträglich sein, und ihn zugleich von allen Sorgen für das Detail der Entreprise und für die moyens de l'exécution debaraſſiren wird*)." Wie auffallend, daß nichts daraus geworden!

Eben damals muß Lenz auch an Goethe und sogar an Frau von Stein geschrieben haben, ja, da Wieland nur „Zettelchen" von Lenz empfangen, scheint der Hauptbrief an Goethe gerichtet gewesen und jenes nur die Einlage zu sein. Sicherlich bewarb Lenz sich bei diesen beiden um Verzeihung, und so gering auch das Anzeichen sein mag, so ist doch hieraus (s. w. u.) zu schließen, es möchte die Beleidigung großentheils Goethe's Verhältniß zur Frau von Stein betroffen haben. Dies erhält Wahrscheinlichkeit, wenn Goethe am 23. März 1781 an seine Freundin schreibt: „Hier ist ein Brief an Lenzen, Du wirst daraus ersehen, was und wie Du ihm zu schreiben hast." Die Absicht ist, beide Briefe möglichst gleichlautend zu machen; wie der Herausgeber richtig vermuthet, werden sie auf keinen Fall sehr freundlich gewesen sein.

---

*) Das viele Französisch in diesem und einigen benachbarten Briefen an Merck ist Scherz, weil letzterer in Cassel „chez Maupin à la Place Royale" wohnte.

Von Riga begab Lenz sich nach Petersburg, es läßt sich nicht genau angeben, wann, wahrscheinlich aber hat dies Zusammenhang mit dem Scheitern seiner Aussicht auf das Rectorat; vielleicht auch mochte er dort wieder neue Plane verfolgen. Von erneuten Ausbrüchen der Geisteskrankheit erfahren wir zwar nicht, aber auch nichts von irgend welcher poetischen Production. Sein Geist war ermattet, wie sich das schon vor dem Wahnsinn gezeigt hatte. Mit mechanischem Fleiß übersetzte er. Eine Uebersetzung von Sergei Pleschtschejew: „Uebersicht des Russischen Reichs nach seiner gegenwärtigen neu eingerichteten Verfassung, aus dem Russischen", wurde Leipzig 1790 von ihm gedruckt. Ob er noch von Weimar her Unterstützung empfing, steht dahin, da eben äußere Bedrängniß ihn bewegt zu haben scheint, Petersburg zu verlassen und nach Moskau zu gehen. Sein Name war am litterarischen Himmel verschwunden, in Deutschland waren noch ungedruckte Manuscripte von ihm vorhanden, niemand dachte daran, sie in die Oeffentlichkeit zu bringen, er war verschollen, man wußte nicht ob er lebe oder todt sei. Im Hause eines Edelmannes in Moskau fand er gastliche Aufnahme und scheint hier wenigstens bei weichender Kraft gegen Mangel geschützt gewesen zu sein, aber freilich als Gegenstand des Mitleids. An Umgang mit Deutschen scheint es ihm dort nicht gänzlich gefehlt zu haben, doch ahnte wohl niemand, was er ehemals der deutschen Litteratur gewesen und welche Hoffnungen auf ihm ruhten. Er hat auch hier noch geschrieben, gedichtet, wie denn Einiges aus dieser letzten Zeit in Tiecks Sammlung zu finden ist. Man wird aber dem Urtheil des Herausgebers beitreten müssen, daß

sich unverkennbare Ermattung zeige, und, fügen wir hinzu, auch Unklarheit und Wunderlichkeit. Alles bestimmtere Wissen*) beschränkt sich auf den Tag seines Todes, der am 24. Mai 1792 zu Moskau erfolgte, also im 42. Jahr seines Alters, während seine eigentliche dichterische Leistung schwerlich weiter als bis ins Jahr 1777, also bis in sein siebenundzwanzigstes Jahr dürfte zu setzen sein. In Deutschland erfuhr man seinen Tod, der nur überraschte, weil man ihn längst erfolgt glaubte**), durch eine kurze Anzeige im Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung (1792, No. 99). Daselbst heißt es: „Er starb von Wenigen betrauert, von Keinem vermißt. Dieser unglückliche Gelehrte, den in der Mitte der schönsten Geistesbahn eine Gemüthskrankheit aufhielt, die seine Kraft lähmte und den Flug seines Genies hemmte, oder demselben wenigstens eine unordentliche Richtung gab, verlebte den besten Theil seines Lebens in nutzloser Geschäftigkeit (?) ohne eigentliche Bestimmung. Von allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl seines Werthes; sein Stolz wurde durch unzählige Demüthigungen noch mehr gereizt, und artete endlich in jenen Trotz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edeln Armuth ist. Er lebte von Almosen, aber er nahm

*) Dr. E. Dumpf kündigte eine Lebensbeschreibung an, die aber nicht erschienen ist; auch Jegór von Sivers, bekanntlich selbst Liefländer, hat, siehe dessen Buch „Deutsche Dichter in Rußland", über Lenzens spätere Schicksale nichts weiter ermitteln können.

**) Die allg. deutsche Bibliothek hatte mehrmals seinen Tod angezeigt und widerrufen.

nicht von jedem Wohlthaten an, und wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützungen anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeußere die dringendste Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren. Er wurde auf Kosten eines großmüthigen Russischen Edelmannes, in dessen Hause er auch lange Zeit lebte, begraben."

Das war das Ende desjenigen, der dem größten Dichter Deutschlands in dessen erster Periode am nächsten steht, des Einzigen, der mit ihm hätte wetteifern können!

IX.

Die Katastrophe zu Weimar.

Wenn nun je mehr und mehr sich herausstellt, wie sehr die Entfernung des Unglücklichen von Weimar an der Zerstörung seines edeln Geistes Theil habe, so wird die Aufklärung ihres Grundes um so wünschenswerther. Wir haben überdies noch mehrere größere poetische Werke des Dichters zu betrachten übrig, die nur dorther ihr Licht empfangen können.

Bereits ward einiges Falsche beseitigt; Böttigers Hinstellung, daß der Anstoß auf dem Ball hieher zu ziehen sei, hat für uns keine Bedeutung mehr, allein auch mit Goethe's kurzem Wort, daß Lenz mit einer „Eselei" seine Verbannung herbeigeführt, dürfen wir uns nicht begnügen. Nun fehlt es keineswegs an mancherlei Andeutungen in den Briefwechseln, allein sie bleiben alle mehr oder weniger dunkel, so daß kaum zweifelhaft ist, durch ausdrücklichen Befehl, mindestens durch Verabredung unter den wenigen Mitwissenden, sei darüber Geheimniß beschlossen worden. Zu diesen Eingeweihten gehört auch Herder, durch dessen Hand die letzten Verhandlungen gingen, die Briefe sind zum Theil vorhanden, mitgetheilt in Herders Nachlaß, Theil I; sehr bezeichnend indeß mag sein, daß der Brief Lenzens, der hauptsächlich als ausschlaggebend

erscheinen muß, sich in fragmentirtem Zustande vorfand: die zweite Seite, wo Näheres zu erwarten steht, war abgerissen. Unter diesen Umständen mag es kühn sein, den Schleier lüften zu wollen; es darf aber dennoch versucht werden, wie denn auch schon ein glücklicher Anfang gemacht worden.

Mittel dazu finden sich hauptsächlich in zwei Quellen, welche gleichzeitig und unabhängig von einander im Jahr 1857 ans Licht traten: der Briefwechsel zwischen Lenz und Lavater (bei Dorer) und der zwischen Lenz und Herder (in dessen Nachlaß); zur Hülfe ist der reiche Briefwechsel der Weimarischen Größen mit Merck herbeizuziehen, dann aber vor allen, wie wir zum Theil bereits gethan, Lenzens eigene Gedichte.

Zunächst dürfte zu beachten sein, daß der Vorfall die früher so reiche Gnade des Herzogs plötzlich in Zorn gegen den Dichter verkehrte. Er, dem man bisher so viel verziehen, schien jetzt ein Unverzeihliches begangen zu haben, so daß sein weiteres Verbleiben verwirkt, keine Unterhandlung möglich war. Er sollte Weimar auf der Stelle verlassen, seinem unter Herders Verwendung brieflich ausgesprochenen Wunsch um den Aufschub eines einzigen Tages ward stillschweigend nachgegeben*). Nicht minder aber wird beachtenswerth sein, daß eben dieser Vorfall auch auf Goethe einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck machte, ja daß von hier ab sein Urtheil sich wesentlich ändert, und zwar ebenso über Lenzens Charakter als dessen Leistung. Während er ihn früher durchaus für harmlos hielt, für „gut und lieb", für „einen trefflichen Jungen" (Brief an Betti Jacobi vom Jahr 1773) und während er noch am

*) Goethe's Tagebuch bei Riemer, vom 26. November.

16. September 1776 an Merck schreibt: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind", nimmt er ihn von hier ab auf einmal für boshaft und intriguant, eine Auffassung, welche in Wahrheit und Dichtung durchaus vorwaltet. Mit dieser Meinungsänderung steckte er nun auch den wohlwollenden, aber nur allzu lenksamen Wieland an, in dessen Urtheilen über Lenz wir vor und nach dem letzten November 1776 eine merkliche Abweichung finden. Wir verweisen auf die durchaus günstigen Urtheile vor dieser Zeit, welche wir bereits angeführt, dagegen schreibt Wieland am 13. Juni 1777 an Merck: „Wo ist itzt Lenz und wie gehts dem guten Jungen, der mit so viel Genie ein dummer Teufel, und mit so viel Liebe bisweilen ein so boshaftes Aeffchen ist." Und auch die sonst so harmlos gefundenen Wunderlichkeiten erscheinen jetzt wiederholt als Affenstreiche. Wielands Brief vom 13. Januar 1777 giebt: „Lenz ist ein heteroklites Geschöpf; gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl scheint, als er zu sein Vermögen hat." Er setzt hinzu: „Uebrigens bitte ich Sie doch, weil es unmöglich ist, daß Sie, ohne selbst hier gewesen, und lange hier gewesen zu sein, in unseren Sachen klar sehen, auch von Lenzen lieber milde als strenge zu urtheilen." Wieland selbst war hier nicht verletzt, wohl aber Goethe, und dieser eben bestimmte sein Urtheil.

In dem Briefwechsel Goethe's mit Frau von Stein lesen wir (I, S. 72) ohne Datum: „Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Luise zugeschickt, übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die Sache reißt wieder so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder spüre, wie tüchtig es ist, und was aushalten kann." Dann am Sonntag den 1. De-

cember: „Ich sollte gar nicht schreiben, denn ich weiß nicht, wie mir ist, die Reise muß wohl gut sein, da sie mich aus der tiefsten Verwirrung mein selbst herausreißt. Addio. Ich ruhe auf Ihrer Hand.“ Aus dem nächsten Zettelchen, das der Herzog selbst an Frau von Stein schreibt, sehen wir, daß Goethe mit dem Herzog eben so plötzlich von Weimar abreiste wie Lenz, denn es heißt: „Montag den 2. December früh um halb 7. Lebewohl, liebste beste Frau, alleweile reisen wir. Der Mond ist jetzt noch unser Begleiter, er scheint recht himmlisch schön. Leben Sie ja recht vergnügt und empfangen Sie von uns diesen collegialen Abschied. Leben Sie wohl. E. A.“ Scheint es doch, als solle der Frau von Stein hierdurch eine Beruhigung zugesprochen werden, der sie bedurfte. Der aufmerksame Beobachter wird schon hier manches zwischen den Zeilen lesen, und gewiß ist bemerkenswerth, daß der Name Lenz in dem Briefwechsel mit Frau von Stein nicht weiter vorkommt. Auch scheint Lenz nicht persönlich von Goethe Abschied genommen zu haben.

Hier treten nun die Briefe an Herder als besonders aufschlußgebend ein. Damit nichts an ihnen verschoben werde oder veruntreut scheine, werden die auf das folgenschwere Ereigniß bezüglichen hier in ihrer ganzen Ausdehnung stehen müssen.

„Ich danke Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund und Gönner, für die unangenehme Bemühung, die Sie meinethalben übernommen, und versichere, daß mir eine Ordre, wie die, auch wenn ich sie verdient, durch die Hand, die sie mir überbrachte, versüßt worden wäre. Da ich aber nach meiner Ueberzeugung erst gehört werden müßte, ehe man mich

verdammte, und meine Ehre, die mir lieber als tauſend Leben iſt, mich durch Annehmung deſſen, was Sie mir von unbekannter Hand hinzugelegt, eines mir unbewußten Verbrechens (mich) ſchuldig zu bekennen nimmermehr erlauben wird, ſo verzeihen Sie, daß ich dieſe beigefügte Gnade nicht annehmen, ſondern um Gerechtigkeit bitten darf. Es iſt ſeit heute, daß —*)

Hier ein kleines Pasquill, das ich Goethen zuzuſtellen bitte, mit der Bitte, es von Anfang bis zu Ende zu leſen."

Und am Tage darauf:

„Es freut mich, beſter Herder! daß ich eine Gelegenheit finde, Abſchied von Dir zu nehmen. Freilich traurig genug, kaum geſehen und geſprochen, ausgeſtoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant. Und doch waren zwo Stellen in dieſem Pasquill, die Goethe ſehr gefallen haben würden, darum ſchickt' ich's Dir. Wie lange werdt ihr noch an Form und Namen hängen!

Ich gehe, ſobald man mich fortwinkt, in den Tod aber nicht, ſobald man mich herausdrücken will. Hätt' ich nur Goethe's Winke eher verſtanden! Sag' ihm das.

Wie ſoll ich Dir danken für Deine Vorſprache beim Herzog; Er wird mein Herr immer bleiben, wo ich auch ſei, ohne Ordres und Ukaſen. Wollte Gott, ein Schatten von mir bliebe in ſeinem Gedächtniß, wie er und ſein ganzes leutſeliges Weſen nimmer aus dem meinigen verſchwinden wird. Ich weiß, dieſe

*) Der Herausgeber bemerkt hier: „Die dritte Seite des Briefes iſt abgeriſſen; die folgenden Worte befinden ſich auf dem erhaltenen Rande." Das in Parentheſe beigefügte Datum (Weimar am 29. November 1776) gehört wohl der Redaction.

Versicherung ist ihm lieber als ein Danksagungsschreiben. Wolltest Du ihn mündlich bitten, mir huldreichst zu verzeihen, daß ich seine Bücher so lange gehabt und gebraucht, und daß ich die Dreistigkeit habe, ihn unterthänigst nur um einen Aufschub von einem Tage zu bitten — ich will gleich eine Supplique beilegen — um in dem einen aus dem Archiv die großen Züge seines eigenen Charakters in denen seines großen Ahnherrn Bernhard zu Ende studiren zu können.

Schick doch diesen Brief sogleich ihm hin, ich flehe! Der vorige hat Effekt gethan, wofür ich tausendmal danke. Er wird mir diese letzte Gnade nicht abschlagen, wenn ihm Goethe für die Reinheit meiner Absichten Bürge ist. Und der wird es sein, so sehr ich ihn beleidigt habe. Ich dachte nicht, daß es so plötzlich aus sein sollte und hatte mir meine süßesten Arbeiten aufgespart. Diese Gelegenheit ist hernach auf immer für mich verloren. Nur ein einziger Tag!

Umarme und segne Deine Gattin! Seid unbegränzt glücklich — vergeßt mich! Lebt wohl!

Von dem versiegelten Zettel an Goethe sag niemand. Nochmals lebt wohl! Könnt' ich an Eurem Halse liegen.

Der redliche Kalb wie trefflich und edel!"*)

Der erste dieser Briefe, der von übernommener Bemühung spricht, hat wohl noch einen andern vor sich gehabt, in welchem die Bitte um diese Bemühung enthalten war. Er war vielleicht aufschlußreicher als die übrigen und wurde eben darum

*) Das in Parenthese hinzugefügte Datum: Weimar am 30. November 1776, an dem übrigens kein Zweifel ist, gehört wohl wiederum der Redaction.

nicht aufbewahrt. Demnächst ist auffallend, daß Lenz hier seinen Freund Herder in aller Förmlichkeit mit Sie anredet, während alle übrigen Briefe nur das vertraute Du haben. Es wird sich darin eine gewisse Zurückhaltung wiederspiegeln, welche Herders letzte schriftliche Nachricht enthalten haben mochte, dann aber ist wohl auch zu erinnern, daß jenes Du überhaupt nur brieflich gewesen zu sein scheint, im Einklange mit der enthusiastischen Weise, in der Lenz sich von Hause aus Herder angenähert hatte und welche als eigenthümlicher Charakter dieser Correspondenz verblieb. Das Du kehrt im nächsten Briefe zurück.

Was den Inhalt anlangt, so wird leider die Kenntniß der Vorgänge und Verhältnisse vorausgesetzt, und wir erfahren von Thatsächlichem nur Eines, das Pasquill. Aber auf wen gerichtet, wie verbreitet? Goethe wird weiterhin schwer beleidigt genannt und es liegt nahe, dies mit dem Pasquill in Verbindung zu bringen. Aber er kannte es ja noch nicht, Lenz legt es eben nur bei, damit er es kennen lerne. Er nennt es einmal ein kleines Pasquill; doch spricht er von zwo Stellen darin, die Goethe gefallen würden. Lenz stellt zusammen, was zu denken, zu muthmaßen, zu rathen giebt: Rebell und Pasquillant. Worin kann seine Auflehnung bestanden haben? Dann wieder scheint die Stelle beachtenswerth: „Wie lange werdet ihr noch an Form und Namen hängen?“ Und der so schwer Getroffene spricht von einem ihm „unbewußten Verbrechen“, zu dem sich zu bekennen ihm die Ehre verbiete*).

*) Ein neuerer Litterator, der sonst sorgsame Goedeke (Grundriß u. s. w.) hat sich die Sache leicht gemacht, indem er geradezu von

Hier bleibt also immer noch viel Dunkelheit, die wir auch durch Combination mit anderen Nachrichten nicht leicht aufhellen, im Gegentheil, diese Dunkelheit wird nur noch größer, wenn wir damit zusammenhalten, was die Briefe an Lavater ergeben. Ständen beide Briefwechsel, der an Lavater und der an Herder, einzeln da, so würde man offenbar die Entscheidung leichter haben, freilich aber auch den Irrthum. Herders Nachlaß und die Briefe an Lavater erschienen kurz nach einander, jener im Jahr 1856 und 1857, dieser im letzteren Jahr, und so kommt es denn, daß beide Herausgeber einseitig aus ihrer Quelle folgern, daß aber beider Urtheile weit aus einander gehen. Düntzer weiß nichts von einem Fräulein von Waldner und daß eine solche hier eine wichtige Rolle spielen könne, er weiß nichts davon, daß Lenz in Weimar liebeskrank war, er ahnt nichts von dem Inhalt seiner Gedichte, er behandelt ihn schlechthin wie einen Intriguanten und boshaften Narren, überhaupt wie einen sehr unbedeutenden Menschen, über den auch er sich lustig machen könne. Dorer dagegen, der Herders Nachlaß eben nur letztlich in der Reihe der vorhandenen Quellen noch aufführt, hat doch dem Inhalt keine wesentliche Entscheidung auf seine Ansicht der Dinge eingeräumt, weil eben sein Buch schon fertig war. Hier ist nun eine Lücke geblieben und unabweislich tritt die Frage entgegen: Wie sind beide Documente mit einander zu vereinigen?

Wir kommen jetzt auf das fragliche Gedicht zurück: „Der

---

einem „Pasquill auf die Herzogin Amalia und andere Personen“ spricht. Der Autor ist in allen Stücken sehr mißgünstig gegen Lenz gestimmt.

verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit." (ſ. o.) Der Vergleich mit dem Brief von Herder ſcheint allerdings zu ergeben, daß dies Gedicht in den letzten Tagen des November geſchrieben ſein müſſe, denn wenn dort der Dichter ſich „ausgeſtoßen aus dem Himmel" nennt, ſo entſprechen dem im Gedicht die Worte: „des Himmels Thore verſchloſſen" und „Hier ausgeſperret verloren Sitzt der Verworfne und weint." Im folgenden aber begegnen wir Zeilen, welche ſchwerlich eine andere Deutung zulaſſen als auf die Geliebte ſeines Herzens und auf eine unerwartete Begegnung mit derſelben. Es iſt hier zwar manches Undeutliche, ja was irre führen kann, ſo daß man das Ganze für mehr allgemein und ideal halten könnte. Allein eine falſche Interpunction bei Tieck haben wir ſchon bemerkt und dann ſind die Worte:

In weißen Gewölken,
Mit Roſen umſchattet,

wohl nicht anders zu verſtehen, als von einer luftigen Bekleidung, etwa einer Balltoilette in Weiß und Roſa, oder auch mit Roſen garnirt, ſo daß an einer wirklichen körperlichen Gegenwart der Geliebten wohl nicht zu zweifeln iſt. Welchen Sinn könnten ſonſt auch die von der Geſtalt gebrauchten Worte haben: „In Liebe hingeſunken"? Oder ſollen wir, mit Dorer, annehmen, daß der Dichter die Dame überraſcht? Scheint er doch vielmehr ſelbſt der Ueberraſchte zu ſein:

Ich ſah die Erſcheinung:
Und war's kein Traum?

Auch führen die Worte gar nicht auf ein Eindringen:

Auf gingen die Thore,
Ich ſah die Erſcheinung.

Mehr Schwierigkeit bringt die Frage, von welcher Art und wie weit denn die Annäherung des Berauſchten geweſen; denn hier ſcheint in den unmittelbar neben einander ſtehenden Worten ein Widerſpruch zu ſein:

Schon hatt' ich ſo ſelig, ſo trunken
Feſt an mein Herz ſie gedrückt —

Und:

Ich lag im Geiſt ihr zu Füßen —*)

Womit ſtimmt, daß ja im Ganzen der Dichter eben ſich anklagt, den Augenblick verloren, verſäumt zu haben. Was bleibt übrig als zu ſagen, daß er ſeiner Sinne nicht mächtig geweſen, daß er jedenfalls die volle Glut ſeiner Leidenſchaft verrathen. Und dies drückt nun eben auch das Motto aus.

Vielleicht iſt auch eine Stelle in einem Brief an Lavater aus Weimar hieher zu beziehen und kann mit zur Erklärung der Gemüthsſtimmung des Dichters, der Situation und des Gedichtes dienen. Im 13. Brief bei Dorer, eben jenem, wo Lenz die Unruhe ſeines Herzens ausſpricht, leſen wir die dort unverſtändlichen Worte: „Ich gehe, wohin mich Wink der Vorſicht ruft, mein Ziel kann ich Dir noch nicht beſtimmen, ich kenne es, und der Tod ſoll mir Bruder ſein, wenn er mich dahin führt."

*) Wenn nicht in den Worten „Schon hatt' ich" ein Fehler ſein ſollte, wird man wohl dem „im Geiſt" eine Rückwirkung auf die obige Zeile geben müſſen, wie denn das Gedicht, ſelbſt in Leidenſchaft geſchrieben, mehr vom Ganzen als vom Einzelnen aus zu verſtehen iſt.

Es ist nicht zu begreifen, welch ein Weg so in die Nähe des Todes führen, welch ein Ziel so unmittelbar mit demselben verbunden sein könne, wenn wir nicht die Erklärung dafür in dem Schluß unseres Gedichtes finden wollen:

— Und in dem Wonnerausch,
In den Entzückungen
Bräche mein Herz.

Danach würde aus jener Aeußerung gegen den Herzensvertrauten nicht nur der verzweifelte Gemüthszustand abzunehmen sein, indem nunmehr die Leidenschaft Gewalt über Tod und Leben gewonnen hat, so daß der Arme der verzehrenden Flamme des Lichts entgegenfliegt, sondern es zeigt sich eben auch schon der Wille, der Entschluß, alle Schranken der Convention zu durchbrechen. Daß dies dennoch nicht, nicht in vollem Maaß geschehen, bekundet das Gedicht. Die Gelegenheit war da, der Moment gegeben — aber heilige Scheu hielt den Flammenden zurück; er schwört zwar den Augenblick sich nicht zum Zweiten entgehen zu lassen — allein er kehrt ja nicht wieder.

So gefaßt, und eine andere Auffassung dürfte nicht möglich sein, wird nun aber wohl dieser Vorfall noch nicht ausreichen zur Erklärung der so plötzlich erfolgten Verbannung, um so weniger, da er, nach dem Gedicht zu urtheilen, ohne Zeugen erfolgt sein muß. Nun läßt sich aber sehr wohl denken, daß derselbe andere Vorfälle in seinem nächsten Gefolge hatte, zumal da nun die Leidenschaft des Erregten aufs Höchste gestiegen und er seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Zurechtweisungen mochten nun von Seiten des Armen Auflehnung,

Verantwortung zur Folge haben, unbewachtes Ausstoßen alles dessen, was er auf dem Herzen hatte, so daß dadurch das Wort „Rebell" seine volle Erklärung erhielte. Sehr merkwürdig kommt uns hier eine Anspielung von Wieland in einer damals gedichteten Erzählung, dem Sommermährchen, zu statten, zuerst abgedruckt im Deutschen Merkur 1777, Juli, S. 11:

— Der Junker zieht,
Wie Bruder L(enz),
Sich aus der ersten
Impertinenz
Durch eine zweite*).

Es bedarf keiner Beweisführung, wie sehr das passe auf die Dinge, welche für Lenz verhängnißvoll wurden, und nichts kann uns erwünschter sein für die Beurtheilung, als gerade dies Zeugniß, daß der ersten Impertinenz sogleich auf dem Fuß die zweite gefolgt sei, der Ausdruck Impertinenz entspricht aber dem von Goethe gebrauchten deutschen, so gut es eine Uebersetzung kann. Nun fehlte es aber sehr wahrscheinlich auch an einer dritten nicht.

Dazu kam nämlich jenes Pasquill. Ich vermuthe nun sogar, daß eine Scene, vielleicht in unmittelbarer Gegenwart

*) Es ist Jegór von Sivers Verdienst, auf diese Stelle aufmerksam gemacht zu haben, dagegen irrt derselbe, freilich noch unbekannt mit dem Kern der Weimarischen Vorfälle, wenn er sie auf Lenzens Anrede an Wieland beim ersten Zusammentreffen beziehen will: „Sind Sie Wieland? Ich dachte Sie mir mit Hörnern und Krallen und dem Pferdefuß"; denn wo wäre hier die zweite Impertinenz und wo überhaupt die Impertinenz? Offenbar mußte auch die Sache etwas bekannteres sein, um darauf anspielen zu können.

der Herzogin Luise, den Ausschlag gegeben habe, denn hierauf deutet Lenzens Brief an dieselbe. Ich vermuthe ferner, und habe schon angedeutet (s. o.), was mich darauf führt, daß eben hier ein hartes Zusammentreffen mit Goethe erfolgt sei, und zwar von der Art, daß sogar sein Verhältniß zur Frau von Stein zur Sprache kam.

Aber war nicht die Neigung Lenzens zur verlobten Braut eines Andern eine gleich schuldige und verdammenswerthe? In den Augen der Welt allerdings, hier war der Anstoß ein gewaltiger und es war nichts geschehen, ihn zu verhüllen; allein ganz anders stand die Sache in der Seele des unglücklich Liebenden. Dieser nämlich, wie das die Documente deutlich ergeben, glaubte sich im früheren Besitz dieses Herzens, überdies im wahren Besitz, er hielt jene Verlobung für eine unglückliche, widersinnige, nur der Convention angehörige, ja er war auch hier in dem festen Glauben, daß ihm immer noch der bessere Theil dieses Herzens gehöre, daß die Dame selbst mit Schmerz erfüllt sei, ihm, dem Dichter, nicht angehören zu können. Denn was anders können die Worte sagen:

Ich hielte, ich faßte Dich,
Heilige, Einzige,
Mit all Deiner Wonne,
Mit all Deinem Schmerz.

Und so ist auch schon früher darauf hingewiesen worden, daß, wenigstens in der Straßburger Zeit, die Neigung nicht gänzlich ohne Erwiederung muß geblieben sein, vielleicht auch nicht einmal in Weimar, so daß wir auf dieser Seite nicht ganz dem beipflichten können, wenn Dorer aus Zartgefühl hier völlig

hat freisprechen wollen. Wir sind im 18. Jahrhundert, und es handelt sich um seine Grenzen.

Aber Lenz ward jetzt völlig enttäuscht, das spricht sich in dem Gedicht aus: „Mit schönen Steinen ausgeschmückt", und zwar in der Strophe:

Ach! aber Freundeshand bringt mir
Den Kelch des Todes, und von Dir,
Von dir, von dir! mehr als der Tod
Was überm Grabe schlimmer droht.

Daß es sich nicht um einen einzigen Vorfall handelt, dürfte schon daraus hervorgehen, daß die bekannte „Eselei" in Goethe's Tagebuch unter dem 26. November verzeichnet steht*), während die Haupt-Katastrophe am Abend des 29. erfolgt sein muß; am Morgen schrieb Goethe darüber an Frau von Stein.

Das Ganze scheint nun auf Folgendes hinauszulaufen: Lenz, den man bisher gern gesehen, dem man Vieles verziehen, der, wenn er auf einer Seite anstieß, immer noch von Andern gehalten wurde, hatte durch unglückliches Zusammentreffen auf einmal Viele gegen sich, er hatte starken Anstoß bei Hofe gegeben, wenn sich auch nicht bestimmt sagen läßt, worin er bestanden, er hatte die Herzogin Luise verletzt, er hatte Goethe, Frau von Stein und gewiß noch andere beleidigt, der Herzog, so scheint es, war gezwungen ein Exempel zu statuiren, Herder und Wieland konnten unter diesen Umständen nicht mehr vermittelnd eintreten.

*) Riemer II, 36, der, wie immer, die Sache parteiisch und überdies roh auffaßt.

Recht merkwürdig ist, daß nicht lange nach oder vor Lenzens Entfernung von Weimar auch Klinger eben hier sehr Aehnliches erlebte. Klinger kam im Sommer 1776 nach Weimar, wohl auch, um hier sein Glück zu machen; er war also hier mit Lenz zusammen, wohnte sogar in demselben Hause*). Nach Böttigers Angabe (Litterar. Zustände I, 18) soll ihn Goethe fortgebracht haben. „Man habe damals im Gange des herzoglichen Wohnhauses sich oft im Schießen nach dem Ziele geübt. Dabei sei es Sitte gewesen, statt der Zielscheibe ein Portrait hinzusetzen. Klinger habe Goethe's Portrait hingestellt, wonach wirklich geschossen worden; das habe Goethe ihm nie verzeihen können. Indeß wären, wie Bertuch bemerkt, andere Gründe der Ungnade vorhanden, er habe allerhand Klätschereien zwischen hohen Damen gemacht und sei als ein tracassier verabschiedet worden. Goethe selbst äußert sich in einem Brief an Merck vom 24. Juli 1776, nachdem er eben von Lenz gesagt, er werde endlich gar lieb und gut „in unserm Wesen" —: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich, ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und's nicht verstund und ich's ihm nicht erklären konnte noch mochte." Dann vom 16. September, ebenda, wo es von Lenz heißt, er ist unter uns, wie ein krankes Kind: „Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwärt mit uns und er wird sich herausschwären. Ich habe über die beiden Kerls nichts Treffenderes zu sagen." Nun war aber Klinger ein ganz anderer Charakter als Lenz, und ihm konnten keine

*) Nach einem Brief an Christoph Kayser in Zürich (bei Riemer II, 31) kam er am 24. Juni in Weimar an. Ebenda: „Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung."

Affenstreiche zur Last gelegt werden. Kurz zuvor aber (am 8. Mai) hatte Klopstock seinen merkwürdigen Mahnbrief an Goethe geschrieben. — Man vergleiche damit Goethe's eigenes Geständniß: „Ich treibs hier freilich toll genug", und daß er (XXX, 197) „von mancher gehässigen Ungezogenheit" spricht, ja sich etwas von der „Ingenuität der Voltaire'schen Huronen" zueignet; dagegen aber Wielands Brief an Merck: „Er hat bei all seiner anscheinenden und wirklichen Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und Savoir faire als alle Hofschranzen, Bonifaz Schleichers*) und politische Kreuzspinnen zusammen genommen, in Leib und Seele. So lange E. A. lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus." — Man sieht also, daß Goethe auch Anfechtungen hatte; und nur Einer konnte hier ein Privilegium haben. Fehlte jene Conduite und der feste Beistand des E. A., so mußte wohl jede Art von Naturwildheit gefährlich werden. Andererseits war Goethe wohl nicht völlig frei von Eifersucht, und der Umgang mit seinen früheren Genossen ward ihm unbequem in seiner Geheimrathsstellung.

Was Lenz Leben und Verstand kostete, verwand der weltlichere Klinger leicht. Und nun soll dieser auch nach seiner Verabschiedung von Weimar zu Schlosser nach Emmendingen gegangen sein — welch seltsames Zusammentreffen!

*) Bezieht sich auf den kleinen Roman Bonifaz Schleicher im Teutschen Merkur von 1776.

X.

Aufſchluß aus den Werken.

Die Reihe der poetiſchen Werke, welche auf den Vorfall zu Weimar und auf die Leidenſchaft des Dichters Bezug haben, iſt noch nicht erſchöpft; ihre Betrachtung liegt aber um ſo näher, als damit zwei Ziele erreicht werden, Aufklärung jenes Räthſels und Verſtändniß dieſer Werke ſelbſt.

Von drei größeren Stücken dieſer Art iſt das früheſte: „Petrarch. Ein Gedicht aus ſeinen Liedern gezogen.“ Bei Tieck mit der Jahreszahl 1776. Es hat mit derſelben ſeine Richtigkeit, denn das Werkchen erſchien unter Lenzens Namen zu Winterthur, 1776, mit Kupfern; in den Briefen an Lavater aber wird darauf Bezug genommen, denn der Verfaſſer ſchreibt in einem der bei Dorer gegebenen Briefe, der aus Weimar geſchrieben ſein muß, an den Schweizer Freund, er wolle dem von ihm unterſtützten Buchhändler ein Manuſcript übergeben, falls dieſer es glänzend zu drucken und mit Kupfern auszuſtatten verſpreche, eine Nachricht, die in allen Punkten eben auf dieſen Petrarch zutrifft. Es verräth ſich aber darin zugleich, daß der Dichter eben mit dieſem Stück noch eine beſondere Abſicht gehabt, worüber denn auch der Inhalt weiter keinen Zweifel läßt. Schon die Einleitung giebt zu erkennen,

daß der Dichter sein Verhältniß dem des Petrarch zur Seite stelle, d. h. daß auch er ideal und hoffnungslos liebe, die einem Andern Angehörige.

Glückseliger Petrarch! den itzt der Tod
Getraut mit Lauren hat; im Abendroth,
O du mein bester Freund! komm, steig hernieder,
Und hauche deinen Geist in meine Lieder.
Du Sänger aller Zeiten, jedes Herz
Fühlt, wenn es glücklich ist, von Deinem Schmerz;
Auch meines fühlt ihn ganz — mehr zu beklagen,
Fühlt tiefer ihn und darf ihn nicht so sagen.

Wenn es aber im gleich darauf folgenden heißt:

In diesem Thal, das deinem Thale gleicht,
Wo jede Leidenschaft der Brust entweicht —
In diesem Thal will ich der deutschen Flöte
Vertraun, was du gelitten, mein Poete!
Du einziger, der fühlte, was er sang,
Und sich dadurch den Märterkranz errang. —

so scheint daraus sich zu ergeben, daß das Gedicht in der Waldeinsamkeit von Berka gedichtet sei; die letzten Zeilen aber sprechen deutlich aus, wie sehr der Dichter seine Liebeslieder von dem Schwarm der üblichen wolle unterschieden wissen, indem er nur den Vergleich mit Petrarca für sich in Anspruch nimmt.

Nun ergiebt sich aber auch bald, daß es gar nicht um eine Darstellung der Liebesleiden des Dichters von Vaucluse selbst zu thun ist, sondern daß derselbe hier nur vorgeschoben wird, damit Lenz unter dieser Verkleidung ausspreche, was offen zu sagen die Verhältnisse verboten, so daß das ganze Gedicht da-

durch einen gewissen symbolischen Charakter gewinnt. Wie wenig wir hier den wirklichen Petrarca haben, zeigt sich namentlich in der eigenthümlichen Art, wie Lenz ihn enden läßt. Petrarca überlebt hier nicht seine Laura, sondern stirbt unter ihrem Wagen; Laura entsteigt demselben und weiht dem Sterbenden eine Thräne. Im Uebrigen ist von Petrarca's Lebensumständen gerade so viel hier gegeben, als mit Lenzens Verhältniß Aehnlichkeit hat, und nicht ohne Absicht dürfte der Dichter in den einleitenden Worten hervorheben: er habe aus dem Leben Petrarca's, das seinen Werken vorgesetzt ist, nicht erfahren können, „ob Laura jemals sei verheirathet worden?" Als Anhang giebt Lenz einen Versuch der Uebersetzung von Stücken zweier Canzonen Petrarca's, aber auch hier ist es nicht um den reinen dichterischen Werth, noch um Uebersetzungskunst zu thun, sondern nur um Anspielung auf die ähnlichen Verhältnisse seiner selbst. Er giebt nämlich die drei ersten Strophen der Canzone IX, Gentil mia Donna — um mit der Strophe schließen zu können: E sol' ivi con voi rimansi Amore. Leider macht das Gedicht in der reimlosen und unrhythmischen Uebersetzung wenig Eindruck; und doch soll sich hier offenbar der Charakter seiner eigenen Leidenschaft aussprechen:

— Geht dann der innere Streit mit mir an,
Und ich segne die Natur und den Tag und die Stunde,
Die zu so hohem Glück mich aufgespart hat,
Wo sie das Herz mit der Hoffnung emporhub,
Das sonst unbehelfsam, mir selbst beschwerlich war.
Nur von dem Tag an gefiel ich mir selber,
Füllt ein großer schöner Gedanke meine Seele,
Zu der ihr Auge den Schlüssel hat.

Niemals beschied Liebe oder Glück
Zwei Freunden solche Wonne, die ich nicht hingäb' gegen eine
Bewegung ihrer Augen, von denen meine Ruhe,
Wie ein Baum aus der Wurzel kommt.
Heilige, selige Funken,
Die ihr mein Leben entzündt und alle mein Vergnügen,
Die ihr entzückend mich auflöst und langsam mich tödtet:
Wie jedes andre Licht verbleicht, wo ihr blitzet,
So weicht aus meinem Herzen,
Wenn diese Süßigkeit sich drein herabströmt,
Jeder andere nothwendige Gedanke
Und ihr allein bleibt darin mit der Liebe.

Desgleichen hat Lenz aus dem zweiten Theil ein Stück der ersten Canzone (Che debbio far? —) übertragen, um darin seiner über den Tod hinausreichenden Liebe Ausdruck zu geben.

Das Gedicht selbst entbehrt gar sehr der letzten Hand, weit entfernt von einem vollendeten Kunstwerk, ja scheint sogar Spuren beginnender Ueberspannung und Abspannung des Geistes an sich zu tragen; doch ist es großer Schönheiten voll und schließt tiefste Herzensseufzer ein. Ueberall begegnen Stellen, die dem vollkommen ähnlich sind, was Lenz in selbstständigen Gedichten ausspricht, oder welche diesem zu willkommener Ergänzung dienen. Wie schön das erste Zusammentreffen der Liebenden am Charfreitage, auf dem Wege zur Kapelle von Lilla:

Er stand erröthend und erblassend da,
Sprach immerfort mit ihr, und hört' und sah
Sie sprechen, ohne daß doch sein Gefährte
Ein einzig Wort aus Beider Munde hörte.
Stumm sahen sie sich an.

Beide beten nicht in der Kapelle; der Heiland verzeiht. Laura dankt dem Stern, der den Geliebten geboren werden ließ. Sie sagt: „Wie schön die Sonne untergeht!“ Darauf Er: „Für mich verschleierte sie sich.“ Und Laura zu Petrarca: „Freund, Sie dürfen lieben; Nur nie ein Wort mehr!“ — Den Befehl im Blick —

Und todtenbleich kam er mit ihr zurück.

Der Dichter schließt den Gesang, den ersten, mit den Worten:

Ach, dacht' er bei sich selbst, vielleicht nach tausend Jahren
Beweint ein Auge mich, das gleichen Schmerz erfahren,
Sonst sind' ich nirgends Mitleid. Sporne dann
Zu ihrem Ruhm, Petrarch! die letzten Kräfte an.

Im zweiten Gesang erfährt Petrarca, daß sein Freund Colonna die Angebetete liebt und von ihm begünstigt wird, er selbst vertraut es dem Dichter.

Colonna liebte Lauren. Und vertraute
Dem Dichter seine Glut, der auf den Boden schaute.

Er schaute auf den Boden und stand da,
Wie einer, der den Blitz hart vor sich treffen sah.

Dann lief er an den Felsen hin und wieder,
Die an Vaucluse gränzten, auf und nieder.

Jetzt begegnen wir Worten, die nahe mit dem übereinkommen, was Lenz an Lavater schrieb über den glücklichen Freier der Dame zu Weimar:

„Ein Mann von vierzig Jahren ihr die Hand!
Und insgeheim, weil ihm sein Ritterstand
Die Ehe untersagt? Um reich zu erben,
Soll Laura elend leben, elend sterben?

O trüber Himmel dies für Lauren! — und Petrarch
Nähm' den Gedanken mit sich in den Sarg?
Colonna hat Geschmack — wär' das für sie nicht wenig?
Nein, er verdient sie nicht, wär' er ein König.
Er, der der Schönheit und des Lebens satt,
Nun ausgeliebt und ausgelebet hat.
Er Lauren! — Gott, der du die Demuth ehrest,
Gott, ist er ihrer würdig? Du empörest
Dies arme Herz selbst gegen meinen Freund,
Mein Unmuth ist gerecht, so strafbar er auch scheint.
Darf aber ein Vertriebner, ein Verbannter,
Hier nur geduldet, darf ein Unbekannter —?
Ach zehnmal mehr vertrieben, mehr verbannt,
In keiner Brust hat das für sie gebrannt.
Ein Schatz kann nie in schlimmre Hände fallen
Als die des Reichen. Gott, du weißt's, von allen,
Die jemals liebten, härmte niemand sich
Mit tiefrer innrer Sehnsucht ab als ich —
Was schwärmst du, Unbescheidner! was erhöhest
Du die Begierden so? Bedenke wo du stehest,
Bist du nicht Ixion, der Jupitern
Um seine Göttin neidte? Steh' von fern,
Und fühl' es wer du seist.

Das letzte ein Gedanke, den wir noch in einem besonderen Gedicht ausgeführt finden werden.

Im dritten Gesang schreibt Petrarca, der nach Rom entflohen, an Colonna; er wünscht sich den Tod, da er ohne Laura nicht leben kann; es gehe mit ihm zu Ende. Schön ist der Eindruck auf Colonna und Laura geschildert:

Das arme Herz! sprach, als er's las, der Mann,
Und sah gelassen auf und seinen Himmel an.

Das arme Herz, sprach sie ihm nach, doch mit Accenten,
Die Engel selbst zum Weinen bringen könnten.

Darauf schreibt, um Laura noch tiefern Schmerz zu bringen, der Cardinal Colonna zu Rom an seinen Bruder —

vom guten kranken Thoren,
Er habe Sprache und Vernunft verloren.

Worte, die besonders rührend sind, wenn man glauben muß, daß hier Lenz an sich selbst gedacht habe. Er fühlte also wohl, daß man ihn, wie Goethe sagt, als „ein krankes Kind" behandle.

Laura schreibt jetzt an Petrarca, voll Mitleid bittet sie selbst ihn nach Vaucluse zu kommen. Er kommt —:

Er reiste spät im Herbst, des Himmels Antlitz war
Trübwolkig wie sein Herz, und Sturm zerriß sein Haar.
Er reiste Tag und Nacht durch's pfeifende Gesträuch,
Voll Graun und Finsterniß, fühllos wie eine Leiche.
Bald überwältigte des Aethers Gleichgewicht
Der schweren Wolken Zug, die auf sein blaß Gesicht,
Dem die Verzweiflung längst der Thränen Trost verschlossen,
Auf sein versengt Gesicht des Himmels Thränen gossen.

Petrarca kommt an, er zweifelt, ob er Kraft habe, die Angebetete zu sehen; großer Kampf der Gefühle in ihm, Eifersucht und Zorn behält die Oberhand:

— Im letzten Augenblicke,
Im Grabe noch, im Grabe Wütherich,
Colonna, falscher Freund! beneid' und haff' ich dich;
Noch über's Grab hinaus — mit kranker Seele
Kehr' ich als Geist zurück, daß ich dich quäle,
Denn du hast mich um Leben, Lieb' und Macht,
Um Alles — um die Tugend selbst gebracht.

Verdammt haſt du mich. Menſchheitsloſer Richter!
Warum traf deine Wuth den reizbarn Dichter?
Warum nicht einen Wuchrer, einen kalten Mann,
Wie du, den der Verluſt nicht ſchmerzen kann?

Dieſe Qual bewegt den Himmel, er ſendet ihm milde den Tod unter rührenden Umſtänden. Vor dem Schloß der Geliebten wird er von ihrem Wagen getödtet; ſie reißt ſich von der Seite ihres Ritters los, ſteigt aus:

— Da wich
Der Boden unter ihm, und beide ſanken nieder
Mit einem leiſen: Gott, ſeh ich Sie*) wieder?
Da lag das Opfer nun, und Laurens Blick
Schlug feucht bis an die Wolken. Hätteſt du dein Glück
Noch eh du ſtarbſt geſehn, Petrarca, was die Schaaren
Der Geiſter um dich her zu ſehn geſchäftig waren,
Die Thräne, die die ſchwarze Glut umzog,
Die aus dem ſchönſten Aug' erzürnt zum Himmel flog,
Ihn anzuklagen — die für Reue zittern
Ihn machte! — Laut in klagenden Gewittern
Bezeugt er ſeinen Antheil, blitzend Weh
Erſchreckte weit die Erde und ein ganzer See
Wälzt ihm ſich nach und ſchien das Mißgeſchick der Seinen
Unaufhaltbar, untröſtlich zu beweinen. —

Hier ſchließt das Werk; im Originaltext iſt noch ausdrücklich das Wort „Fragment" hinzugeſetzt, im Weſentlichen aber iſt hier das Gedicht geſchloſſen, ſo daß jener Zuſatz ſelbſt nur der

*) Das Original hat hier „ſie", Tiecks Ausgabe hat mit Recht Sie hergeſtellt, wie denn, auch ſchon früher, und dort gleichfalls im Originaldruck, beide ſich mit Sie anreden.

deutlichen Tendenz des Ganzen angehört, die zum Theil eben hierdurch verschleiert werden soll. Und wahrlich, mit wie anderem Auge muß man das Stück lesen, wenn man die nahen Beziehungen auf das Leben des Dichters und den für ihn unerreichbaren Gegenstand einer idealen Liebe erkennt, doppelt rührend, wenn man hinzunimmt, was der Dichter hier selbst noch nicht ahnte, daß sein Schicksal so viel schrecklicher war als der hier geschilderte Tod in der Nähe der Geliebten. Auch als Kunstwerk, als künstlerische Conception, wenn freilich die vollendende Hand fehlt, muß das Gedicht nach Erfindung, nach Hoheit der Gesinnung, wie auch nach Kraft der Ausführung und Zartheit der Haltung besonders hoch geschätzt werden, und wenn es wahrscheinlich ist, daß es zu Weimar erwachsen, so könnte gar wohl das hohe Lob Wielands und Goethe's von Lenzens neuen Productionen eben hierauf zu beziehen sein. Wie viel weniger haben die Spätern dies erkannt!

Ferneren Aufschluß, aber zugleich auch neue Räthsel, finden wir in dem Gedicht Tantalus. Wenn schon gelegentlich in dem eben betrachteten Werk der Dichter sich mit Ixion vergleicht, so bringt er ganz ähnlich hier sein Geschick in Verbindung mit dem Titaniden Tantalus, und zwar mit beiden nicht sowohl wegen der Art ihrer Bestrafung, als vielmehr wegen ihres Vergehens. Ixion, König der Lapithen, ward bekanntlich von Zeus an die Tafel der Götter gezogen, allein er ertrug dies Glück nicht, er trachtete nach der Liebe der Juno; auf ein feuriges Rad gebunden büßte er den Frevel in der Unterwelt. Sehr ähnlich ist die Fabel des Tantalus. Auch dieser ist König, Liebling des Zeus, wird von dessen Gnade gewürdigt an der Göttertafel zu sitzen, aber auch er erträgt sein Glück,

das erwiesene Vertrauen nicht. Seine Schuld wird verschiedentlich angegeben, unter anderm auch, daß er die Geheimnisse der Götter den Menschen verrathen. Lenz nun läßt uns nicht in Zweifel, auf welcher Seite er die Aehnlichkeit finden will, auch hier wird ihm die Liebe zu einer Göttin, zur Juno, verhängnißvoll. Das leicht hingeworfene Gedicht ist voll genialer Züge und gehört zu dem besten, was Lenz geschaffen, um so beachtenswerther, als der Inhalt ergiebt, es müsse nach seinem Abgange von Weimar verfaßt sein. Da es nicht umfangreich, in sich aber ein unzertrennbares Ganze ist, für welches erst nach dem, was wir jetzt von Lenz wissen, das Verständniß eröffnet worden, so wird es hier ungetheilt stehen müssen.

Tantalus.

Ein Dramolet, auf dem Olymp.

Apoll (und) Merkur (kommen heraus).

Merkur.

War das nicht eine herrliche Jagd,
Apoll, das mußt du doch gestehen,
Der Sterbliche hat uns Spaß gemacht!

Apoll.

Er schnitt doch der Juno gegenüber
Eine Figur als hätt' er's Fieber.
Zeus, den kitzelt' es innerlich —
Aber sag' mir, entzaubere mich.
Wo führt' ihn das böse Wetter
Zu uns herauf an die Tafel der Götter?

Merkur.

Still, der Einfall kommt von mir.
Wollten Jupiter ein wenig pikiren,

Und Vater Jupiter desennuyiren,
War ja alles so traurig hier.

Apoll.

Ha, ha, ha! wie er da saß beklommen,
Ganz in Nektar und Lieb' verschwommen,
In ihrer Blicke Wiederschein
Meint' er Jupiter selber zu sein.

Merkur.

Nein, aber drüber ging doch nichts,
Der Meisterstreich, den er ausgehen ließ,
Du hast es ja gesehn — der Schnitt des Gesichts,
Als er mit Zeus die Gesundheit stieß.

Apoll.

Gesundheit mit Zeus — wie ist das zu verstehen?

Merkur.

Ei, so hast du ja nichts gesehen!
Vater Zeus, Vulkanen zu scheeren,
Stieß mit Mars die Gesundheit an:
Der schönsten Frau vom frömmsten Mann!
Meister Tantalus stieß mit an.
Der Donnerer durfte sein Glas nicht leeren,
Der ganze Olymp schien bestürzt voll Verdruß,
Nur nicht Meister Tantalus.

Apoll.

Was sagte Juno?

Merkur.

Was sollte sie sagen?
O das ist noch nicht genug.
Hast du denn nicht gehört, man schlug
Beim Nachtisch einen Spaziergang vor,

Mein Tantalus über und über Ohr,
Als Juno ſagte, ſie wollte im Garten
Die andern Göttinnen um Zehne erwarten,
Sie ſetzte ſpöttiſch hinzu, es iſt warm,
Herr Tantalus giebt auch vielleicht den Arm.
Mein Tantalus nahm's im Ernſt und bückte
Bis unter den Tiſch ſich, rückte und rückte
Den Stuhl — daß alles für Lachen erſtickte,
Bis ihn Juno zurechte wies,
Es ſei ihr Ernſt nicht und er's ließ.

Apoll.

O ſtill, nun weiß ich, warum mit dem Alten
Cupido vorhin Kriegsrath gehalten.
Sie wollten eine Wolke ſtaffiren,
Ihn, wenn er heimging, zu intriguiren.
Still, da kommt er ſelber ja wohl,
Wenn ich nicht irre —

Merkur.

Er iſt's, Apoll.

Tantalus (tritt auf).

(Merkur und Apoll halten ſich ſeitwärts, ihm zuhorchend).

In dieſer freundlichen Sommernacht,
Wo außer Feuerwürmchen und Heimchen
Kein Geſchöpf mehr neben mir wacht,
Niemand mich hört als Myrtenbäumchen
Und die ſtillen Schauer der Nacht:
Hier wird's doch erlaubt ſein, das endloſe Grauen,
Die entzückende Beklemmung meines Herzens,
Den ganzen Himmel meines Schmerzens
Nur mit einem Blick zu überſchauen,
Und dir Allmutter Natur zu vertrauen.

Ich liebe — darf ich mir ſelber es ſagen?
Wohin die verwirrteſte Phantaſei,
Wohin der Titanen Waghälſerei
Nie kühn genug war ſich hinzuwagen,
Wagt ein verrätheriſch Herz ſich hin:
Ich liebe der Götter Königin!
Es iſt geſagt, ihr hörtet es Götter!
Auf denn, führt die rächenden Wetter
Ueber mein ſchuldiges ſterbliches Haupt,
Euch iſt die grauſame Luſt erlaubt,
Ihr ſelbſt fachtet ſie an, dieſe Flammen,
Ihr, die ihr darin Troſt ſuchen müßt,
Das an Anderen zu verdammen,
Was euer Lieblingsverbrechen iſt.
Da ſpart euren Witz in Erfindung der Strafen,
Was euch unerträglich däucht,
Iſt gegen die Qualen, die hier noch ſchlafen,
Die ihr nicht ahnden könnt, federleicht.
Empfandet ihr je verzweifelnde Triebe,
Reicht nur Phantaſie dahin?
Ich bin ein Sterblicher, und ich liebe,
Liebe der Götter Königin!

(Indem er ſich umſieht, wird er eine Wolke gewahr in Juno's Bildung.)

Sie iſt — ſie iſt es ſelbſt — o Himmel und Erde!
Sie hat es gehört das verwegne Geſtändniß,
Ihr Blick wird mich tödten, ſie hat es gehört.
Sie ſieht mich nicht. Im hohen Selbſtgenuſſe
Luſtwandelnd unterm Schleier der Nacht,
Froh, wie es ſcheint, daß unter ihrem Fuße
Die Erde ſchläft und kein Geſchöpf mehr wacht,
Das ſich zu ihrem Dienſt bemühte.
Hier wacht noch eins, unendliche Güte
In ſel'ger Qualentrunkenheit —

Sie wendet ſich — O hat Mnemoſyne
Endymions Schickſal nicht geweiht?
O alle Strafen, die ich verdiene,
Gegen eine mitleidige Miene,
Gegen einen Blick, der mir verzeiht —
Sie nähert ſich — Kam ſie wohl, weil die Nacht
Alle Verhältniſſe ähnlicher macht?

(Er will ſich ihr zu Füßen werfen.)

Himmliſche Güte, verzeihe, verzeihe,
Jetzt oder nie, der Bewunderung,
Des Entzückens verwegenſten Schwung.

(Das Bild verſchwindet.)

Ha, du fliehſt mich — Ungetreue!
Götter, was ſprach ich? — Läſterung!
Meine Freundin — die ſchlafende Erde
Ha, ich fühl's, bebt unter mir,
Macht ſich, geflügelt, auf, ich werde
Bald auf ewig verſchlungen von ihr,
Ach, auf ewig entfernt von dir,
In des Orkus Abgründe ſinken,
Zur Vollendung meiner Pein
Lethens kalte Fluthen trinken,
Und ohne Mitleid elend ſein. —
War's nur ein Bild meiner Phantaſei?
Es iſt verſchwunden. Nimmer, nimmer!
Meine Thränen, mein Geſchrei
Meine Verzweiflung zieht ſie herbei.

(Das Bild erſcheint wieder. Er zieht eine Tafel heraus und fängt an es abzuzeichnen.)

Leitet meine Züge, leitet,
Ihr von uns gefeierten Spötter
Unſerer Leiden, die ihr bereitet,
Meine Züge, ſelige Götter!

Laßt durch keine Künſteleien
Eure Zierde mich entweihn.

(Indem er zeichnet, verſchwindet das Bild.)

O muß ich elend denn vor ſo viel Reizen ſtehn,
Und haſch' ich nach, ſie ſpottend fliehen ſehn?
Iſt's möglich, elend in dem Grade!
Im Angeſicht ſo vieler Seligkeit!
Erzürnte Götter! Gnade, Gnade!
Nur einen Augenblick bis ich ſie konterfeit!

(Das Bild erſcheint wieder; er zeichnet es nach.)

Laſſet euren Zorn erweichen,
Große Götter, hört mein Flehn,
Laßt mich dieſes Bild erreichen,
Wenn ich werth war es zu ſehn.
Ach ich ſoll's euch wiedergeben,
All mein Glück wird mir entwandt.
Strenge Götter, nehmt mein Leben,
Oder führet mir die Hand.
Nein, ihr hört mich nicht, Tyrannen,
Ihr beneidt dies Bildniß mir,
Weil es milder iſt als ihr,
Weil ihm meine Thränen rannen,
Weil es meinen Geiſt erhebt,
Daß er euch zu nahe ſchwebt.
Laſſet euren Zorn erweichen,
Große Götter, hört mein Flehn,
Laßt mich dieſes Bild erreichen,
Wenn ich werth war, es zu ſehn.

(Das Bild verſchwindet abermals. Er iſt außer ſich.)

Götter! (Sich an die Stirne ſchlagend.)

Amor (erſcheint).

Ei wie ſo fleißig, Herr Tantalus?
Weiſen Sie doch her, was giebt's da wieder?

Ich hörte, Sie riefen um Hülfe, darum ſtieg ich
Aus meiner Mutter Schooß hernieder,
Ich dachte, was Ihnen begegnet ſein muß!
Fehlt Ihnen was?

Tantalus.

Ich bin verloren,
Ich bin zum Unglück beſtimmt, geboren —

Amor.

Haben Sie was —

Tantalus.

Zu Qual und Leid —

Amor.

Haben Sie was abconterfeit?

Tantalus.

Bin ich geboren, bin ich erkohren.

Amor.

Haben Sie etwa was verloren?
Vielleicht im Monde? Ich helf' Ihnen ſuchen.
Hören Sie, weil Sie ſo artig fluchen —
Mein Vater iſt ganz bezaubert davon,
Sie wiſſen, Zeus iſt ein Mann vom Ton —
Läßt er Sie ganz ergebenſt erſuchen,
Sie möchten ihm künftig die Ehre erweiſen
Alle Tage mit ihm zu ſpeiſen,
Mit ihm und Juno —

Tantalus.

Unſterblicher Retter!
Ewig ſei Dir, ſchönſter der Götter,
Meiner Entzückungen Dank gebracht.

Amor.

Aber nehmen Sie ja sich in Acht
Nichts anzurühren, was Ihr nicht gehöret,
Nichts anzusehn, was Ihre Ruhe störet,
Sonst, lieber Schatz! verschwindet es sogleich.
Ei, warum macht Sie denn das so bleich?

Tantalus.

Nichts hören noch sehen?

Amor.

Nichts hören noch sehen,
Wiewohl das Hören zuzugestehen
Jupiter kein Bedenken sich macht,
Doch nur dann, wenn man Ihrer*) lacht.
Sie sollen überdem alle Nacht
Mit Juno's Schatten spazieren gehen,
Aber sobald Sie auch nur nach ihm sehen —

Tantalus.

Was soll ich denn? Nicht sehen, nicht hören,
Nicht essen, nicht trinken —

Amor.

Wer sagt denn von Hören?
Und ein ächter Liebhaber muß
Eigentlich nichts thun, Herr Tantalus,
Als den Göttern zur Farce dienen.
Leben Sie wohl; ich empfehle mich Ihnen.

Man wird das Werk großartig nennen dürfen, und zwar ebenso wohl in seiner Bitterkeit als in seinem Aufschwung. Die Beziehung auf des Dichters Schicksal ist nicht in Abrede

*) Bei Tieck fälschlich: ihrer.

zu stellen, wenn freilich Besonderes auch schwer daraus zu entnehmen ist und in der That können wir hier nur zur Vorsicht mahnen. Was wir schon früher an dem Gedicht „Die Liebe auf dem Lande" ersehen haben und wie wir es auch noch in Fernerem finden werden, liebt der Dichter das Erlebte so mit fremden Elementen zu durchflechten, Wahrheit und Dichtung so in einander zu verweben, daß die Grenze sich schwer ziehen läßt, ja daß recht eigentlich das Räthselhafte seinen Zauber übt. Die Gemalin des Zeus könnte hier leicht verführen, den Gegenstand der Leidenschaft in einer noch höhern Region zu suchen, wozu keine Veranlassung ist; nein, es gehört das der Fabel an, und der Dichter begnügt sich mit einer viel allgemeinern Aehnlichkeit, dem Eintritt des Sterblichen in die Kreise der Götter. Hier liegt der Bezug zu Tage, und mit eben so viel Kraft als Klarheit hat Lenz das Tragische zu fassen gewußt, er hatte es freilich tief genug empfunden. Einer der schmerzlichsten Accente ruht auf den Worten: „den Göttern zur Farce dienen," die eben am Schluß höchst geistreich grade dem Amor in den Mund gelegt sind. Und hier ist nun auch besondere Hindeutung, ja wir lernen ein neues Motiv der wichtigsten Art kennen. Worauf auch Wieland schon hindeutete, des bösen Böttiger ganz zu geschweigen, so wurde der Scherz den man sich mit ihm erlaubte, zu dem er lange gutwillig sich hergab, doch im gereizten Moment dem Dichter zu viel, er fühlte seine Ehre verletzt und streubte sich mit aller Energie seines Wesens dagegen. Man schlage diese Ehrenkränkung, die hier so deutlich hervortritt, für den Ausbruch der Gemüthskrankheit ja nicht zu gering an. Sie ist die Seele unseres Gedichts, indem der Titanide diesem Uebermut der Götter und ihrer Geringschätzung

ein großartiges Gefühl der Würde entgegenstellt, das in der Rede des Tantalus den beredtesten, schwungvollsten Ausdruck findet. Ein Dichter des Alterthums hätte dem Sinn der Fabel nicht stärkeres, treffenderes Wort leihen können. Man darf der deutschen Litteratur Glück wünschen zu dem Besitzthum dieses Werkes; wenn ihm auch leider die letzte Abglättung noch zu wünschen bleibt, doch ist die Conception so groß, daß es wenig schadet. Zu beklagen dagegen sind so viele Kritiker, welche fühllos an einem Gedicht vorüber gegangen, das nothwendig hätte Eindruck machen müssen auch ohne die Bezüge auf des Dichters Schicksal. Letztere machen es nur für uns noch bedeutsamer, aber diesmal nicht sowohl rührend als vielmehr erhebend, denn er richtet sein Selbstgefühl hier wieder auf, erliegt nicht stumm und wir finden hier recht eigentlich jenes Goethe'sche:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.

Eine nähere Beziehung wird sich ohnedies vielleicht noch finden.

Wir kommen jetzt auf eines der anziehendsten und bedeutendsten Documente, das aber bei Tieck leider vermißt wird, letzteres um so auffallender als es in so hohem Grade aufschlußgebend ist und zugleich an einem sehr zugänglichen Ort zu finden war, in Schillers Horen von 1797. Das Werk gewann noch eine besondere Bedeutung, sobald die Briefe an Lavater bekannt wurden, denn hier zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung von Kunst und Wirklichkeit, wie das der geschätzte Herausgeber jener Briefe auch sogleich erkannt hat. Dieses Werk ist der Waldbruder, das Fragment eines Romans in Briefen; mit vollständigem Titel: „Der Waldbruder,

ein Pendant zu Werther's Leiden," und Schiller fügt nur kurz hinzu: „Von dem verstorbenen Dichter Lenz." Wie man das von diesem nicht anders erwartet, ist die Anlage groß und reich, aber doch sehr abgemessen, obwohl wir hier nur einen Torso haben. Eine Reihe von Personen schreibt Briefe, alle auf das trefflichste unterschieden nach ihrem Charakter und ihrem Briefstil; das Ganze ein meisterhaft angelegtes Stück voll des überraschendsten inneren Reichthums, und zu alle dem nun der nächste Bezug auf des Dichters eigenes Schicksal, auf seine Leidenschaft, auf die Vorfälle, die ihn verstießen aus dem Götterſaal von Weimar.

Da der Roman, er ist übrigens auch von Dorer abgedruckt, doch nicht dem Leser sogleich zur Hand sein dürfte, müssen hier wieder reichlichere Mittheilungen gegeben werden, wie denn ihrer für die Fortleitung unserer Betrachtung ohnedies nicht zu entbehren ist.

Herz, dies ist der Name des Helden, in dem der Dichter nicht zum kleinsten Theil sich selbst darstellt, Herz schreibt an seinen Freund Rothe in einer großen Stadt. „Ich schreibe Dir dieses aus meiner völlig eingerichteten Hütte, zwar nur mit Moos und Baumblättern bedeckt, aber doch für Wind und Regen gesichert. Ich hätte mir nie vorgestellt, daß dies Klima auch im Winter so mild sein könne. Uebrigens ist die Gegend, in der ich mich hingebaut, sehr malerisch. Grotesk über einander gewälzte Berge, die sich mit ihren schwarzen Büschen dem herunterdrückenden Himmel entgegen zu stemmen scheinen, tief unten ein breites Thal, wo an einem kleinen hellen Fluß die Häuser eines armen, aber glücklichen Dorfes zerstreut liegen." — Das ist die Lage, die Umgebung, in der

sich unser Einsiedler befindet; und warum ist er dies geworden? Das erfahren wir sogleich noch nicht, doch erhalten wir die Andeutung, daß ein Zustand wie der seinige durch die äußeren Symptome, die er veranlaßt, schon seit Petrarchs Zeiten dem Gespött dienen müsse. Im zweiten Brief schreibt Fräulein Schatouilleuse an denselben Rothe, um zu erkunden, wohin Herz gekommen, es heiße, er habe seine Bedienung bei der Canzley niedergelegt und sei in den Odenwald gegangen; sie aber habe gewettet, daß er bei Roth in Zornau wäre; sie habe viel Neues, das ihn werde lachen machen. Der dritte Brief: Herz an Rothen „der den Boten weiter nichts als einen Zettel mitgegeben, auf dem mit Bleistift geschrieben war: Herz, Du dauerst mich." Er schreibt, ihm sei sein letztes Geld gestohlen worden, es kümmre ihn aber nicht sehr, wenn er Mangel habe, gehe er ins Dorf und thue einen Tag Tagelöhners Arbeit, wofür er denn zwei Tage seinen Gedanken nachhängen könne. Er fühlt sich ganz glücklich, zumal da ein Nachsommer eingetreten, der ihn die Natur genießen lasse, in dem Gefühl „für einen Gegenstand, der's verdient, auch ohne Hoffnung zu entbrennen." Er zürnt mit Rousseau, welcher gesagt habe, der Mensch solle nicht verlangen, was zu erlangen nicht in seinen Kräften steht, er werde dadurch ein unbrauchbarer halber Mensch. Aber lieber, so setzt er entgegen, „den Sinn stumpf machen für das, bei dessen Hervorbringung alle Kräfte der Natur in Bewegung waren, zu dessen Vervollkommnung der Himmel selbst alle Umstände vereinigt hat!" Die Erklärung folgt sogleich: „Wenn ich mir noch den Augenblick denke, als ich sie das erstemal auf der Maskerade sah, als ich ihr gegenüber am Pfeiler eingewurzelt stand und mir's war, als ob die

Hölle sich zwischen uns beiden öffnete und eine ewige Kluft unter uns befestigte. Ach, wo ist ein Gefühl, das dem gleich kömmt, so viel unaussprechlichen Reiz vor sich zu sehen mit der schrecklichen Gewißheit, nie, nie davon Besitz nehmen zu dürfen. Irion an Jupiters Tafel hat tausendmal mehr gelitten als Tantalus in dem Acheron." Und so stehe denn hier auch die folgende Schilderung, die Züge nach der Natur zu enthalten scheint: „Wie sie so stand, und alles sich um sie herdrängte und in ihrem Glanze badete, und ihr überall gegenwärtiges Auge keinen ihrer Bewunderer unbelohnt ließ. Sieh Rothe, diese Maskerade war der glücklichste und der unglücklichste Tag meines Lebens. Einmal kam sie nach dem Tanz im Gedränge vor mir zu stehen, als ich eben auf der Bank saß, und als ob ich bestimmt gewesen wäre in ihren Zauberzirkel zu fallen, so dicht vor mir, daß ich von meinem Sitz nicht aufstehen konnte, ihr meinen Platz anzutragen, denn die Ehrfurcht hielt mich zurück sie anzureden. Diese Attitüde hättest Du sehen und zeichnen sollen, das Entzücken so nahe bei ihr zu sein, die Verlegenheit, ihr einen Platz genommen zu haben, o es war eine süße Folter, auf der ich diese wenige glückliche Minuten lag."

Im vierten Brief schreibt Fräulein Schatouilleuse lachend an Rothe, Herz sei in die Unrechte verliebt, es habe ihm einer einen Streich gespielt, er meine die Gräfin Stella, aber man habe ihm eine Frau von Weilach gezeigt, hinter der sei er wie ein Gespenst geschlichen und sie bilde sich nun ein, er sei ihrethalb in die Wälder gegangen. Aber sie selbst verräth doch auch Antheil, denn sie schließt: „Er muß recht gesund geworden sein auf dem Lande. Ich wünscht' ihn doch wieder zu sehen."

Der fünfte Brief ist nun von Rothe an Herz, und hier entfaltet sich ein anziehender Gegensatz des Charakters. Er schildert jenen als Phantasten und Schwärmer, der in seiner Phantasie irre gegangen und nun aus seinem Trotzwinkel nicht zurück wolle. Dann fährt er fort: „Höre mich, Herz, ich gelte ein wenig bei den Frauenzimmern, und das bloß, weil ich leichtsinnig mit ihnen bin. Sobald ich in die hohen Empfindungen komme, ist's aus mit uns, sie verstehen mich nicht, so wenig als ich sie, unsere Liebesgeschichtgen haben ein Ende. Ich schrieb Dir dies nicht, Dich in Deinem Vorhaben wankend zu machen, ich weiß, daß Du einen viel zu originellen Geist hast, um Deine Eigenthümlichkeit aufgeben zu wollen, aber ich sage Dir nur, wie ich bin, ich klage Dir meine kleinen Empfindungen auf der Querpfeife wie Du Deine auf dem Waldhorn. Siehst Du, so bin ich einer beständigen Unruhe, die sich endlich in Ruhe und Wollust auflöst und dann mit einer reizenden Untreue wechselt" — Worte, in denen man wahrscheinlich weiterhin mit uns einen besonderen Bezug erkennen und eine Erklärung mehr finden wird.

Sechster Brief: Herz an Rothe. Er hat nur die Stelle in Rothens Brief gelesen, wo dieser eine Abschilderung von dem Gegenstand seiner Anbetung verlangt; er will sie geben, obwohl er argwöhnt, in jenem Wunsch scheine die Bosheit des Versuchers hindurch. Nun erhalten wir eine Schilderung, welche geschwisterliche Aehnlichkeit mit der in dem Brief an Lavater hat und ihr zum Theil bis auf das Wort entspricht, so daß die Beziehung auf die Waldner außer Zweifel gesetzt wird. „Denke Dir alles, was Du Dir denken kannst, und Du hast nie zu viel gedacht — doch nein, was kannst Du

denken? Die Erziehung einer Fürſtin, das ſelbſtſchöpferiſche Genie eines Dichters, das gute Herz eines Kindes, kurzum alles, alles beiſammen, und alle Deine Mühe iſt dennoch vergeblich, und alle meine Beſchreibungen abgeſchmackt. So viel allein kann ich Dir ſagen, daß Jung und Alt, Groß und Klein, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt, ſich herzlich wohl befinden, wenn ſie bei ihr ſind, und jedem plötzlich anders wird, wenn ſie mit ihm redt, weil ihr Verſtand in das Innerſte eines Jeden zu dringen, und ihr Herz für jede Lage ſeines Herzens ein Erleichterungsmittel weiß. Alles das leuchtet aus ihren Briefen, die ich geleſen habe, die ich bei mir habe und auf meinem bloßen Herzen trage. Sieh, es lebt und athmet darin eine ſolche Jugend, ſo viel Scherz und Liebe und Freude, und iſt doch ſo tiefer Ernſt, die Grundlage von alle dem ſo göttlicher Ernſt — der eine ganze Welt beglücken möchte!

Rothe's Antwort darauf, im ſiebenten Brief, erkennt in dieſer Schilderung nur Narrheit und offenbare Zeichen des Wahnſinns. Er ſelbſt rühmt ſich dann: „Ich lebe glücklich, wie ein Poet, das will bei mir mehr ſagen als glücklich wie ein König. Man nöthigt mich überall hin und ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupaſſen und aus allem Vortheil zu ziehen weiß. Das letzte muß aber durchaus ſein, ſonſt geht das erſte nicht. Die Selbſtliebe iſt immer das, was uns die Kraft zu den anderen Tugenden geben muß, merke Dir das, mein menſchenliebiger Don Quiſchotte! Du magſt nun bei dieſem Wort die Augen verdrehen, ſo viel Du willſt, ſelbſt die heftigſte Leidenſchaft muß der Selbſtliebe untergeordnet ſein, oder ſie verfällt ins Abgeſchmackte

und wird endlich sich selbst beschwerlich." Dann erzählt Rothe, wie er bei einem Familienconcert der artigen Tochter des Hauses, die entsetzlich falsch sang, doch Complimente wegen ihres Singens gemacht, was sie mit einem feurigen Blick bezahlt." Ich weiß, Du knirschest die Zähne zusammen, aber mein Epicuräismus führt doch wahrhaftig weiter als Dein tolles Streben nach Luft- und Hirngespinnsten. Ich weiß, das Mädchen denkt noch heute den ganzen Abend mit Vergnügen an mich, warum soll ich ihr die Freude nicht gönnen, daß sie sich mit dem Gedanken an mich zu Bette legt." Dann weiterhin: „Nichts lieblicher als die Eheknoten, die für mich geschlungen werden und an denen ich mit solcher Artigkeit unter weg zu schleichen weiß. Denk was für ein Aufwand von Reizungen bei alle den Geschichten um mich her ist, welch eine Menge Charaktere sich mir entwickeln, wie künstliche Rollen um mich angelegt und wie meisterhaft sie gespielt werden. Das ergötzt meinen inneren Sinn unendlich, besonders weil ich zum voraus weiß, daß sich die Leute alle an mir betrügen, und mir hernach doch nicht einmal ein böses Wort darum geben dürfen. So gut würde Dir's auch werden, wenn Du mir folgtest; wäre doch besser unter blühenden und glühenden Mädchen in Scherz und Freude und Liebkosungen sich herumzuwälzen, als unter Deinen glasirten Bäumen auf der gefrornen Erde. Was meinst Du, Herz? Lachst Du? Narr, wenn Du lachen kannst, so ist alles gewonnen."

Wir geben diese Worte so weit, nicht bloß weil sie mit genialer Hand hingestellt sind, sondern weil sie auch tief ins Herz des Dichters schauen lassen, recht eigentlich in das, was ihn im Innersten bewegt und empört, weil hier ein Gegensatz

gezeichnet ist, der nicht nur für Lenzens Schicksal, sondern, so scheint es, auch für die deutsche Litteratur von Bedeutung ist.

Im achten Brief schreibt Herz an Rothe. Hier nur zwei Stellen: „Sey glücklich unter Deinen leichten Geschöpfen und laß mir meine Hirngespinnste.“ Dann: „Niemanden im Wege — welch eine erhabene Idee.“ Ich will niemanden in Anspruch nehmen, niemanden auch nur einen Gedanken kosten, der seine Ruhe unterbricht. Nur Freiheit will ich haben zu lieben was ich will, so stark und dauerhaft als es mir gefällt. Dann als Wahlspruch seiner Hütte das von uns schon oben gegebene resignierende Gedicht: Du nicht glücklich? kümmernd Herz, Was für Recht hast Du zum Schmerz“ u. s. w. Bemerkenswerth ist die Abweichung „kümmernd,“ während Tieck giebt „stolzes Herz.“

Der neunte Brief ist Rothe's Antwort, des Inhalts: Wir können nur über Dich lachen; Du thätest besser, Du schriebest nicht. Dazu die Bemerkung: „Die Antwort auf diesen Brief blieb aus.“

Jetzt treten neue Personen ein. Den zehnten Brief schreibt Honesta an den Pfarrer Claudius, einen ihrer Verwandten auf dem Lande. „Wissen Sie auch, daß wir einen neuen Werther haben, oder was noch schlimmer ist als das, einen Idris, der es in der ganzen Strenge des Worts ist —?“ — Der junge Herz sei Einsiedler im Odenwald geworden. „Jedermann redt davon und bedauert das Unheil, das solche Schriften anrichten. Ich aber behaupte, daß der Grund davon in seinem Herzen liegt.“ — „Die Person, die er liebt, ist eine Gräfin, die in der That ein rechtes Muster aller Vollkommenheiten ist, wie man sie mir beschrieben hat. Sie tanzt wie ein Engel, zeichnet, malt nach dem Leben, spricht alle Sprachen, ist mit jedermann

freundlich und liebreich, kurz sie verdient es wohl, daß eine Person um sie den Kopf verliert. Alle ihre Stunden sollen so eingetheilt sein, daß sie niemalen müßig ist, sie unterhält allein eine Correspondenz, wozu mancher Staatsminister nicht Secretärs genug finden würde, und die Briefe schreibt sie alle während der Zeit da sie frisirt wird, auf der Hand, damit sie ihr von ihren übrigen Beschäftigungen nicht Zeit wegnehmen. Es muß ein liebes Geschöpf sein, sie soll von dem Unglück des armen Herz gehört haben und darüber untröstlich sein, denn sie hat ein Gemüth, das nicht gern ein Kind beleidigen möchte. Er hat einige von ihren Briefen in die Hände bekommen, die sie während ihres Aufenthaltes auf dem Lande an die Wittwe Hohl hier geschrieben hatte." Denn er kenne seinen Abgott nicht einmal von Person und habe schon eine andere für sie angesehen. Endlich: „Man sagt die Gräfin wolle an den armen Herz schreiben, um ihn vielleicht wieder zurechte zu bringen."

Darauf ein Brief Herzens an Rothe, der elfte, indem jener diesem klagt, daß seine Einsiedelei eine Fabel der Stadt werde, daß Neugierige ihn besuchten, er fürchtet, der Name derjenigen, die er nicht den leblosen Bäumen zu nennen das Herz habe sei dort verrathen worden, und beschuldigt den Freund des Verrathes. Der Brief blieb ohne Antwort. Ganz anders der zwölfte Brief, den derselbe an denselben schreibt, obwohl er es nicht verdiene. Herz freut sich jetzt selbst jenes Verrathes, denn die Angebetete weiß nun, um wen er leidet, sie selbst kam in sein einsames Thal um ihn aufzusuchen. In der kältesten Jahreszeit, er nahm sich das Eis aus den Haaren und es war ihm nicht möglich Feuer anzumachen, erblickt er

Fackeln vor einem Schlitten, der auf ihn zukommt, er erkennt die Liverei der Diener seiner Gräfin. Es war zwar nicht die, welche er auf dem Ball gesehen, aber sie war's, das sagte ihm sein Herz. Sie hielt den Muff vor das Gesicht, um sich nicht sehen zu lassen, und er erfuhr nachher im Dorf, daß sie nach dem Waldbruder gefragt. Er hofft sie noch einmal zu sehen. Den Schluß des ersten Theils macht nur ein kurzer Brief der Gräfin Stella an Herz: „Mein Herr, ich habe ihren Zustand erfahren, er dauert mich. Von ganzem Herzen wünschte ich Unmöglichkeiten möglich zu machen. Indessen kommen Sie nach der Stadt, und wenn Ihnen damit ein Gefallen geschehen kann, mich zu sehen und zu sprechen, wie Herr Rothe mich versichert hat, so hoffe ich, es soll sich bei Ihrer Freundin, der Wittwe Hohl, schon Gelegenheit dazu finden. Stella."

Den Anfang des zweiten Theils bilden vier Briefe von Herz an Rothe. „Da bin ich wieder — in allem Rosenschimmer des Glücks und der Freude." Er hat eine Zusammenkunft mit der Gräfin bei der Wittwe gehabt. „Dieser Augenblick war der erste, da ich fühlte daß das Leben ein Gut sei. Die Wittwe Hohl, Du kennst die Plauderin, glaubte allein zu sprechen, und doch waren wir es, wir allein, die, obgleich stumm, uns allein sprechen hörten" — wir werden hier an Lenzens Petrarca erinnert. Zum Schluß: „Ach, als sie so auf einmal das Gesicht gegen das Fenster wandte, und indem sie den Himmel ansah, alle Wünsche ihrer Seele auf ihrem Gesicht erschienen — laß mich Rothe" u. s. w.

Im folgenden: Die Hohl nimmt nun auch, trotz ihrer Häßlichkeit einen Platz in seinem Herzen ein; ihre Handlungen erscheinen ihm Abschattungen von denen der Gräfin — das

aber bezieht nun die Wittwe auf sich und daraus bildet sich ein neuer Knoten des Romans, der mit Geschick und darstellender Kunst, ganz objectiv, behandelt ist.

Im fünften Brief schreibt wieder Fräulein Schatouilleuse an Rothe, sie läßt merken, daß sie sich auf Herz Rechnung mache und ist eifersüchtig auf die Wittwe. Nebenbei die Nachricht: „Wissen Sie auch was Neues, Rothe, recht was Neues, daß die Gräfin Stella Braut ist und das mit einem garstigen alten Mann, der aber viel Geld hat. Diese Nachricht, versichert, wird Herrn Herzen übel schmecken. Wenn er sie nur nicht gar zu plump erfährt, ich glaube, er erschießt sich."

Mit schneidender Ironie setzt hier der Brief des überglücklichen Herz ein, an Rothe: „Bruder, ich bin der glücklichste unter allen Sterblichen. Die Gräfin — kaum kann ich meinen Ohren und Augen glauben — sie will sich mir malen lassen. — Ich richte mich wieder auf, ich stehe, ich eile, ich fliege — fliege meinen großen Hoffnungen entgegen."

Darauf schreibt die Hohl an Stella, sie habe den Weg ausfindig gemacht, das Bild, das sie Rothe für dessen Sammlung schenken wolle ohne Aufsehen zu übermachen. Herz solle wie zufällig mit einem Maler die Gräfin auf dem Zimmer der Wittwe treffen.

Der nächste Brief giebt eine neue überraschende Wendung, die in Bezug auf Lenzens Lebensschicksal nicht ohne Bedeutung ist. Herz schreibt an Rothe: „Eben erhalte ich einen wunderbaren Brief von einem Obristen in Hessischen Diensten, der ehemals mit mir in Leipzig zusammen studirt hat, und mir die Stelle als Adjutant bei ihm anträgt, wenn ich ihn nach Amerika begleiten will. Wie, Rothe! Dieser Sprung aus dem

Schulmeisterleben auf die erste Staffel der Ehre und des Glücks, der Himmelsleiter, auf der ich alle meine Wünsche zu ersteigen hoffe. Was sagst Du dazu? Und Ihr Bild nehme ich mit. Mit diesem Talisman in tausend Bajonette zu stürzen — ha, Rothe, daß Du fühlen könntest wie mir das Herz schlägt."

Nunmehr schreibt Rothe an den Obristen von Plettenberg: „Hier überschick' ich Ihnen, mein Gönner, einen mir auf mein Gewissen anvertrauten Brief Ihrer Gräfin Nichte. Es däucht mir, er enthalte eine nochmalige Vorbitte für den armen Herz, für dessen Schicksal in Amerika ihr bange ist. Er ist in der That nicht zum Soldaten gemacht, so sehr er sich's zu sein einbildet. Wäre es nicht möglich, daß Sie ihn dem Kurfürsten zu ** empfehlen könnten, zu der erledigten Hofjunkerstelle." u. s. w.

Und noch steigert sich Herzens Freudenrausch. An Rothe: „Ewige Wonne ruhe an diesem Tage und unter dem Schimmer des rosenlächelnden Himmels müssen sich an demselben zwo große Seelen, die das unerbittliche Schicksal lange von einander trennte, im höchsten Taumel der Liebe küssen." Als er kam, saß sie dem Maler schon, er konnte sie mit nimmersatten Blicken anschauen. Die Schilderung entspricht wieder der in allen bezüglichen Gedichten vorkommenden, nur fehlt hier das schwarze Haar und die schwarzen Augen, denen er nie untreu wird: „Das Vergnügen funkelte aus ihren Augen, o welch eine elysische Jugend blühend und duftend auf ihren Wangen, ihr Lächeln zauberte mir die Seele aus dem Körper in das weite Land gränzenloser Schimären. Und ihr Busen, auf dem sich mein ehrfurchtsvoller Blick nicht zu verweilen getraute, den Güte und Mitleid mir entgegenhob — Bruder,

ich möchte den ganzen Tag auf meinem Angeſicht liegen, und danken, danken, danken. —

Schrecklich iſt das Erwachen aus dieſem Traum; es erfolgt ſchon im nächſten Brief. „Auch Du ein Verräther — nein es kann nicht ſein! — Auch Du, Rothe, nimmermehr! — Schick mir das Bild zurück, oder ich ende ſchrecklich.“ — Die Wittwe Hohl iſt vor Eiferſucht krank geworden, das Bild, das Herz copiren wollte, um Rothe die Copie zu ſenden und das Original, in dem die Begeiſterung des Künſtlers gearbeitet, für ſich zu behalten, es iſt entwendet, die Wittwe hat es böslich an Rothe geſandt und dazu kommt, daß Herz übermorgen reiſen ſoll! So ſchließt der zweite Theil.

Ueber den dritten Theil können wir ſchnell fortgehen. In drei ausführlichen Briefen der Frau Honeſta an den Pfarrer Claudius wird das ganze Gewebe der Intrigue ruhig aufgedeckt. Die Wittwe Hohl hat alles eingerührt, Herz auf die Gräfin, dieſe auf ihn begierig zu machen, aber nur in der Abſicht, zuletzt den Fang für ſich zu thun, wobei ſie auf die Unmöglichkeit einer Verbindung mit der Gräfin und auf ihr eigenes hübſches Vermögen zählte. Auch die Verlobung der Gräfin mit Plettenberg hat man Herz ſorgfältig verborgen. Dabei wird angedeutet, daß gleichfalls die Gräfin durch die unſelige Verwickelung ſchwer leide. Auch Plettenberg wird näher geſchildert: „er iſt nicht ſchön und ſchon bei Jahren, hat aber vielen Verſtand und ein ungemein empfindliches Herz, Geld genug hat er, und könnte die äußeren Umſtände des unglücklichen Herz ſehr leicht in guten Stand ſetzen. Aber welche Entſchädigung für einen ſolchen Verluſt und bei einem Menſchen wie Herz iſt“ — u. ſ. w.

Im vierten Theil ſchreibt zunächſt Rothe an Plettenberg. Herz ſei ſchon abgereiſt in ſeiner Ungeduld, der Brief ſoll ihm als Empfehlung dienen; der Oberſt, der zwar mit ihm ſtudiert, werde ihn nicht wieder erkennen. Hier eine kurze Lebensgeſchichte Herzens, die, wie man das von Lenz gewohnt iſt, abſichtlich ſtark von den wahren Verhältniſſen abweicht, jedoch dann im Einzelnen wieder um ſo überraſchender zutrifft. Er wird zum unechten Sohn einer verſtorbenen großen Dame gemacht — um ſo natürlicher ſein hochgehendes Streben. Er war, ſo heißt es, die Frucht ihrer letzten Liebe, dann einem Großen anvertraut, der ihn ſehr ſcharf hielt. Dieſer ließ ihn mit ſeinen Kindern unter der Aufſicht eines Hofmeiſters reiſen, der das Anſehen, das ihm gegeben war mißbrauchte. Herz entfloh ihm, ging nach Frankreich, ſchlug ſich, mit Elend kämpfend, hier durch. Ein Banquier endlich unterſtützte ihn, hier nahm er den Namen Herz an.

Im zweiten Brief haben wir wieder den Helden ſelbſt, der einige Meilen vor Zelle, alſo auf dem Wege nach Bremerhafen, voll Verzweiflung ſchreibt: „Das Bild, Rothe, oder ich bin des Todes — bedenke, wo ich hin ſoll — und ohne ſie!"

Dann ein abermaliger Brief Rothe's an Plettenberg, die Fortſetzung des vorigen. „Ich muß Ihnen doch, um Ihnen ſeine Art zu lieben ins Licht zu ſetzen, ein wenig von den drei Liebesgeſchichten ſeiner Jugend, ſo viel ich davon weiß, eine Idee geben. Seine erſte Liebe war in Rußland als er erſt elf Jahr alt war." Sie war kindlich und ideal, wurde ſchrecklich enttäuſcht durch eine Ueberraſchungsſcene. Die zweite war die Nichte eines Kaufmanns in Lyon; er fand aber bald, daß ſie nur kokett war. Nun ſuchte er nach jenem Ideal, das er

sich nach Goethe, Wieland und Klopstock gebildet hatte, er glaubte es zu finden, zu Leipzig, in der Tochter eines Landpredigers; aber trotz ihres Nonnenschleiers schrieb auch sie Liebesbriefchen ohne Zahl und ergab sich einem dicken Studenten. Ihm ward nun das Leben zur Last und er behielt es nur, weil ihm nach seinem Glaubenssystem der Selbstmord für Sünde galt. Und die Schlußanwendung: „Jetzt, mein lieber Plettenberg, können Sie sich eine Vorstellung machen, was wir von einem Menschen dieser Art in einem solchen Fall zu erwarten haben, wenn er nicht behutsam behandelt wird. Er hat Vernunft genug einzusehen, daß in seinem jetzigen Stande es Thorheit wäre, Ansprüche oder Hoffnungen auf den Besitz der Gräfin zu machen, aber auch wilde Einbildungskraft genug sich alles möglich vorzustellen, was ihn zur Gleichheit mit ihr erheben kann, besonders da die Ideen seiner Jugendjahre und seiner Geburt bei allen seinen Unglücksfällen ihn nie verlassen haben." Der Obrist möge also ein weiser Arzt sein für den höchst gefährlichen Kranken.

Der folgende Brief besteht nur aus zwei Zeilen. „Herz an Fernand. Rothe ist ein Verräther — er schickt mir das Bild nicht — sag' ihm, er wird meinen Händen nicht entrinnen."

Der fünfte und letzte Brief ist von Plettenberg an Rothe. Der Schreibende meldet nur die Ankunft Herzens, den Eindruck, den er auf ihn gemacht, dessen Benehmen, höchst pikant und gewiß auch hier manches nach der Natur, mit seltsamer Selbstverleugnung, gezeichnet: „Er war bleich und blaß, als er hereintrat. Es ist lustig, wie wir mit einander umgehen. Gleich als ob ich der verliebte Ritter und er der Bräutigam

sei hat er mit einer Zuversicht mir von seiner Liebe zu meiner Braut eine Vertraulichkeit gemacht, die mich so ziemlich aus meiner Fassung setzte, aus der ich doch, wie Sie wissen, nicht so leicht zu bringen bin. Er sagte mir zugleich, Sie wären ein schwarzer Charakter; als ich ihn um die Ursache fragte, gestand er mir, Sie hätten ihm das Portrait meiner Braut zuschicken sollen, und hätten es nun nicht gethan." Der Obrist macht ihn dann darauf aufmerksam, daß ein Packet für ihn angekommen sei, als er's erkannt, fiel er auf die Knie mit Worten, die seinen verkannten Freund um Verzeihung anflehten. Zum Schluß: „Unsere Truppen marschiren erst den zwanzigsten, wir haben heut den ersten, ich dächte es wäre nicht unmöglich, Sie vor dem Abmarsch noch einige Tage zu sehen" — man glaubt hierin die Anknüpfung für Nachfolgendes zu erblicken. Der Brief und das Stück schließt mit den Zeilen Plettenbergs: „Freund, ich merke an meinen Haaren, daß ich alt werde. Sollte Stella, wenn ich wiederkomme und von den Beschwerden des Feldzugs nun noch älter bin — Kommen Sie, Sie werden mein Engel sein. Es giebt Augenblicke, wo mir's dunkel in der Seele wird, daß ich wünschte — Plettenberg."

Ich habe vorgezogen hier einen Auszug zu geben, denn, obwohl so manche schöne Einzelheit unberührt bleiben mußte, so war es doch auf diesem Wege möglich besser das hervorzuheben, worauf es uns ankommt, und dies ist ein doppeltes, nämlich erstlich die Bezüge auf Lenzens Schicksal zu zeigen nebst seiner innersten Lebensanschauung, dann aber auch das Gewebe des edeln Kunstwerkes selbst dem weniger geübten Auge bloßzulegen. In der That ist die Meisterschaft der

Composition eben so groß als die der Ausführung und, was ich noch vor allem bewundern muß, ist die ruhige Gegenständlichkeit, die freie Lebendigkeit, welche der Dichter allen Gestalten zu geben gewußt hat bei so nahen Bezügen auf sein eigenes innerstes Leben: eine Erscheinung, die in diesem Grade vielleicht ganz ohne Beispiel sein möchte. Wie Schade daß Tieck bei der Sammlung der Lenzischen Werke gerade der vorliegende Roman entgehen mußte! Ich halte für unmöglich, daß er nicht einen tiefen Eindruck empfangen, daß er nicht die hohe Kunst der Anlage und Ausführung bewundert, zumal da sie sich großentheils in der Richtung dessen bewegt, was auch er erstrebte, kurz daß nicht der Waldbruder sein Urtheil über Lenz noch sehr viel vortheilhafter gestellt und selbst dessen Verhältniß zu Goethe noch verändert hätte. Wie tief aber müssen hier diejenigen beschämt sein, die es bisher noch wagen konnten, nach gewissen äußerlichen Bestimmungsgründen und ihrer eigenen Beschränktheit in Sachen der Kunst, Lenz überhaupt nur eine ganz untergeordnete Stelle anzuweisen.

Was die mancherlei Beziehungen auf Lenzens Schicksal betrifft, so dürfen wir für jetzt noch keine Folgerungen daraus ziehen, weil eben Zutreffendes und Nichttreffendes beieinander steht. Nur aus der Summe alles Gegebenen wird sich mit einiger Wahrscheinlichkeit etwas abnehmen lassen; wir haben darum unseren Schritt noch weiter zu setzen.

In der That giebt es noch ein viertes Stück, das unverkennbare Bezüge auf Lenzens Erlebnisse hat, und ich wundere mich, daß dies Dorer in solcher Rücksicht entgangen, scheint es doch sogar den Waldbruder darin noch zu übertreffen. Dies ist die im Jahr 1777 erschienene und sicherlich auch in diesem

Jahr, wenigstens nach dem Abgange von Weimar verfaßte „Dramatische Phantasey": „Der Engländer." Es ist eine Tragödie der ergreifendsten Art, deren Bedeutung erst verstanden werden kann nach dem, was die Briefe an Lavater enthüllt haben. Auch dies Stück hat eine unverkennbare Beziehung zu eben der Leidenschaft, welche dem Waldbruder seine Entstehung gab, ja sie tritt hier sogar in einem noch höheren Stadium auf, so daß das Stück früheren Ursprungs zu sein scheinen könnte. Im Ganzen und Einzelnen ist es voll von Anspielungen auf die uns bekannten Verhältnisse, ja die Erfindung, der Kern des Dramas, beruht lediglich auf dem Gedanken, welcher einzig den Dichter erfüllt. Aber wir wissen, daß er seine Empfindungen zu verkleiden, den Schauplatz der Handlung zu verstecken weiß. Wir sind diesmal in Turin, die Angebetete ist eine Prinzessin, die hier nicht ohne besondere Absicht den Namen Armida erhält, ihr unglücklicher Liebhaber ist Robert, ein junger Engländer, Sohn eines Peers. Er ist in der Verzweiflung Soldat geworden und steht zu Anfange des Stücks Schildwache unter dem Fenster Armidens bei Nacht. Die Liebe ist in ihm ebenso allgewaltig als hoffnungslos, er will Armide nur noch einmal sehen und dann sich den Tod geben — bevor sein Vater, der schon angekommen, ihn nach England zurückführt. Um Armiden zu sehen, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, feuert er unter ihrem Fenster sein Gewehr ab; er erreicht seinen Zweck. Das Fenster öffnet sich, sie schaut heraus; knieend redet er sie an: — „O zürnen Sie nicht über diese Verwegenheit! Sehen Sie herab auf einen Unglücklichen, der zu sterben entschlossen ist, und kein anderes Mittel wußte, Sie vor seinem Tod noch einmal zu

sehen, Ihnen zu sagen, daß er für Sie stirbt." — Er bittet sich ihr nähern zu dürfen, was sie zurückweist, und giebt sich ihr als einen Engländer zu erkennen, als den Sohn des Lord Hot. „Auf der letzten Maskerade bei Hof hab' ich Sie gesehen, hab' ich mit Ihnen getanzt; Sie haben es vergessen, ich aber nicht. Ich kann und darf nicht hoffen, Sie jemals zu besitzen, doch kann ich nicht leben ohne diese Hoffnung." Morgen komme sein Vater, um ihn nach England zurückzuführen und ihn mit Lord Hamiltons Tochter zu verheirathen. Noch schütze ihn sein Soldatenstand, doch sei zu fürchten, daß der Vater ihn loskaufe. — „Bedauern Sie mich, Prinzessin; ich sehe das Mitleid aus Ihren schwarzen Augen zittern; ich kann diesen süßen Seufzer mit meinen Lippen auffangen, der Ihren Busen mir so göttlich weiß entgegenhebt." — Dies die in den verschiedenen Gedichten wiederkehrende Schilderung derselben Persönlichkeit. Und was antwortet diese Armida? — „Mein Herr! ich sehe wohl, daß Sie was andres sind, als Sie zu sein scheinen — daß Sie Bedauern verdienen. — Sind Sie damit zufrieden, wenn ich Sie bedaure? Ist Ihnen diese Versicherung nicht genug, so bedenken Sie doch, daß mehr verlangen mein Unglück verlangen hieße." Darauf Robert: „Ach, schöne Prinzessin, nichts als bedauren? Und wenn auch das Sie nicht glücklich macht, so will ich den Urheber Ihres Unglücks strafen" — wohl eben Hindeutung auf den beabsichtigten Selbstmord. Es kommt nun die Runde; der Major, der sie führt, fragt warum er geschossen. Wegen eines Deserteurs. Aber niemand hat beim Apell gefehlt. Wer war's? Robert: Ich.

Durch den Major erfährt die Prinzessin, daß Kriegsrath

gehalten werde über den Deserteur, wegen dessen, der unter ihrem Fenster den Schuß abgefeuert und daß die Strenge des Gesetzes walten müsse. Sie will dem König einen Fußfall thun, um Begnadigung zu erwirken. In der nächsten Scene Robert im Gefängniß, der halb verstört ein lustiges Liedlein geigt und singt: So gehts denn aus dem Weltchen 'raus — mit dem Refrain: O Wollust zu vergehen — Ich habe Sie gesehen." Da tritt verkleidet als junger Offizier die Prinzessin in sein Gefängniß, gefolgt von ihrem Bruder als Gemeinem: Er wirft sich ihr zu Füßen mit den Worten: „Himmliches Licht, das mich umgiebt." Worauf sie entgegnet: „Stehen Sie auf, mein Herr, ich bringe Ihnen Ihr Urtheil — Ihre Begnadigung vielmehr." Darauf Robert: „Nicht sterben? Oft ist der Tod besser als das Leben." Prinzessin: „Das Leben ist das höchste Gut." Robert: „Freilich hört mit dem Tod alles auf, aber im höchsten Genuß aufhören, heißt tausendfach genießen." Er reicht ihr einen Dolch: „Lassen Sie mich den Tod aus diesen Händen nehmen, von denen er mir allein Wohlthat ist." „Nein, mein Freund," erwidert die Prinzessin, und löst von ihrem Arm ein Armband mit ihrem Bildniß — „bilden Sie sich ein, daß das Urbild von diesem Gemälde vielleicht nicht so fühllos bei Ihren Leiden würde gewesen sein, als es dieser ungetreue Schatten von ihm sein wird." Sie giebt ihm das Portrait und eilt jählings ab. Er sinkt in die Knie und hält das Bild an sein Gesicht, mit frommer Empfindung Unfrommes ausstoßend, berauscht von Liebe. — „Wenn ein Leben nach dem Tode wäre — dies ist das erstemal, daß mich der Gedanke bei den Haaren faßt, und in einen grauenvollen Abgrund hinabschüttelt — Ein Leben nach dem Tode, und ohne sie — Nein,

sie wußte, was sie mir brachte, Leben und ihr Bild. Es ist ihr daran gelegen, daß ich sie nicht aus diesem Herzen verliere, und wenn ich verginge, verging' ein Theil Ihres Glückes mit." Er will also ihrethalb die Begnadigung annehmen.

Lord Hot der Vater erscheint im Gefängniß, erzürnt, den Sohn hier zu finden; dieser wirft sich ihm zu Füßen: „Lassen Sie mich zu mir selber kommen, mein Vater!" — Der Lord: „Ich komme von der Prinzessin Carignan (Robert zittert). Du hast die Dame unglücklich gemacht, sie kann es sich und ihren Reizen nicht verzeihen, einen Menschen so gänzlich um seinen Verstand gebracht zu haben, der jung, hoffnungsvoll, in der Blüthe seiner Jahre und Fähigkeiten seinen Vater und sein Vaterland in den größten Erwartungen hintergeht. Hier ist Deine Befreiung." Er verlangt nun, daß Robert, um die Prinzessin zu beruhigen, sogleich mit ihm fort solle nach England. Aber gerade diese Entfernung von ihr trifft ihn auf das schmerzlichste. „Nein, die Begnadigung meiner Prinzessin war viel gnädiger. Ich habe die Festung verdient. — Aber ich blieb ihr nah; derselbe Himmel umwölbte mich, dieselbe Luft wehte mich an — es waren keine Länder, kein ungetreues Meer zwischen uns, ich konnte wenigstens von ihr zu hören hoffen." Noch höher soll sein Schmerz gesteigert werden, als der Lord ihm zu sagen genöthigt wird: „Wisse, es ist nicht meine Hand, die Du zurückstößest, es ist die Hand der Prinzessin selber. Sie hat Dir diese Befreiung ausgewirkt und damit sie Deine unsinnige Leidenschaft durch Deine Großmuth nicht rührte, hat sie mich gebeten ihr meinen Namen dazu zu leihen, hat sie sich gestellt, Dir eine zweideutige Begnadigung ausgewirkt zu haben um

ſich dadurch in Deiner Phantaſey einen widerwärtigen Schatten zu geben.“ — „Wenn Du nicht willſt, daß ſie Dich als den Störer ihres ganzen Glücks haſſen ſoll, flieh! ſie befiehlt es Dir aus meinem Munde.“ — Robert (lange vor ſich hinſehend): Das iſt fürchterlich. Die Dunkelheit, die mich noch glücklich machte, entriſſen. Sie ſelbſt arbeitet daran, daß ich fort ſoll, ſie in den Armen eines andern zu vergeſſen! Dann hier noch am Schluß des zweiten Actes eine Schilderung ihrer Reize, ihrer Güte und ihrer erſten Erſcheinung im Diamantſchmuck — ähnlich den übrigen Zeichnungen und entſprechend dem, was wir in den Gedichten leſen.

Im dritten Act finden wir Robert frei, auf ſeinem Zimmer, im Domino. Er wirft ſich in einen Lehnſtuhl, wir erfahren, daß er von einem Ball kommt; man hat ſich bemüht ihn zu zerſtreuen. In ſeinem Monolog ſind für unſern nächſten Zweck die Worte bedeutſam und nicht zu übergehen: „Ha, unter allen Foltern des Lebens, auf die der Scharfſinn der Menſchen geſonnen haben kann, kenne ich keine größere, als zu lieben und ausgelacht zu werden. Und die Marmorherzen machen ihrem Gewiſſen dieſe Peinigung ihrer Nebenmenſchen ſo leicht, weil es ihnen ſo wenig Mühe koſtet, weil ſie ihrem Stolz und ihrer eingebildeten Weisheit ſo ſchmeichelt, weil ſie die ſchlechteſten Erdenſöhne mit ſo geringen Koſten über den würdigſten Götterſohn hinausſetzt.“ Dann fährt er fort, einen dunkeln Entſchluß verrathend: „Ha, ſie ſollen dieſe Freude nicht mehr haben. Mich auslachen! — Mich dünkt, ein Theil von dem Hohn fällt auf den Gegenſtand zurück, den ich anbete!“ — Die Lords Hot und Hamilton, letzterer der beabſichtigte Schwiegervater, treten ein; jener meint, es laſſe ſich zur

Besserung an, dieser verräth den feinen Rathschluß: „Wenn nur ein Mittel wäre ihm den Geschmack an Wollust und Behaglichkeit beizubringen; er hat sie noch nie gekostet.“ Er traut auf die italienischen Augen, und „Ich kenne hier eine, die einen Antonius von Padua verführt haben würde.“ Er schildert sie in ihren verführerischen Reizen: „Augen, so jugendlich schmachtend, als Venus zum erstenmal aufschlug, da sie aus dem Meerschaum sich loswand und die Götter brünstig vom Himmel zog.“ Der Schwiegervater malt nun weiter Arme, Busen, Stellungen — bis Robert ihm plötzlich seine Uhr an den Kopf wirft mit dem Ausruf: Nichtswürdiger! — Lord Hamilton erholt sich, faßt Lord Hot bei der Hand: Geduld, es wird sich alles geben. Man will ihn seinem Nachdenken überlassen. Robert wiederholt: Es wird sich alles geben, Es wird schon kommen, nur Geduld. Unterdessen — er öffnet ein Fenster und springt hinaus. Wer würde hier nicht erinnert an die Scenen des Pfarrhauses zu Steinthal!

Im vierten Act erscheint Robert als Savoyarde verkleidet vor dem Fenster der Prinzessin in sternheller Nacht: — „ihr kalten freundlichen Sterne, die ihr so schön und so grausam auf mich niedersehtt — auch in dem Stück ihr ähnlich! Muß denn alles fühllos sein, was vollkommen ist!“ — Dann: Robert, Du bist in der That ein Narr. Zurück, zurück zu Deinem Vater, und werd' endlich einmal klug. Er leiert auf der Marmotte. „O, o, geben Sie mir doch einen Heller, kaiserliche Majestät.“ — Das Fenster öffnet sich, er glaubt einen Augenblick, Sie sei es, er glaubt, das Papier, in dem das Almosen eingewickelt, enthalte eine Schrift von ihr, es ist weiß — es kam aus dem obern Stockwerk, wohl nur von der Hand eines

Bedienten. Gewiß eine Scene, die in diesem Zusammenhange tief Rührendes hat.

Im fünften Act finden wir Robert auf seinem Zimmer. Er ist krank, er hütet das Bett. Der Vater ist bei ihm; als er erfährt, daß der Leidende sich erleichtert fühle, fordert er ihn auf, sich anzukleiden, mit ihm auszugehen — zur Prinzessin von Carignan. — Robert fährt auf: Hat sie mich verlangt? — Das nicht, aber ihr Glück zu wünschen, sie empfängt. — Glückwünsche — wozu? — Sie vermählt sich. Darauf Robert (schreiend): Sie vermählt sich! und fällt in Ohnmacht.

Der erschrockene Vater hält den Sohn für todt; Lord Hamilton tritt ein. Robert erwacht: Wer ist da? — Dein Vater, Deine guten Freunde —. — Weg mit den Vätern! Laßt mich allein! (hitzig) Laßt mich allein, sag' ich! — Man weicht zurück, und Lord Hot ermahnt, wenigstens alles Gewehr zu entfernen. Das Wort „vermählt" ist das Schwert am letzten Haar über Roberts Haupt — „Also ein anderer!" Eine kurze meisterhafte Zeichnung der Eifersucht. Dann: „Nicht einmal Mitleid, nicht ein einziger armer, verirrter Gedanke für mich — ganz aus ihrem Andenken verschwunden, vernichtet — daß ich mich nicht selbst vernichten kann!" — Er springt auf, will sich zum Fenster hinausstürzen, Hamilton bringt ein, hält ihn zurück. Hamilton: Wohin, Wahnwitziger? Robert, ganz kalt: „Ich wollte sehn, was es für Wetter gäbe. — Ich bin Dein Herzensfreund, Hamilton, ich wollte, ich hätte Deinen Sohn oder Deine Tochter hier" — „Was wolltest Du mit Ihnen?" — Robert, sehr gelassen: „Ich wollte Deine Tochter heirathen. Laß mich los." Man will ihn zu Bette bringen, ihn binden. Robert: „Mich binden?" — Er kehrt sich um

und greift Lord Hamilton an die Kehle: Spöttischer Teufel! — Eine kräftig gezeichnete Scene folgt, die in ergreifendster Weise als eine Vorahnung dessen erscheint, was der Dichter später selbst im Pfarrhause dargestellt. Robert ergiebt sich der Gewalt, er selbst ruft die Bedienten: „Kommt und fragt Lord Hamilton, was er von euch haben will." Lord Hamilton nun weist sie an, den Patienten nur zu binden: „Denn er hat einen kleinen Fehler (sich vor die Stirn schlagend)." Und wirklich scheint Robert in der nächsten Unterhaltung mit den Bedienten das einigermaßen zu bestätigen. Er beruhigt die Wächter, ladet den einen ein, sich zu ihm aufs Bett zu setzen, dann faßt er ihn plötzlich beim Kragen, und schreit ihn an: „Den Augenblick sag' mir, Bestie, wie heißt der Gemal der Prinzessin von Carignan." Die Diener brauchen Gewalt, halten ihn für phantasierend. Er spricht mit der Wand, hier wieder wunderbare Vorausbezüge auf die Vorgänge in Steinthal: „Es ist mir doch, als ob Du Dich herab zu mir neigtest und stumm aber gefühlig zu meiner Verzweiflung zitterte st." — Er zieht das Bild der Prinzessin aus seinem Busen: Auch dies! Auch diese schwarzen Augen, die keinen Menschen unglücklich sehen können, die Liebe und Wohlthun, wie die Gottheit selber sind. Sie hat das alles angestellt. Sie will mich wahnwitzig haben. Sie heirathen! — Dann wieder: Ich will leiden, will das Schlachtopfer ihres Glückes sein — stirb, stirb, stirb, Robert! Er bleibt mit dem Bild ans Gesicht gedrückt eine Weile still liegen; da erscheint die Buhlerin Tognina, offenbar von Hamilton gesendet. Die Scene ist wieder mit Meisterhand entworfen, hochvortrefflich an sich, an dieser Stelle aber von mächtiger Wirkung, tiefer Bedeutung. Sehr wirksam auch

ist hier der Dialog und, was bei Lenz stets mitspricht, die Action. Die Buhlerin wirft ihn mit Rosen von ihrem Busen, aus ihrem Haar. Endlich scheint Robert auf ihre Verführung einzugehen, er heißt den Dienern sich zu entfernen; dann aber zieht er das Bildniß hervor: „Seht, dies allein steht Euch entgegen. Wenn Ihr Meisterin von meinem Herzen werden wollt, gebt mir eine Scheere," Tognina setzt sich zu ihm aufs Bett, und will ihm das Bildniß vom Halse lösen, er reißt ihr die Scheere fort und giebt sich einen Stich in die Gurgel: „Grisette, hab' ich dich endlich doch überlistet." Tognina: Ich bin des Todes, Hülfe! Sie läuft hinaus.

Es folgt ein kurzer gehaltvoller Monolog Roberts, der hier ganz stehen muß, weil er am besten dient erhobene Beschuldigungen niederzuschlagen. „Ist's denn so weit! (breitet die Arme aus). Ich komme, ich komme! — Furchtbarstes aller Wesen, an dessen Dasein ich so lange zweifelte, das ich zu meinem Trost leugnete, ich fühle Dich — Du, der Du meine Seele hieher gesetzt! Du, der sie wieder in seine grausame Gewalt nimmt: nur nicht verbiete mir, daß ich ihrer nicht mehr denken darf. Eine lange furchtbare Ewigkeit ohne sie. Sieh, wenn ich gesündigt habe, ich will gern Straf' und Marter dulden, Höllenqualen dulden, wie Du sie mir auflegen magst, nur laß das Andenken an sie sie mir versüßen!"

Lord Hot und Lord Hamilton kommen dazu, etwas später auch Tognina; der letzteren werden Vorwürfe gemacht, sie entschuldigt sich: er that so ruhig. Man verbindet ihn, er spricht im Wundfieber: „Nein, Armida, nein! — So viel Augen haben nach mir gefunkelt! So viel Busen nach mir sich ausgedehnt! — nein, das ist nicht denkbar!" — „Sie wurden

roth, wenn ſie mit mir ſprachen, ſie ſtotterten, ſie ſtammelten, ſie zitterten — nur Eine, ſagte ich, nur Eine — und das mein Lohn!"

Lord Hot, der den Tod nahe glaubt, ſendet nun zum Beichtvater, unterdeß erſcheint der Wundarzt, der auf die Frage, ob Hoffnung ſei, zum Himmel blickt. Lord Hot fällt auf den Stuhl mit dem Ruf: „Aus!" Wundarzt: Soll ich Ihnen mit vergeblicher Hoffnung ſchmeicheln, die Luftröhre iſt beſchädigt. Robert hat nur den Einen Gedanken an Armida: „Jetzt gilt es zu beweiſen, wer unter uns beiden Recht hat, jetzt, jetzt —. Der Vater klagt indeß den Freund und deſſen Rathſchläge an, dieſer antwortet mit hartem Wort und eilt davon, Lord Hot zieht den Degen und will ihm nach, der Beichtvater tritt ein und hält ihn zurück. Beichtvater: Wohin, Lord Hot? — Lord Hot: Der Mörder meines Sohnes —. Beichtvater: Kommen Sie, der Verluſt thut Ihnen noch zu weh, als daß Sie geſund davon urtheilen können. Lord Hot: „So helfen Sie uns wenigſtens ſeine junge Seele retten. Es war ſein Unglück, daß er in ſeiner Kindheit über gewiſſe Bücher kam, die ihm Zweifel an ſeiner Seele beibrachten. Aber er zweifelt nicht aus Libertinage, das kann ich Sie verſichern. Reden Sie ihm zu, Mann Gottes, da er am Rande der Ewigkeit ſteht." — Von edler ruhiger milder Haltung iſt nun der geiſtliche Zuſpruch; und was antwortet der ſterbende Robert? Er zieht ſein Bildniß hervor und ruft: „Daß ich das hier laſſen muß!" Der Beichtvater ermahnt von neuem, er möge am Rande der Ewigkeit ſein Herz losmachen von allem Irdiſchen, er ſolle ſein Herz nur dem Schöpfer zuwenden, der ihm verzeihen

wolle. Robert, ſtatt der Antwort, kehrt ſich auf die andere Seite. Beichtvater: „Unglücklicher! Sie wollen nicht! Bedenken Sie, wo Sie ſtehen und vor wem. Wollen Sie mir die Hand darauf reichen, daß Sie ſich ſeinem Willen unterwerfen wollen? Noch iſt es Zeit.“ Robert wendet ſich ihm zu, flüſtert ihm etwas ins Ohr. Beichtvater: „Unter Bedingungen! Bedenken Sie, was Sie verlangen! Bedingungen mit Ihrem Schöpfer!“ Er flüſtert ihm abermals ins Ohr. Beichtvater: „Daß er Ihnen erlaube, Armiden nicht zu vergeſſen! — Bedenken Sie daß der Himmel Güter hat, die Ihnen noch unbekannt ſind, Güter, die die irdiſchen ſo weit übertreffen, als die Sonne das Licht der Kerzen überſtralt. Wollten Sie denen entſagen um einen Gegenſtand, den Sie nicht mehr beſitzen können, zu Ihrer Marter auf ewig im Gedächtniß zu behalten?“ Robert hebt darauf das Bild empor, drückt es an das Antlitz: „Armida, Armida! Behaltet euren Himmel für euch.“ Er ſtirbt.

Wer könnte hier einen Augenblick zweifeln, daß das Drama nach der Entfernung von Weimar müſſe geſchrieben ſein und daß es nahen Bezug habe zu dem dort Vorgefallenen, zu der Liebe des Dichters. Der Inhalt des Gedichtes iſt ſo klar, ſo ſcharf herausgeſtellt, daß nicht zu begreifen iſt, wie man ihn hat verkennen können auch ohne nähere Kenntniß der Beziehungen: es iſt eben die Feier einer geiſtigen Liebe, geſchloſſen für die Ewigkeit, der unverbrüchlichen Liebestreue, es iſt der höchſte Superlativ einer ausſchließlichen Leidenſchaft, die keinem anderen Gedanken Raum läßt, neben der es kein Glück, keine Exiſtenz giebt, ja der ſelbſt die Ewigkeit zum Opfer gebracht wird.

Eine höhere Steigerung giebt es nicht und soll es nicht geben, das eben ist die Intention des Dichters, der Gehalt des Gedichts. Wie gut hat da der Poet seine Rollen gewählt und vertheilt. Der junge Lord eignet sich trefflich für dieselbe und wie wesentlich ist hier sein Scepticismus, der doch im entscheidenden Moment zu Schanden wird, und dem Werk seinen höchsten Accent, seinen schneidensten Ton giebt, um sich sogleich in die beabsichtigte Harmonie aufzulösen. Das Werk ist vom höchsten Interesse für die Lebensgeschichte des Dichters, es ist in mehrfacher Rücksicht aufschlußgebend, wahrscheinlich sogar entscheidend für das Lebensschicksal der Geliebten; aber nicht minder groß ist sein Werth als Kunstwerk. Wüßte man nicht, was von Erlebnissen dahinter liegt, das Werk an sich hätte von hoher Bedeutung erscheinen müssen, ja es war vielleicht um so mehr zu bewundern, wie eine solche Schöpfung aus reiner Phantasie hätte entspringen können. Aber auch bei unserem Wissen verliert das Kunstwerk als solches nicht, denn wie sinnreich ist die Einkleidung, wie rund, wie schön gegliedert die Anlage, wie rein, wie mächtig ist hier Zeichnung und Colorit. Das Drama erschien gedruckt zu Leipzig im Jahr 1777; das große Publicum hatte freilich sich am Werther gesättigt und der war auch an sich populärer, weil weniger individuell, fand die krankhafte Stimmung vor. Die Großartigkeit der Züge, die Meisterschaft der Handhabung konnte nur von Wenigen erkannt werden, und es bleibt die Frage, ob das Stück gerade in die Hand dieser Wenigen fiel. Aber was urtheilte man in Weimar, wo die Bezüge sogleich wahrgenommen werden mußten?

In neuerer Zeit ist das Werk besonders angefochten wor-

den. Gervinus, der überhaupt gegen Lenz mit Ungerechtigkeit verfährt*), hat in nicht eben kunstsinniger Weise darüber geurtheilt: „Man lese den Engländer, wie grell da die Freigeisterei und die geile Wollust dichtet.“ Was die letztere anlangt, so ist das ein grobes Mißverständniß, denn die Verführung, die übrigens gar nicht grell gezeichnet ist, erliegt hier eben der rein geistigen Liebe, und auch die Freigeisterei ist nur ein Ton, der im Ganzen des Stücks seine Auflösung findet, und gerade den Werth der kühnen Conception ausmacht.

Wir haben nun bereits vier der auf Lenzens Schicksal bezüglichen Werke kennen gelernt: Petrarch, Tantalus, der Waldbruder, der Engländer. Schon daß ihrer vier sind, beweis't, keins derselben könne allein als Quelle dienen, um daraus Rückschlüsse zu machen, um so weniger, da sie ja auch von einander abweichen. Sämmtlich haben sie neben einander Wahrheit und Dichtung, jedes in anderer Mischung, jedes eine andere Seite des Wirklichen, jedes neue Elemente des Hinzuerfundenen, andere Weisen der Verhüllung. Aber gewisse Vorstellungen, gewisse Gegenstände wiederholen sich, ein gemeinsamer Ton geht als cantus firmus durch alle. Hier läßt sich mehr fühlen und errathen als nachweisen: Die zu Grunde liegende Wahrheit scheint ein Mittleres sein zu müssen. Wir möchten

---

*) Mit Recht wird er von Dr. Blum („Der verwundete Bräutigam von Lenz“, in der Vorrede) getadelt, mit Hinweisung auf die Grenze seines Urtheils. Noch tapferer Jegór v. Sivers (Deutsche Dichter in Rußland,) der ihn „unfähig zur Auffassung genialen Schaffens und Treibens“ nennt. Ich kann leider hier und auf anderen Punkten nicht widersprechen.

auf diesem immer noch glatten Boden den Leser gern seiner eigenen Phantasie, seiner eigenen Combination überlassen; doch heben wir Einiges hervor, in der Voraussetzung, darin eben auch nur seinen Gedanken zu begegnen. Von äußerlichen Dingen wiederholt sich überall das Bildniß, das wir ja auch schon aus den Gedichten kennen. Kein Zweifel, daß hier eine Anspielung auf Wirkliches liegt. Dann erscheint die Geliebte überall als hohen Standes und als verlobt oder verheirathet, oder innerhalb des Gedichtes sich verlobend, heirathen wollend: also überall unglückliche, hoffnungslose Liebe. Und der Geliebte? Er tritt uns in sehr verschiedenen Gestalten entgegen, jedoch immer als tief unten stehend, denn auch der Lord hat doch die Prinzessin hoch über sich, dagegen ist ihm in stets neuer Art ein gewisses Gleichgewicht gegeben, entweder durch den Adel seines Strebens, oder durch die Energie seines Wollens, durch den Aufschwung seiner unbezwinglichen Liebe. Im Petrarch ist sein glücklicher Nebenbuhler der Bruder seines hohen Gönners, des Cardinals, im Tantalus kein geringerer als der oberste der Götter.

Die einzelnen Stücke nun geben uns verschiedene Seiten, welche auf das wahre Verhältniß hindeuten. Im Petrarch haben wir den Dichter der Geliebten gegenüber und die ganze Hoheit und Verklärung der Liebe. Beachtenswerth erscheint namentlich das Wort der Laura: Du darfst mich lieben. Es findet in den anderen Gedichten seine Bestätigung. Auch der Gedanke des Unterganges, des Todes in ihrer Nähe verdient Aufmerksamkeit, er geht weiterhin über in den Selbstmord.

Im Tantalus hebe ich nochmals hervor das Lieben und zum Spott dienen, das sich auch im Engländer wiederholt;

daß es den Verhältnissen zu Weimar entspricht, braucht nicht mehr erinnert zu werden.

Der Waldbruder, wie das schon Dorer erkannt, ist voll der speciellsten Beziehungen auf Vorfälle am Hof, auf Lenzens Liebe. Merkwürdig, wie wenig günstig und erhaben der Dichter diejenige Rolle zeichnet, in der wir ihn selbst suchen müssen: als einen Sonderling, als einen Naiven, Gutmüthigen, ganz gemacht zum Spielball des Geschicks und schlauer Menschen, nur gehalten durch seine rührende Ehrlichkeit und Treue und, wie immer, durch den Aufschwung seiner unauslöschlichen Leidenschaft. Sehr bemerkenswerth bleibt hier, wie im Engländer, der Umstand, daß der Waldbruder Soldat wird, um so mehr, wenn man die entsprechende Stelle im Brief an Salzmann (s. o.) hinzunimmt. Auch die Reise nach Amerika, endlich, daß er selbst unter seinem Rival dienen soll, könnte der rathenden Phantasie eine Richtung geben. Auch kommt hier und anderswo die Maskerade vor, was den Gedanken nahe bringt, Lenzens Erscheinen auf dem bal paré möchte mit seiner Leidenschaft in Verbindung zu bringen sein, was denn manches erklären würde.

Ein besonderes Gewicht lege ich auf den Engländer, weil hier die Leidenschaft auf ihrem Gipfel ist, hier der Selbstmord am bestimmtesten hervortritt. Auch ist hier die Liebe am schärfsten gezeichnet in ihrer Ausschließlichkeit, Ewigkeit und erhält ihren bestimmten Gegensatz gegen die genießende, sinnliche. Damit stimmt, was wir im Waldbruder finden, wo in Rothe und dessen Art zu lieben der Gegensatz zur Leidenschaft des Waldbruders in sichern Zügen gezeichnet ist, man glaubt sogar Bezüge auf eine bestimmte Person zu erkennen, die der

Dichter, im Gegenſatz ſeiner ſelbſt und ſeiner Liebe, einer flatterhaften Genußſucht anklagt, der Untreue für kein Verbrechen gilt. Sehr möglich, daß eben eine beſtimmte Perſon dies auf ſich bezogen, auf ſich gemünzt glaubte, und daß eben daher ein Theil der Abneigung und Animoſität zu erklären wäre, welche Goethe von einem gewiſſen Zeitpunkt ab zeigt.

Noch ein wichtiger Punkt iſt übrig, der Grad, in welchem die Geliebte ſich dem Dichter genähert. Dorer will eine ſolche Annäherung ganz in Abrede ſtellen, ſicherlich aus Schonung. Allein dieſe Schonung wäre Verletzung für den anderen Theil, und hier entſteht die ernſte Frage, ob eine ſolche Annahme mit der Wahrheit beſtehe. Ich ſage zunächſt: nicht einmal mit der Wahrſcheinlichkeit. Gewiß iſt, daß der Dichter überall, in Gedichten und Dramen, die Schranke anerkennt, daß ſeine Annäherung höchſt ehrfurchtsvoll iſt, daß er die Angebetete erhebt in den Rang der Götter, der Engel. Allein auch Göttinnen ſteigen zu Menſchen herab, Gottheiten laſſen ſich Anbetung gefallen, fordern wohl dazu auf. Dies allermindeſtens muß eingeräumt werden, allein ich finde in Lenzens Schriften auch mehr. Laura's Wort iſt ſehr bedeutſam, nicht minder das Bildniß, das die Prinzeſſin von Carignan giebt, ebenſo die Theilnahme, welche die Gräfin dem unglücklichen Waldbruder beweiſt. Und ſollte es denn ſo ganz ohne ſinnlichen Reiz ſein, dies Verhältniß, da doch eben ſo viel bezaubernde Reize der Gefeierten geliehen werden, ihr ſchwarzes Auge, ihr ſchwarzes Lockenhaar, der weiße, ſchwellende Buſen —

Aus ihren Augen lacht die Freude,
Auf ihren Lippen blüht die Luſt u. ſ. w.

Und der „Seitenblick," der im Siegen verräth:

Den ſchönen Wunſch beſiegt zu ſein.

Nur vorübergehend will ich erinnern an jenes:

In Liebe hingeſunken,
Wie ſchrecklich mit Reizen geſchmückt —

Mehr als alles aber ſcheint mir in dem Namen Armida zu liegen, den der Dichter ſicherlich nicht ohne ſehr beſtimmte Abſicht in dem Stück gewählt hat, das am meiſten die Höhe der Leidenſchaft und die Nähe der Kataſtrophe bezeichnet. Es genügt, hier eine Andeutung gegeben zu haben, mehr würde vom Uebel ſein. • Aber Eines noch werde erwähnt: Adelaide Baroneſſe von Waldner, über deren Verlobung Lenz an Lavater ſchreibt und die wir in ſeinen Werken ſo vielfach wiederfinden, ſtarb zu Weimar in hohem Alter — unvermält.

XI.

Seraphine.

Wir haben die Reihe der poetiſchen Werke, welche mit Lenzens unglücklicher Liebe in Zuſammenhang ſtehen, noch nicht erſchöpft, eines iſt übrig, das ſogar mehr als andere voll der ſtärkſten Bezüge iſt, bei dem jedoch wieder beſondere Vorſicht geboten wird. Es iſt dies ein Theaterſtück in fünf Acten und zwar von der merkwürdigſten Art, eben jenes, von dem uns Tieck meldet, daß es das Lieblingsſchauſpiel Schröders geweſen, der lange gewünſcht habe, es auf die Bühne zu bringen. Der große Kenner des Theaters faßte natürlich nur die Theaterwirkung auf, die er dem Stück zutraute, nur die ergreifende Macht der Situationen, er wußte nichts von dem, was den Dichter auf ſolche Erfindung geführt. Aber auch bisher hat man nichts von dergleichen wahrgenommen, Tieck tritt ſogar dem Lobe Schröders ziemlich kalt und ausweichend gegenüber — worin er unſere Zuſtimmung nicht findet.

Das Stück iſt kein anderes als „Die Freunde machen den Philoſophen," 1776 zu Lemgo gedruckt. Es entſteht die Frage, wann es geſchrieben ſei? Jedenfalls vor der Weimariſchen Kataſtrophe, welche am letzten November jenes Jahres erfolgte, ſo daß alſo in Einem Monat nicht das Stück

geſchrieben und gedruckt ſein konnte. Aber wir möchten auch noch ferner wiſſen, ob es in Weimar entſtanden ſei, oder in Straßburg vor der Reiſe dorthin. Das letztere möchte ich bezweifeln, ſehe vielmehr darin den Einfluß der Nachricht, welche Lenz auf der Reiſe hinter Frankfurt empfing, zugleich aber auch gewiſſe Abſpiegelungen deſſen, was er in Weimar ſah.

Ganz unverkennbar finden wir in dem Stück Perſonen, in denen Lenz und ſeine Geliebte enthalten ſind, Strephon, den ſeine Freunde zum Philoſophen machen und Seraphine, von vornehmem ſpaniſchen Geſchlecht, Schweſter des edlen Don Alvarez. Das Stück ſpielt zu Cadiz. Strephon, einmal ſogar „Reinhold Strephon“ genannt (wie hat man das überſehen können?), iſt ein Deutſcher, gebürtig aus Hamburg; ſein Vater, unzufrieden mit der ſchlechten Anwendung ſeiner Talente, hat ihn ſieben Jahre lang ohne Unterſtützung gelaſſen. Ein Vetter, Ariſt, giebt ſich Mühe ihn nach Hamburg zu ziehen, um ihn dort mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Er widerſtrebt — da ihn eben hier ſeine Neigung feſſelt. Der Standesunterſchied tritt auch hier ſcheidend ein, die Geliebte iſt hohen Ranges, der Liebende ſteht tief unter ihr, er iſt Schriftſteller, Dichter, Philoſoph, als ſolcher natürlich arm, bedrängt, geſellſchaftlich bedeutend zurückgeſetzt, wir finden ihn im Umgange mit Männern, die ſich ſeine Freunde nennen, während nur die Enge des Lebens ihn an ſie zu binden ſcheint. Sie thun wenig für ihn, verlangen viel kleine Dienſte und betrachten ſich als ſeine großen Gönner. Verſchiedene Spanier, und auch ein deutſcher Schriftſteller, den noch größere Bedrängniß bald unterwürfig, bald hochmüthig und prahleriſch macht, ſind mit leichten Meiſterzügen gezeichnet. Das Stück nimmt nun in der Weiſe

ſeinen Fortgang, daß gemeldet wird, Don Alvarez ſuche einen Secretär, wünſche Strephon, dieſer aber habe einen andern vorgeſchlagen;*) ferner daß einer der Freunde, Mezzotinto, erzählt, er ſei im Hafen Don Alvarez begegnet, der Anſtalten treffe zu einer Reiſe ins Bad; Donna Seraphine wolle ihn begleiten, er aber wünſche Strephon mitzunehmen, und der Erzählende ſetzt hinzu, Strephon werde ſich das nicht entgehen laſſen, worüber denn der Vetter, der ihn nach Deutſchland haben will, beſtürzt iſt. Strephon dagegen iſt erſtaunt, hält es für Fabel. Mezzotinto rühmt ſich darauf noch mehrerer Neuigkeiten, und erwähnt, daß Don Prado, der Seraphinen habe aufknospen ſehen, ſich jetzt ernſtlichſt um ſie bewerbe. Strephon iſt verwirrt und ſtellt ſich vergeblich, ob ihn das nicht angehe. Aber er erhält jetzt ſelbſt ein Billet von Alvarez, worin dieſer ihn zur Mitreiſe auffordert, er verleugnet indeß gegen ſeine Geſellſchaft, daß Seraphine dabei ſei. Tiefgerührt tritt er dem Vetter entgegen, dem er jetzt vollends nicht nach der Heimat folgen könne. Dabei die beziehungsreichen Worte: „Vetter, das ſtille Land der Todten iſt mir ſo fürchterlich und öde nicht als mein Vaterland. Sogar im Traum, wenn Wallungen des Bluts mir recht ernſthafte Bilder vor's Geſicht bringen wollen, ſo däucht mich's, ich ſehe mein Vaterland.“ Ariſt erwidert: Noch iſt es Zeit. Da ſchlägt die Stadtuhr fünf, die Stunde, wo Alvarez ihn erwartet. Strephon: Wie zum Schaffot klingt mir das — Meine Eltern — (Ariſten umarmend) Wirſt Du es gut machen?

*) Auch hier vielleicht Erlebtes in Beziehung auf Lenz, Klinger und den ruſſiſchen Großfürſten.

Im zweiten Act ſind wir im Hafen von Marſeille. Strephon hebt Seraphinen aus dem Schiff, ſteigt mit ihr ans Land. Strephon: Willkommen! Seraphine: Willkommen! Sie giebt ihm die Hand und läuft mit ihm das Ufer hinauf, und wenn dieſe Action noch irgend einen Zweifel laſſen könnte, ſo ruft ſie aus: Hier ſind wir gleich. Aber die Scene nimmt alsbald ſogar noch einen kühnern Flug.

Strephon: Glücklicher Boden, wo die Freiheit athmet. Hier Ihnen einen Tempel hinzuſetzen, Seraphine —

Seraphine: Ich ſähe lieber eine Schäferhütte und Schäfchen ſo herum.

Strephon (ſich über ihre Hand bückend, die er mit ſeinen Lippen berührt): Göttliche Seele, die alles verachtet, womit die armſelige Welt ſie zu belohnen ſuchte!

Seraphine: So ein Gärtchen anbauen, da wollt' ich ſelber drin arbeiten.

Strephon (ihre Hand emporhebend): Mit dieſer Hand?

Seraphine: Wir beid zuſammen — Ich wünſchte, ich könnte einmal recht arm werden, um mich ſelber kennen zu lernen.

Strephon: O wünſchen Sie das nicht! Der fürchterlichſte aller Wünſche, die Sie thun könnten. Wenn das Schickſal die vernachläſſigte, die ſeine vorzügliche Sorgfalt verdienen — ſo wär' es das grauſamſte, das ungerechteſte, das widerſinnigſte und unleidlichſte unter allen Spielen des Ohngefährs, die ſich nur jemals ein menſchlicher Verſtand —

Seraphine (ihm ihr Käſtchen Juwelen unter dem Arm wegreißend): Ob Sie mich noch ſo reizend finden werden? (läuft damit nach dem Ufer zurück und wirft es in das Meer).

Strephon (ihr vergeblich nacheilend): Um alles — um Ihrer selbst willen — (zieht den Dolch) halten Sie inne —

Seraphine (kehrt lachend um): Nun? (in den Dolch fassend).

Strephon: Aus Muthwillen — und ich die Veranlassung —

Hier erscheint Don Alvarez, sehr feierlich aus der Cajüte hervortretend. — Nicht wahr, man wird schon hiernach Schröders Urtheil bestätigt finden, denn welch eine Rolle hier für eine gleich geniale Darstellerin! — Nebenbei zugleich welche rührenden Bezüge auf Lenzens Schicksal, und welche edle Charakterzeichnung seines Helden!

Ich fahre noch fort in der Mittheilung der Scene.

Alvarez: Was giebts?

Seraphine: Nichts, Bruder! Eine Kleinigkeit, um die Strephon so viel Lärmen macht. Als er mir aus dem Schiff half, ließ ich mein Kästchen Juwelen ins Wasser fallen — und nun glaubt er, er sei Schuld daran und will sich umbringen.

Alvarez: Bon! Wir müssen den französischen Fischen wissen lassen, daß Spanier angekommen sind.

Die zweite Scene ist in einem Gasthof zu Cadiz und wir finden die Genossen Strephons, die über seine Abreise Glossen machen, ihn und sich charakterisiren und in feinster Art, wie wir leider nicht verfolgen können, den Gang des Stücks fördern. Von schönen Einzelheiten sei hier nur eine erwähnt. Doria nennt Strephon einen Mann ohne Treu und Glauben; ihm antwortet Strombolo lächelnd: „Verstand genug dazu hätte er."

Die dritte Scene führt uns wieder nach Marseille, Strephon geht in einem Saal auf und ab, ihm ist ein Monolog gegeben, der dem guten Schauspieler höchst dankbar erscheinen muß. „Tod oder Liebe! Strephon, Strephon! wie lang hast du gezaudert? Wie unerträglich ist's alle Tage, Blick auf Blick geheftet, Auge in Auge gewurzelt, mit brennenden Lippen vor ihr da zu stehen, und immer die Unmöglichkeit zu wissen, ihr Verlangen, mein Verlangen — ist denn kein Krieg da — es giebt keinen — überall Friede, schändlicher Friede — daß ich ein Teufel wäre, welchen anzuspinnen —!" Aber wieder fürchtet er sie zu verlassen, sie, bei ihrer Reizbarkeit, wie leicht kann sie die Beute eines anderen werden — eines Franzosen, der durch erheuchelte Empfindung sie hintergeht, dessen Lebhaftigkeit sie vielleicht für Leidenschaft nimmt. „Ich weiß nicht was der La Fare immer um sie hat" — „O verwünschte Philosophie, wie hast Du mich zurückgesetzt? wo wär' ich? auf dem Gipfel des Glücks, der Ehre, trüge jetzt vielleicht Seraphinen eine Hand an, auf die sie stolz sein könnte." — „Ich bin verloren — die Seufzer meiner Eltern haften auf mir — Seraphine, wenn ich nicht noch Hoffnung —" (zieht mit convulsivischen Bewegungen den Dolch, Seraphine tritt herein, im Domino).

Sie fragt ihn, ob er seine Rolle studire; es soll nämlich ein Stück in einem Liebhaber-Theater zur Aufführung kommen, nach seiner Dichtung. Sie freue sich auf die Darstellung, ebenso die Marquise von Chateauneuf und — der Marquis La Fare.

Strephon (halb die Zähne knirschend): Er giebt Ihnen den Arm zum Ball heut.

Seraphine: Er wird mich sogleich abholen. — Strephon murmelt. —

Seraphine: Geschwind, Strephon! Sie haben was — sagen Sie's, eh die Kutsche kommt.

Strephon (mit gebogenem Knie): Ach so viel Güte wohnt nicht in sterblichen Leibern — Ich fühle jetzt, Fräulein, das ganze Gewicht meiner unglückseligen Bestimmung. Leidenschaft genug in der Brust das Höchste zu wünschen, und doch zu wenig Muth und Kraft, was andres als Ihr Sclave zu sein.

Seraphine (ein wenig nachdenkend und lächelnd): Ich errathe — Wessen Schuld ist es? liegt es nicht an Ihnen allein? —

Strephon (heftig): An mir — ja an mir — ich Elender!

Seraphine: Sie waren nicht zum Fidalgo geboren — Sie könnten, wenn Sie wollten —

Strephon: Reden Sie aus, ich beschwöre Sie —

Seraphine: Sie sind in Frankreich, wo man Ihren Ursprung nicht weiß — mein Beutel, meines Bruders Beutel steht Ihnen zu Diensten — Ha, der Wagen hält, ich will den Marquis nicht bemühen heraufzusteigen. Leben Sie wohl, Strephon — (läuft ab).

Strephon (außer sich): Kein Krieg da — keine Gefahr da, der ich um Seraphinens willen trotzen könnte. Nicht einen, tausend Tode zu sterben wäre mir Wollust — Wenn ein Abgrund offen stünde — Und La Fare, La Fare, La Fare —

In der fünften Scene erscheint Alvarez mit einem Brief in der Hand: „Da ein Brief, Strephon, vom Don Prado — seht doch einmal, was daran ist und beantwortet ihn — wenn Ihr vorher mit meiner Schwester geredt habt.

Strephon (nimmt zitternd den Brief): Vom Don Prado? (bei Seite) Welch ein kalter Schauder überfällt mich!

(Mit bebender Stimme) Don Prado, wie mag er unſern Aufenthalt erfahren haben?

Alvarez: Weiß ich es? Die Schweſter, glaube ich, könnte nach Polen gehen, er würde ſie doch immer mit Briefen dahin verfolgen. Ich wünſchte, der Menſch könnte ſie vergeſſen. Es thut mir doch leid um ihn.

Strephon (mit ſchwacher Stimme): Mir auch.

Alvarez: Na, wie ſteht's mit unſerem kleinen Theater? Seid Ihr bald fertig mit Euren Schauſpielern? — — die Chateauneuf iſt eine Kennerin.

Strephon: Ich will den Brief nicht aufbrechen, bis alles vorbei iſt, er könnte mich ſonſt in meiner Action ſtören. — Alvarez geht ab, Strephon allein: „Vom Don Prado (den Brief auf der Hand ſchlagend) Nimmer, nimmer will ich ihn erbrechen. — Der alles das iſt, was ich ſein könnte, zu ſein hoffe, nie ſein werde. — Don Prado, Du erdrückſt mich, Du verdienſt ſie — aber ich kann ſie Dir nicht abtreten, nimmer, nimmer, ſo lange noch Muskelkraft in dieſem Herzen iſt.“ — Da plötzlich fällt ihm ein, daß er vergeſſen mit Alvarez von einem Anliegen des Doria zu reden, der deſſen Secretär werden wollte — hier pſychologiſch ſehr motivirt. Dann fährt er fort: „Ich Unglücklicher, er hat eine andere — Guter Gott, was iſt der Menſch? Mögen ſie mich ſchwarz machen, wie den Teufel, wenn ich Seraphinen erhalte, werde ich engelrein.“ Die Worte ſind an ſich hoher Meiſterſchaft voll, aber ſie werden es noch mehr durch das, was folgt; nicht umſonſt iſt hier der Gedanke des Beſitzes ſo ſtark hervorgehoben, um den Inhalt der nächſten Scene deſto ſchneidender eintreten zu laſſen.

Der dritte Act führt uns vor eine improviſirte Bühne,

Stühle ſtehen gereiht, Strephon mit einer kleinen Brieftaſche in der Hand iſt allein im Zuſchauerraum. Es iſt, wie wir bald erfahren, Seraphinens Brieftaſche, die ſie nicht ohne Abſicht verloren, damit ſie nämlich Strephon in die Hände falle, und dieſem entdecke, worauf ſie ihn vorbereiten will.

Strephon: „Das erſtemal meines Lebens, daß ich ſo dreiſt bin etwas anzurühren, das ihr gehört. Aber es muß ſein, es muß ſein, mein ganzes Leben hängt davon ab, das Schickſal hat es nicht umſonſt in meine Hände fallen laſſen.“ Er blättert und findet zu ſeinem Erſchrecken einen Brief von La Fare, von ihm, der mit ſeinen Plänen in Paris in Verbindung ſteht. Er durchfliegt ihn bebend. Da lieſ't er die Worte: „Wie, Donna! Der Fidalgo mit dem abſtudirten bleichen Geſicht und weiter nichts ſollte mir im Wege ſtehen?“ — Im Folgenden aber zeigt ſich, warum eigentlich Seraphine ihrem hoffnungsloſen Geliebten den Brief in die Hände geſpielt; er enthält einen Vorſchlag zur Güte, ein deutliches Abkommen: „Auch ſoll er mir im mindeſten nicht beſchwerlich, ſo wenig als gefährlich ſein. Bleiben Sie immerhin ſeine Freundin, ſo wie ich um Ihretwillen ſein Freund ſein will. Mag er allenfalls, wenn er von ſeinen froſtigen Beſchäftigungen Athem holen will, vor den Kamin Ihrer Augen treten, und ſich, wie es ſolchen Sylphen zukommt, mit einem Blick auf einige Monate abſpeiſen. Ich bin ein Franzoſe, Donna, das einzige Wort ſchließt mehr in ſich, als Ihnen hundert Briefe erklären könnten.“

Strephon ſetzt hinzu: „Holla! Marquis La Fare, nicht ſo gemeint — ich merke die ganze Abſicht, warum ſie ihn hat liegen laſſen. Hier muß eingelenkt werden. Die Liebe

leidet keine Theilung, mein luftiger Marquis, und wem sie mir geraubt werden soll, müssen andere Leute als Du sie mir streitig machen. — Also mich nach Paris entfernen und mittlerweile ich Leben und Ehre in die Schanze schlagen — — schöner Plan — sie kommen."

Jetzt folgt in der zweiten Scene das Theaterstück, also nach Art des Hamlet. Das Stück, das gespielt wird, hat die Ninon Lenclos zur Hauptperson und es handelt sich um die Liebe des Sohnes zur Mutter. Als diese sich ihm entdeckt, ersticht er sich. Der Dialog ist aber, namentlich zu Anfang, so gewendet, daß vorwurfsvolle Anspielungen auf das Verhalten Seraphinens darin enthalten sind. Ninon betrachtet die Liebe als vorübergehenden Zeitvertreib: „Liebe ist ein Augenblick, und nur die ungeduldigste Eitelkeit der Mannespersonen kann sich überreden diesen Augenblick dauern zu machen." Sie macht dem Liebhaber Villiers, den Strephon spielt, Hoffnungen, obwohl sie soeben sich mit Marquis von Grammont verheirathen will, dagegen weiß sie noch nicht, daß er ihr Sohn ist. Seraphine wird unruhig bei der Vorstellung und auch La Fare, der gegenwärtig, erhält sein Theil, so daß er Geschäfte vorschützend sich zuerst entfernt. Die geistreichste Wendung der sehr kurz gefaßten Darstellung ist die, daß der von Strephon gespielte Villiers da, wo er der Geliebten Vorwürfe macht, plötzlich aus der Rolle fällt und seinen eigenen Namen nennt, was denn auch von Alvarez bemerkt wird, ohne Tieferes zu ahnen. Ninon hat gesagt: „Unbesonnener, weißt Du auch was Du verlangst, hört Liebe nicht auf Liebe zu sein, sobald sie Gefälligkeit wird, liegt nicht ihr ganzer Zauber in ihrem Eigensinn?" Darauf Villiers: „Ach, hätten Sie mir Das

das erstemal gesagt, als meine vor Wollust schwimmenden Augen sich zu den Ihrigen erhoben, und Blick auf Blick unsere Seelen verschwisterte. Hätten Sie mir's gesagt, als ich zum erstenmal zitternd Ihre Hand an diese Brust legte (Seraphine unten wischt sich die Augen) und Sie leise riefen: Strephon, Strephon, was will aus uns werden?" (Es entsteht ein Geräusch unten; Alvarez klatscht.) Alvarez: „Ha, ha, ha, Strephon, Du hast Dich versprochen, Ochsenkopf." — Die Marquisin von Chateauneuf fühlt sich gelangweilt und will vor Schluß Seiltänzer besuchen, alles verzieht sich, nur Seraphine will die Katastrophe abwarten. Strephon, nachdem er als Villiers sich erdolcht, erscheint noch in seinem Theateranzuge vor ihr und Seraphine ruft aus: „Ach Strephon, wie gehen Sie um mit mir?" Er antwortet: „Donna, es war nothwendig."

Sie kommen jetzt auf den Brief von La Fare zu sprechen, und sie ist verwundert, daß er Strephon so erregt habe. Sie habe kein anderes Mittel gewußt, ihre beiderseitigen Wünsche zu fördern, als eben die Verheirathung mit La Fare. Strephon: „O daß Sie das Wort nie gesagt hätten! Ein tödtender Donnerschlag aus einem heitern Himmel wäre mir angenehmer gewesen. Wozu wollen Sie mich machen? Zu einem Petrarchischen Sylphen, der in ewigen Elegieen seufzend um Sie herumgeht? Glauben Sie, daß die Wünsche, die in dieser Brust toben, so schaal, so schwach und so ohnmächtig sind, sich damit zu befriedigen? — Ich muß Sie besitzen, Donna — oder nicht leben!" Sie setzt ihm jetzt mit Ruhe und Verstand seine Lage aus einander, sein Talent werde ihm in Paris den Rang

nicht verschaffen können, den er hoffe: „Bedenken Sie, was dazu gehört, an einem Hof, wie der französische, nur bemerkt zu werden, geschweige sich emporzuarbeiten, sich unentbehrlich zu machen.“ Strephon (in tiefen Gedanken, mit einem unterdrückten Seufzer): „Ach!“ Er fällt dann vor ihr auf die Kniee, er bittet sie jetzt um ein heimliches Einverständniß: „Es hat etwas Erhebendes Gott allein zum Zeugen einer Verbindung zu nehmen, die so ewig als er selber ist“ —. Und jetzt erklärt sich Seraphine ihm ganz. Nur eben darum habe sie Prado nicht gewählt, weil er nicht zu betrügen war, weil er auf ihr ganzes Herz, ihren ungetheilten Besitz Anspruch gemacht; anders sei es mit La Fare: „Und damit Sie den Schlüssel zu all meinen Entwürfen, zu unserer ganzen künftigen Glückseligkeit haben — (sie steht auf) La Fare ist arm. — Ich erkaufe unserer Liebe einen Beschützer (geht schleunig ab)“. Strephon (allein): „Wo bin ich, sie ging, ihre Verwirrung, ihre Röthe, ihre Thränen zu verbergen. Und ich, wie glücklich — wie schrecklich! — Sie arbeitet daran, mich wenigstens zur Hälfte glücklich zu machen. — Was hast du gethan für Sie? Dieser Gedanke tödtet mich. — Diesen Engel mit einem La Fare zu theilen. — Alvarez muß nach Spanien zurück, Seraphine muß aus den Klauen des Todes gerissen werden, ehe ihre unglückliche Leidenschaft für mich — für einen Nichtswürdigen sie dahinreißt — sie muß, sie muß, und sollte ich sie verlieren!“

Das ist der Schluß des dritten Actes; man kann in der That sehr gespannt werden, wie der Dichter die folgenden noch wenden könne, wie er aus solcher Verwickelung eine Lösung finde, in welcher Tendenz das Stück seinen Ausgang nehme.

Die erste Scene des vierten Actes ist nun gleich ein Meisterstück dramatischer Kunst und sicherlich von der höchsten theatralischen Wirkung, überdies ebenso überraschend als psychologisch motivirt. Viel ist in der kurzen Zeit geschehen. Seraphine ist umgewandelt.

Wir sind wieder in Cadiz, in Alvarez Wohnung. Strephon sitzt an einem Tisch und schreibt, auf einmal springt er auf und geht umher. Er ist noch voll Hoffnung: „Was für Wonnegenuß zerstörte ich mir! — — Wag's! man muß aufopfern, um mehr zu gewinnen, um alles — Ich muß Seraphinen verdienen, oder auf alles Verzicht thun. Ihrer unwürdig, ich kann den Gedanken nicht aushalten. Liebe ist nur unter Gleichen: unterschied sie die Geburt von mir, so muß mich mein Herz zu ihr erheben." Seraphine tritt ein. Sie spricht kalt, ironisch bitter: „Ich komme Ihnen Glück zu wünschen, Strephon! Sie triumphiren. Sie haben ein Meisterstück gemacht." — Strephon: „Dieser Ton, Donna?" — Seraphine: „Kann Ihnen nicht unerwartet sein. Wie gesagt, Ihr Anschlag ist gelungen, alles was darauf erfolgen kann, müssen Sie vorausgesehen haben. Genießen Sie jetzt die Belohnung aller großen Anschläge" — Strephon: „Vorwürfe?" — Seraphine (setzt sich): „Nein Strephon, dazu bin ich jetzt zu kalt geworden." — Sie spottet seiner im Folgenden, verhöhnt seine leichtgläubigen Hoffnungen, seine kurzsichtigen Pläne. Er antwortet nur eben: „O Donna, der Spott" —. Darauf Seraphine, deren Herz anfängt durchzubrechen: „Sie haben mir weit weher gethan. Alles zernichtet, was Liebe und Schwärmerei für Sie unternehmen konnte, und mich, die für Sie weiter ging als je

eine meines Geschlechts für den erkenntlichsten Liebhaber gethan haben würde." Strephon stürzt hin vor ihr. Seraphine: „Stehen Sie auf — diese Schauspielerstellungen kommen jetzt zu spät. Auch ich bin entschlossen — so fest entschlossen, als eine Sterbliche sein kann — weil Sie allen meinen Wünschen entgegen gearbeitet, weil kein ander Mittel zu ergreifen ist — lesen Sie diesen Brief (legt einen Brief auf den Tisch). Er ist von Don Prado" — — (Strephon nimmt den Brief stumm).

Und nun? Mit dem Ausruf: „Strephon!" fällt sie ihm schluchzend um den Hals, dann plötzlich sich losreißend: „Sie haben mich auf ewig verloren!"

Strephon fällt hin auf den Stuhl und bleibt eine lange Weile sitzen ohne sich zu bewegen. Endlich öffnet er das Papier und scheint darin zu lesen, läßt aber bald die Hände auf den Schooß sinken, und sagt mit gebrochener Stimme: „Auf ewig" — Er fällt in Ohnmacht.

Wahrlich, man begreift, daß Schröder für solche Scenen begeistert sein, ein solches Stück sein Lieblingsstück nennen konnte, denn nehmen wir das Erhabenste des Hochtragischen aus, was kann es Ergreifenderes geben und welche tiefempfundene Wahrheit! Welche kühnen Züge!

Auch das Folgende ist noch sehr schön. Zwei Bediente treten ein, ohne Strephon zu bemerken. Der Eine zum Andern: „Komm er nur herein, die Herrschaften sind alle zum Don Prado auf die Assemblee gefahren, wir sind hier allein." Strephon: „Don Prado? — Wo war ich? — — (zum Bedienten): Wo ist Don Prado?" Bedienter: „Nichts, gnädiger Herr." Strephon ergreift jetzt den Brief Don Prado's

und lies't ihn stillschweigend, zuletzt laut: „Den unbekannten Freund möchte ich kennen, der wie mein Schutzengel für mich gesorgt haben soll — Da ist der große Mann, den ihr aus mir gemacht habt meine Freunde — ein Kuppler —. (Nach langem Nachdenken) der Mensch ist so geneigt, sich selber zu betrügen, hat er Verstand genug, sich vor seiner Eigenliebe zu verwahren, so kommen tausend Andere und vereinigen ihre Kräfte, seine entschlafene Eigenliebe zu wecken, um den Selbstbetrug unerhört zu machen. Also ein Philosoph?" — Die Stelle, welche für die Bescheidenheit des Dichters und des Menschen Lenz spricht, hat dem Stück den Titel gegeben, hinter dem sein wahrer Inhalt sich verbirgt. — Der Monolog endet mit den Worten, welche der Geliebten das Ihrige zurückgeben: „Seraphine, wie gehst Du mit mir um! Es ist zu viel, ich bin es satt (steht auf). Lahm — lahm nun alle Triebfedern, die mich zum Leben spornten. Das ist die kälteste Ueberzeugung, die ein Mensch haben kann, daß sein Tod von höheren Mächten beschlossen sei."

Und gerade diese tiefe Resignation ist das Anzeichen, daß das Stück sich zum Bessern wenden soll. Aber zuvor hat Strephon-Lenz noch viel zu leiden. Don Prado erscheint, überschüttet ihn mit Worten des Danks, nennt ihn seinen Wohlthäter, Seraphine sei für ihn verloren gewesen, nur Strephon habe sie ihm wiedergegeben, er soll sein Freund sein, bei ihm wohnen. Strephon bricht in Thränen aus. Jener fährt fort: „Er wisse nicht zu lohnen: Eine Seraphine müßte ich haben, die Ihnen so theuer wäre als die meinige." Strephon fährt auf: „Was sagten Sie?" Er faßt sich: „Wenn Sie wüßten, wie sehr mich unverdientes Lob erniedrigt."

Don Prado: „Kommen Sie mit mir, Sie sollen Zeuge von meiner und Alvarez Freude sein. Heut Abend halten wir unsere doppelte Hochzeit, sie sollen uns in die Kirche zum Altar begleiten“ —. Strephon (bei Seite): „O unerforschlicher Himmel! Nur daß ich Ihnen nicht fluchen darf!“ —

Der fünfte Act bringt uns Strephon in der Gesellschaft seiner alten Freunde; die Hochzeit ist vorbei, er ist noch in dem hochzeitlichen Putz. Die andern wollen zu Bett, er will noch in Kleidern bleiben. Er will einen Brief schreiben. Die Genossen entkleiden sich. Er sagt ihnen gute Nacht, ist allein; ein herzzerreißender Monolog. „Alles vorbei — in diesem Augenblick umfaßt er sie —. Und ich mußte bis zu diesem Augenblick leben, um Zeuge zu sein.“ Er zieht aus Mezzotinto's Schrank einen Pulverbeutel, nimmt ein Pistol von der Wand und ladet es. „Ich will ihm die Hochzeit einschießen — Philosoph — welch ein Schimpf in meinen letzten Augenblicken.“ Schon setzt er das Pistol an die Stirn: „Ha, diese Hand soll nicht zittern.“ — Vorher will er sie noch sehen, belauschen, der Mond scheine hell — ein Fenster werde zu ersteigen sein. —

Die zweite Scene ist von der verwegensten Art, aber ein Dichter wie der unsrige durfte so etwas wagen. Die Angabe der Scenerie lautet: Das Brautgemach in Don Prado's Hause. Das Brautbett aufgeputzt. Auf einem Winkeltisch eine halbausgebrannte Wachskerze. Seraphine sitzt an demselbigen auf einem Stuhl, die Hand auf den Tisch gestützt, mit der sie die Augen bedeckt, in einem reizenden Negligee. Graf Prado im Schlafrock vor ihr. Prado: „Nun, meine Seraphine“ (er versucht ihr ins Gesicht zu sehen; sie, ohne aus

ihrer Stellung kommen, wirft ihm den linken Arm auf den Nacken). Prado (liebreich): „Was bedeutet Dies? Ist der letzte Augenblick der Freiheit so schmerzhaft? — Noch ist's Zeit, Seraphine, ich will Ihr Unglück nicht. Sprechen Sie mein Urtheil." Seraphine (immer wie vorher): „Gott!" — Prado: „Ach, hab' ich so wenig Zutrauen bei Ihnen? Kennen Sie mich noch nicht? Zweifeln Sie noch, daß ich Sie um Ihrer selbst willen liebe, daß ich Sie mehr liebe als mich, mehr als Ihren Besitz selbst?" — — Seraphine (steht auf): „Prado — es giebt Augenblicke, in denen man sich selber haßt" (verdeckt ihr Gesicht). Endlich findet sie das Wort: „Prado, Sie wollen mein Herz. Sie verdienen eine Frau, die sie liebt — und ich kann Sie nicht lieben." Prado (auf den Tisch fallend): „Nicht lieben?" Seraphine: „Ich habe mich selbst überredet, ich könnte es — Ein anderer hat mein Herz, Prado — tödten Sie mich, wenn Sie das beleidigt." Prado (aufspringend): „Ein anderer — wo ist der Glückliche, daß ich ihm die Nachricht bringe." Seraphine (auf den Knien): „Diese Großmuth ist vergebens — wenn Sie mich damit zu gewinnen hoffen. Ich könnte zeitlebens vor Ihnen auf den Knien liegen, aber nimmer in Ihre Arme, an Ihren Busen fliegen, anders als mit dem Gefühl einer Tochter."

Hier ist die Lösung und wir brauchen das Einzelne nicht weiter zu verfolgen. Prado sagt zuletzt: „O mit diesem Kuß empfange die letzte aller meiner Anforderungen an Dich. Die Flamme, die für Dich in diesem Herzen brennt, ist viel zu rein, als daß ihr ältere Verbindungen, die Du getroffen hast, nicht heilig sein sollten." Endlich: „Ich will

den Namen eurer Heirath tragen.“ Er entschädigt sich durch die Wollust einer großen That — das letztere ein wenig im Geschmack der Zeit.

Daß selbst der zergliederte Auszug noch so umfangreich geworden, mag erklärt werden durch den Werth des Stücks und für denselben sprechen. Wie war es nur möglich ihn so sehr zu verkennen! Entgingen die Beziehungen auf Lenzens Verhältnisse in Straßburg und Weimar, so hätte man gerade Erfindung und Ausführung um so mehr bewundern müssen. Aber auch für uns, die wir wissen, aus welcher Quelle diese Erfindung floß und wie der Dichter in seiner tiefsten Brust diese Züge, diese Farben fand, kann darum der künstlerische Gehalt nicht vermindert werden. Von neuem müssen wir erstaunen, wie bei so innerster Betheiligung doch so viel freie Kunst möglich war. Schätze man die Kunst der Anlage, der Führung der Scenen ja nicht gering, sie hat in deutscher Sprache kaum etwas neben sich, und die Ausführung, in vielen Punkten vortrefflich, erhebt sich an nicht wenigen Stellen bis zum Mächtigen und Großartigen, so daß von bürgerlichem Drama nicht mehr die Rede sein kann.

Was die Bezüge auf Lenzens Liebesroman anlangt, so liegen sie zu Tage, wenn auch über den Grad, in dem Wahrheit und Dichtung sich berühren, schwer zu entscheiden ist. Mehr als aus allem vorigen geht aber hier hervor, daß die Liebe nicht so ganz unglücklich, so ganz unerwiedert könne gewesen sein. Das Ganze natürlich ist ein Traum, eine schwärmende Phantasie der Liebe, sie muß aber möglich gewesen sein zur Zeit als der Dichter das Stück schrieb. Er wird es also wohl zu Weimar verfaßt haben, ich meine vor dem Waldbruder

und nach dem Petrarch. Letzteres schließe ich daraus, wie dieser hier selbst vorkommt, er wolle nicht, wie Petrarca nur Sylphe sein, nur schmachtende Elegien dichten. Was folgt? Daß seine Hoffnungen müssen gewachsen sein. Eben dahin deuten dann auch die Pläne auf staatsmännische Carriere, auf Kriegsdienst. Namentlich auch, was in dem Theaterstück dem Villiers in den Mund gelegt wird, dürfte Beziehung haben; der Dichter war hier kühner, weil er maskirter sprach. Auch konnte er den Eindruck auf Seraphine schildern.

Noch mache ich aufmerksam auf den Namen Seraphine, zumal im Vergleich mit dem später gewählten Armida: in beiden liegt das Verhältniß ausgedrückt, in welchem die Stimmungen stehen zur Zeit da die beiden Stücke erwuchsen. Dann ist noch ein Ferneres zu berichten. Könnte irgend ein Zweifel darüber sein, daß eine bestimmte Person unter unserer Seraphine gemeint sei, so wiederhole ich erstlich, daß der Dichter sehr sinnreich in der vierten Scene des ersten Actes seinem Helden ganz gelegentlich den Vornamen Reinhold giebt, also seinen eigenen, dann aber, daß wir auch in einem Gedicht, das man bisher nicht für ein Lenzisches erkannt, die Namen Strephon und Seraphine findet, und daß dies Gedicht offenbar an Adelaide von Waldner, wenn auch nur verstolener Weise, gerichtet ist. Es findet sich im Göttinger Musenalmanach von 1776, würde also ungefähr aus derselben Zeit, ich meine aus der Mitte des Jahres 1775 sein, denn die Kalender mußten vor dem Jahr erscheinen, dessen Zahl sie tragen. Lenz hätte dann im Stück mit Bezug auf dies Gedicht die Namen beibehalten. Es lautet daselbst S. 112, mit der Unterschrift L.:

Strephon an Seraphinen.

Ich beklage mich,
Brachtst Du gleich mich ins Gedränge,
Ueber meines Schicksals Strenge,
Schöner Feind! nicht über Dich.
Alle Schmerzen die ich leide
Sind nicht werth der Augenweide
Athemlos vor Dir zu stehn.
Will mein Stolz sich drüber kränken,
Gleich geb' ich ihm zu bedenken:
Kann man Engel ohne Schmerzen sehn?

Das Gedicht, dessen große Schönheiten keiner Darlegung bedürfen, ist Lenzens vollkommen würdig, und bietet eine erwünschte Ergänzung des oben gegebenen Romans in seinen lyrischen Gedichten. Man beachte die Schönheit des „Athemlos" und „Schöner Feind."

Es bleibt noch ein Wort übrig über die moralische Tendenz des Drama's. Der Schluß kann auffallen, die Großmuth der Entsagung ist einerseits allzu groß, dann aber befremdet eine Vermälung, wozu ein andrer den Namen giebt. Jedenfalls bleibt dies eine der größten Kühnheiten des Dichters, allein er hat wenigstens alles gethan um sie zu motiviren, ja um sie als geforderten Schlußton erscheinen zu lassen; dazu kommt, daß der Dichter seine Rollen trefflich nach den Nationalitäten vertheilt hat, endlich daß das Ganze den Anhauch der schwärmerischsten Leidenschaft an sich trägt und kühn ist in allen seinen Wendungen. Nicht zu vergessen ist dann ferner auch das Jahrhundert, das ein anderes war als das unsrige und der Vergleich mit gleichzeitigen Werken spricht

durchaus zu Gunsten unseres Verfassers. Am nächsten liegt hier der Vergleich mit Goethe's Stella, die eben demselben Jahr, 1781, angehört. Allein man muß diese Stella nehmen, wie sie ursprünglich war, nicht wie sie in unsern Ausgaben steht. Bekanntlich hat Goethe, auf Schillers dringenden Antrieb, den Schluß verändert und ihn ins Gegentheil dessen verkehrt, was die ursprüngliche Tendenz des Stückes war. Nach Art des Grafen von Gleichen, der auch genannt wird, heirathete Fernando wirklich beide Frauen, so daß das Ganze, wenn auch nicht eine Feier, so doch Beschönigung der Bigamie war. Fernando (beide umarmend): „Mein! Mein!" Stella: „Ich bin Dein!" Cecilia: „Wir sind Dein!" So steht es noch in der Göschenschen Ausgabe von 1787. Unser Stück ist nun das entschiedene Widerspiel: denn hier handelt es sich eben um den Alleinbesitz, um die ungetheilte Liebe: dies ist der Kern, der stark und scharf ausgeprägte Inhalt. Eben jene laxe, unterhandelnde Moral, der Goethe in Schriften und Leben jener Zeit, namentlich auch in seinem Verhältniß zur Frau von Stein, das Wort redete, diese ist hier mit schneidenden Waffen angegriffen, und so oft man hier und anderswo von leichtsinnigen Verhältnissen, von Freundschaft neben der Liebe, von zweideutigen Zuneigungen in den Werken von Lenz lies't, ist man jedesmal versucht, an bestimmte Personen zu denken. Und in der That scheinen diese das selbst auf sich bezogen zu haben, so daß es gar nicht einmal eines deutlichern Pasquills bedurfte. Lenz ist hier wie überall höchst sittlich, sittlicher jedenfalls als seine dichtenden Zeitgenossen.

XII.

Ein merkwürdiges Gedicht.

Unter den lyriſchen Stücken, deren Unordnung wir bei Tieck beklagen, findet ſich Eines, das dem eingehenden Leſer viel zu denken giebt; der Herausgeber ſelbſt ſcheint dies gefühlt zu haben, da er es, ohne Ueberſchrift, ſo an den Schluß ſetzte. Hätte er uns nur näher angegeben, aus welcher Quelle er es mittheilt; allem Anſchein nach aus einem Manuſcript. Wir leſen es im 3. Band auf S. 257. Die Schwierigkeiten, welche der Inhalt darbietet, werden noch vervielfältigt durch offenbare Fehler, aber ſchwerlich Fehler des Drucks, wie an vielen Orten, ſondern diesmal wahrſcheinlich Fehler der Entzifferung einer ſchwer leſerlichen Handſchrift, wie die Lenzens in ſpäterer Zeit war. In der That, wie die Tieckſche Ausgabe das Gedicht giebt, ſoll keiner Auslegung, auch der künſtlichſten nicht, gelingen, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen, und das Ganze behält überdies etwas ſo fremdartiges, daß nahe liegt, an der Autorſchaft Lenzens zu zweifeln. Aber eben unter dieſen Umſtänden muß Tieck einen entſcheidenden äußern Grund gehabt haben das Stück aufzunehmen. Eine Verwechſelung mit dem alten Friedrich Ludwig Lenz kann es aber auch nicht ſein, wie dies der Inhalt klar an den Tag legt, denn hier handelt es

sich um Werther und Lotte und die erlebte jener nicht mehr. Wir könnten nun ein Stück dieser Art füglich liegen lassen, wenn, um sogleich unsere Meinung zu verrathen, nicht etwas Besonderes dahinter läge, das sogar Bezug hat zu dem Kern unserer Nachforschung.

Zunächst findet hier philologische Kritik zu thun, denn das offenbar entstellte Gedicht bedarf der Emendation so gut wie ein alter Autor, der durch die Abschreiber zweier Jahrtausende gelitten hat. Ich setze, um nichts Doppeltes zu thun, das Gedicht sogleich hierher, wie es, meines Dafürhaltens, ursprünglich gelautet hat, und gebe demselben zugleich seine erklärende Ueberschrift:

Lotte am Grabe Werthers.

Erwach' ich zum Gefühl, stößt die beklemmte Brust
Die Seufzer aus, die sie erstickt sich unbewußt,
Ist's recht auch, daß zu Deinem Grab die Thränen fließen,
Die zur Erleichtrung sich aus trübem Aug' ergießen?
Ist's Pflicht, sich sinnenlos um eingestandne Pein,
Verstummend, unerklärt im Herzen zu verzeihn?
Verdunkelt sind nunmehr die Freuden meiner Tage,
Dein traurig Schicksal bleibt der Vorwurf meiner Klage,
Und laß die Welt mich schmähn, Albert wird mir verzeihn,
Dich liebt' ich als den Freund höchst zärtlich, engelrein.
Ein allzu zärtlich Herz verlangte Albert nicht,
Gern hätt' es eingestimmt zu der geliebtern Pflicht,
Dem unglückselgen Freund ein'n Hoffnungsblick zu geben,
Um ihm die stille Glut im Busen zu beleben.
Ja ich, ich war's, die ihn aus seiner Brust fortriß,
Durch mich beweint in hoffnungsloser Kümmerniß
Die Mutter den geraubten Sohn
Und Wilhelm seinen Freund, den er dort fern vom Thron

Dem Abadona gleich vielleicht von weiten sieht:
Und heiliger verklärt von ihm nun traurig flieht.
Dort wo Du einsam ruhst, dort irrt die Phantasie
In schwermutsvolle Lust und bricht in Melodie
Der Trauertöne aus, häuft Vorwurf auf den Schmerz,
Der langsam tödtend auch zerreißt mein leidend Herz.
Ach, wär' es mein Geschick Dich einst zu überleben,
Für was für einen Preis hätt' ich mich Dir ergeben! —
Das rührende Geschenk, das Deine Hand mir gab,
Erinnert mich ans Grab,
Ich schaudre, fühle Frost durch meine Adern gehen,
Versteinert bleibt mein Herz als Monument hier stehen.

Ich bemerke zuerst, daß das Wort geliebtern in dem vorliegenden Druck und sicherlich auch im ursprünglichen Manuscript hervorgehoben ist, ein Umstand, den ich für die Auslegung für wichtig halte. Meine Emendation bezieht sich zunächst auf Zeile 13, wo Tieck völlig sinnlos giebt: „keinen Hoffnungsblick gegeben." „Gegeben" für „zu geben" halte ich für verlesen, „keinen" statt ein oder ein'n aber für verfehlte Verbesserung. In Zeile 15 ist „ihn aus der Brust fortriß" das ihn auf Hoffnungsblick zu beziehen, freilich nicht eben gut stilisirt. Endlich steht gegen den Schluß: „Ach, wär' es mein Geschick" offenbar für: Ach, wär' es mein Geschick gewesen.

Durch diese Abänderungen nun erreichen wir nur eben diesen Sinn, im Ganzen und auch so ziemlich im Einzelnen. Daß das Gedicht sich auf Werther bezieht sagt der Name Albert, hier als Rival eingeführt und überdies der Freund Wilhelm, daß aber Lotte spricht, geht, außer dem Zusammenhang selbst, zugleich auch noch aus der Zeile hervor:

Ja ich, ich war's, die ihn aus seiner Brust fortriß,

denn hier spricht ein Weib und das kann in Verbindung mit Albert, Wilhelm und dem Verstorbenen, der ihrethalb den Tod fand, nur Lotte sein. Also: Lotte an Werthers Grab. Und was ist der Inhalt ihrer Rede, ihrer Klage? Daß sie so grausam war! Daß sie ihm keinen Hoffnungsblick gab, Albert würde dies wohl zugelassen haben, da er kein „allzu zärtlich Herz verlangt," da er „verziehn" haben werde. Ja noch mehr:

Für was für einen Preis hätt' ich mich Dir ergeben! —

Lotte bedauert also ihre strenge Tugend, ihre strenge Treue, sie beklagt, daß sie nicht die engelreine Freundesliebe damit vereinigt habe. Dies ist der klare und durchgängige Sinn. Desto unklarer wird das Gedicht, wenn wir uns vorstellen sollen, daß Lenz das gesagt habe. Wie wir ihn kennen lernten, ist eben diese Auffassung der seinigen schnurstracks entgegengesetzt, er will Vollbesitz, er will Liebe, mit der Freundschaft ist ihm nicht genügt, solche Gesinnungen konnte er Lotten nicht unterlegen, eine Palinodie dieser Art war für ihn keine. Dazu kommt nun, daß Lenz von dem vorliegenden Gedicht auch nicht eine Zeile gemacht haben kann; das ist nicht sein Metrum, nicht seine Ausdrucksweise, in dem Gedicht ist alles lahm, halb, unbeholfen, unlogisch, kurz dilettantisch und Lenz ist ein Meister, ein früh entwickelter Meister, wie wir ihn noch werden kennen lernen, nicht in den Kinderjahren konnte er ein solches Gedicht machen; und Werther erschien 1774, als seine Liebe zu der idealischen Baronesse schon ihre Flügel ausbreitete. Und wer soll es denn gemacht haben? Ich sage zunächst: Kein

Dichter, kein Schriftsteller von Fach, kein Mann. Wer mit Poesien von zarter Hand vertraut ist, dem muß nicht der mindeste Zweifel sein, daß wir hier eine solche haben. Ich habe darin viel Erfahrung machen können und mit derselben Sicherheit, mit welcher ich unter den römischen Elegien die von der Hand der schönen Sulpicia unterschieden habe von den Werken der Meisterhand Tibulls, sage ich auch hier, das Gedicht ist nicht von Lenz, sondern — von Adelaide. Von wem anders könnte es sein als von ihr, und wie würde Lenz, wenn es eine andere Dame gemacht, es des Aufbehaltens werth geachtet, es abgeschrieben haben?

Und nun sehe man das Gedicht nochmals an unter der Voraussetzung dieser Autorschaft: was lahm und wenig sagend schien, wird beredt und seltsam bedeutungsvoll. Jetzt wird man das unterstrichene Wort: „zu der geliebtern Pflicht dem unglückseligen Freund einen Hoffnungsblick zu geben" seiner ganzen Bedeutung nach verstehen. Lotte ist nur ein vorgeschobenes Symbol, die Rede ist nicht an Werther und sein Grab gerichtet, sondern an einen Lebenden, und diesem enthält es ein gewisses Geständniß der Neigung und zugleich einen Wink für die Fortdauer derselben, wie das in der damaligen geselligen Welt und zumal in Weimar nichts Ungewöhnliches war. Und hiemit ist nun Seraphinens Wort zu verbinden: „Ich wußte kein ander Mittel, unser beider Wünsche zu befördern, als meine Verheirathung mit ihm" —. Allein Lenz war von anderer Gesinnung, und, ich wiederhole: Adelaide, falls ich recht berichtet bin, blieb unvermält.

Ich halte es nicht für allzu kühn, hier Zusammenhänge zu finden; vielleicht wäre es sogar einfach und nahe liegend.

Man begreift hienach erst Lenzens ganzes Wesen und Dichten, und eben so das Schicksal des anderen Theils. Beiden gereicht es zur Ehre.

Und nun steht das merkwürdige Gedicht nicht einzeln da, sondern hat ein eben so merkwürdiges zur Seite. Dies finden wir bei Tieck III, S. 246:

Süße Schmerzen meiner Seele,
Angenehme Pein,
Und doch muß bei dem Gequäle
Die Seele heiter sein.
Muß geliebt von allem was auf Erden
Liebenswerth und heilig ist,
Seiner Sehnsucht Opfer werden,
Wie, mein Bruder! Du es bist.

Unter der Voraussetzung, daß Lenz dies Gedicht geschrieben und und in seiner Person spreche, enthält es durchaus Unerklärliches und läßt sich nicht einmal grammatisch construiren, nun weis't aber auch die ganze Behandlung und Sprache nicht eben auf Lenz hin. Man nehme einen Augenblick an, auch dies Gedicht sei von Adelaidens Hand und sogleich wird alles Unverständliche verschwinden und vielmehr Licht von diesen Strophen ausgehen. Es ist die freundlichste und schonendste Ablehnung, der zarteste Rückzug, sie sucht den Geliebten namentlich mit der Anrede: „mein Bruder!" zu beruhigen. Dabei ist noch das „Seiner Sehnsucht" auffallend, da im vorigen nicht Herz, sondern Seele steht. Allein auch hierin könnte die Französin sich verrathen, eben so, wie im vorigen Gedicht, Zeile elf, in der Betonung von „Albert" auf der letzten Silbe.

XIII.

Eine Satire.

Wir haben uns bis hieher noch ein kleines Werk aufbehalten, das an sich, und noch mehr im Zusammenhange, mit den angeregten Fragen wohl besonderer Aufmerksamkeit werth sein dürfte. Ich meine das im Jahr 1776 von Kayser unter den „flüchtigen Aufsätzen" von Lenz gegebene Stück: „Matz Höcker. Schulmeister in C. im St.... l. An die Damen, die Kunstrichter und das ganze menschliche Geschlecht." Der Verfasser nennt es eine Chrie, die er unter beständigen Gesticulationen der linken Hand in einer zahlreichen Gesellschaft vorgetragen. Es ist eine in Knittelversen verfaßte Strafrede des Dorfschulmeisters gegen alle Gebrechen der überfeinerten Welt, sowohl auf dem Gebiet der Litteratur als des geselligen Lebens, in seiner Art ein treffliches Stück, ganz im Charakter des Abraham a Santa Clara und ein gewisses Vorspiel von Schillers Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager. So heiter und launig das Ganze gehalten ist, so strotzt es doch von Anspielungen, die ernster gemeint scheinen und die da, wo sie trafen wohl mit Empfindlichkeit aufgefaßt werden konnten. Der Verfasser sucht zwar in einer Anmerkung die Satire auf Paris hinzuwenden, doch liegt näher, an Weimar

zu denken, wo denn auch, wie wir noch zeigen werden, das Stück seinen Ursprung hat. Es kommen darin Stellen vor, wie folgt:

Hab' auch an ei'm g'wissen Ort konditschonirt,
'N fürnehmen Häusern conversirt,
Fund die Konversationen doch
Schlimmer als die Bücher noch.
All im dämmernden Wirrwar schweben
Und im Zweifel über Tod und Leben;
Trauten unserm Herrngott gar
Nicht mehr zu ein einig gut Haar.
Liessen in einer halben Stunde
Vierzig tausend Widersprüch aus ihrem Munde,
Hatten weder Freund noch Feind,
Weil's nimmer wissen, woran sie seind.
Schauten an ihre Nebenchristen
Wie die Acteure die Staatisten,
Denkt keiner an den andern nicht,
Denkt nur immer an das was er spricht,
Sucht den andern durch Lächeln und Lügen
Wieder um Lügen und Lächeln zu betrügen.
Meint jeder, er sei der Mann allein,
Des andern Hirn sei von Holz oder Stein,
Und seine Faulheit mehr Nutzen brächte
Als des andern sein' schlaflose Nächte.

Er lobt sein Dorf und fährt fort:

Hier würd' euch der Kützel vergehen,
Daß ihr beständig was Neues wollt sehen,
Immer wie Wickelkindelein
Ueberrumpelt und eingelüllt sein,
Immer an Licht und Schimmer euch weiden,
Gar keinen Schatten dazwischen mehr leiden,

Allzeit leben im ſüſſen Traum,
Keinem Gefühl laſſen Zeit und Raum.
Ach, ſo machten's nit unſre Vorfahren,
Die ſchwer zu kützeln und glücklicher waren,
Aber auch nicht im höchſten Glück
Nahmen ihr butterweich Herze zurück.
Lieſſen alles ſeine Zeit dauern,
Wußten zu lachen, wußten zu trauern,
Liebten ewig, haßten ſchwer,
Hatten das Herz nie dürftig und leer.

Mit beſonderer Bezüglichkeit ſcheint das folgende geſagt:

Bei euch wird die Liebe ſo geiſtlich betrieben,
Plato ſelbſt wird confus bei eurem Lieben,
Ihr pfeift ſtets feiner und höher hinaus,
Und pfeift ſie am Ende zum Schornſtein 'raus.
Iſt das ein ewiges Reimen und Singen,
Ein ewiges lächerliches Fälſchen und Dingen,
Jeder des andern im Herzen lacht,
Wenn er ihn treuherzig gemacht.
Die Herren wollen nur ihren Stil exerciren,
Die Damens wollen für ſchön paſſiren,
Und käm' man bis auf des Herzens Grund,
Sie liebten ſich beide wie Katz und Hund,
Gott ſchütz und bewahr vor der Art zu lieben,
Solchen Roman hat der Böſe geſchrieben.
Der kalte Wohlſtand drüber heckt
Wie'n Schornſteinfeger mit Ruß bedeckt,
Den er weiß ſorgſam abzuſchaben
Und überläſſet das Feuer den Knaben.
Bei uns ein Handdruck ein Stoß mit 'm Knie
Iſt unſre ganze Poeſie.
Dafür iſt uns auch das Leben nit theuer
Und ſpringen für ein ander durchs Feuer,

Wir fragen nit erſt warum, wozu
Du Bub', Du Maidel liebteſt Du?
[Das heißt in Engel des Lichts ſich ſtellen
Das nennet ſich Lieb' und führet zur Höllen.]*)
Die Abſicht reiner Lieb' iſt klar,
Daß da nur Lieb', nit Abſicht war.

Die treffliche Schilderung des Egoismus, der verkünſtelten zweideutigen Liebſchaft, der Abſichten (Goethe drückte dies im Taſſo feiner aus: man merkt die Abſicht, und man iſt verſtimmt) iſt hier mit markigen Strichen gegeben und kehrt die Geradheit des Dichters ſelbſt hervor, mit der er freilich auf ſolchem Boden anſtoßen mußte. Vor allen Dingen ſehen wir hier wieder den Abſtand ſeiner Anſicht von der Liebe mit der in der feinen Geſellſchaft herrſchenden, und ſo könnte denn gar wohl ein Stück wie das vorliegende als boshafte Satire, wohl gar als Pasquill erſcheinen. Möglich ſogar, daß es noch ſpeciellere Beziehungen enthält, welche ſich jetzt ſchwer nachweiſen laſſen, z. B. in den Zeilen:

— Weil man eure grünen Augen in der Stadt
Und Wallnußgeſichter doch nicht gern hat.

Er ſcheint grüne Brillen zu meinen. Noch folgende Stelle kann auf des Dichters Auftreten in der Geſellſchaft näheren Bezug haben:

Wenn alſo den Herrn Magnaten
Ich darf in Unterthänigkeit helfen und rathen,

*) Hier bedarf es einer Emendation des Kayſerſchen Druckes; die beiden Zeilen, ſehr wahrſcheinlich auf den Rand geſchrieben, ſind an eine falſche Stelle gekommen, ſie gehören weiter oben hin.

Schlagt euer galantes Wörterbuch zu,
Wer liebt, der ſchwätze nit viel, der thu.
Erlaubt euch dafür mit dreiſteren Wörtern
Natürlich unſchuldige Ding' zu erörtern,
Und ſchreiet nit gleich, wie die Venus ſchrie,
Als der General Diomed bleſſirte ſie,
Wenn manchmal Wörter voll Feuer und Leben
Sich mitten unter euch wie Raketen begeben,
Und brennen auf die Leidenſchaften los;
Der Pulvergeſtank iſt drum nit ſo groß.
Die Damen ſelbſt ſich zu allem gewöhnen,
Und dürfen ſodann ſo viel doch nit gähnen,
Denn heurig' Poeten fliegen doch nicht,
(Die Luft iſt ſo dünn) oder kriegen die Gicht,
So lang ſich die Kränz'gens die Sprache ſo lähmen,
Und alle ihr Wörter und Schnellkraft*) nehmen.

In der That iſt es ſchwer, hiebei nicht an die Verhältniſſe und Vorgänge zu Weimar zu denken: eine Beziehung zu derſelben wird nicht in Abrede zu ſtellen ſein. Dazu kommt, daß das Stück, wie es gedruckt iſt, nur als Fragment erſcheint, leicht komte es noch ſtärkere, noch bezüglichere Stellen enthalten haben. Wie, ſollte es etwa jenes Pasquill ſelbſt ſein, das, wie aus Lenzens Brief an Herder abzunehmen iſt, ein längeres war, und Stellen enthielt, die Goethe ſelbſt gefallen würden, obwohl er ſchwer beleidigt war —? Dies will ich dem Urtheil des Leſers ſelbſt überlaſſen, aber das ſcheint klar, daß jenes Pasquill in dieſe Auffaſſung und dieſen Gedankenkreis einſchlagen mußte, und daß Lenz jedenfalls eine gewiſſe Einkleidung zuzutrauen iſt.

*) In dem Originaldruck ſteht „Schulkraft", Tieck hat richtig geändert.

Alles dies wird um so wahrscheinlicher, wenn man die näheren Umstände der Publication ins Auge faßt. Das Werk ist mit mehreren anderen, die eben nur zusammengerafft scheinen, um mit dem vorliegenden, als dem wahren Kern, ein Büchlein zu bilden, bei demselben Schweizer Verleger erschienen, dem Lenz, und zwar ohne Honorar, seinen Petrarch gegeben hatte, von dem wir wissen, daß er in Weimar gedichtet wurde und auf Lenzens Leidenschaft Bezug hat. Und nun erhellt ferner aus dem Brief an Lavater, daß Petrarch das erste war, was Lenz diesem Verleger gab, also mußten die noch in demselben Jahr erschienenen flüchtigen Aufsätze späteren Momenten des Weimarischen Aufenthaltes anheim fallen. Die übrigen Aufsätze sind freilich aus älterer Zeit, sie dienen hier nur als Füllwerk und Einhüllung, aber Matz Höcker ist, das behaupte ich, frisch gedichtet in Weimar, wahrscheinlich in der Nähe der Katastrophe. Auch darin, daß Lenz hier nicht selbst auftrat, sondern einen andern vorschob, scheint eine Absicht zu liegen. Aber wer ist Kayser? Mit einem Frankfurter dieses Namens macht Goethe in seiner italienischen Reise uns bekannt; er traf im Jahr 1786 mit ihm in Rom zusammen. Christoph Albert Kayser war Musiker und unternahm daselbst Goethe's Scherz, List und Rache zu componiren. Er trat später als Schriftsteller auf: zu Straßburg 1788 erschien von ihm ein Büchlein: Ueber belletristische Schriftstellerei mit einer Parallele zwischen Werther und Ardinghello. Derselbe Kayser nun, was Dorer bestätigt, war Lenzens Freund, in einem Brief an Lavater läßt er ihn von Weimar aus grüßen und macht mit ihm im Juni 1777 eine Reise in den Schweizer Gebirgen.

Nun finden wir im deutschen Merkur, gerade um die

Zeit, wo Lenz ſich in Weimar aufhielt, Gedichte mit der Unterſchrift Kayſer. Es ſind Liebesgedichte und ſolchen Inhalts, daß man ſich nicht wundern würde, wenn ſie mit Lenz unterzeichnet wären. Vielleicht hat es mit dieſen Gedichten noch eine eigene Bewandtniß; wir werden auf dieſelben noch zurückkommen.

XIV.

Urſache des Wahnſinns.

Aus den mancherlei Anſpielungen, deren die ſpäteren Werke unſeres Dichters voll ſind, fällt nun auch wohl neues Licht auf die Verhältniſſe in Weimar zurück, wie wir das andeuteten, doch läßt ſich hier überall mehr fühlen und vermuthen als beweiſen. Beſtimmteres aber ſcheint ſich zu ergeben für die andere wichtige Frage, nämlich was für die eigentliche Urſache von Lenzens Wahnſinn zu halten ſei, eine Frage, welche wir erſt jetzt glauben berühren zu dürfen.

Es iſt ſchon von anderen aufmerkſam gemacht worden, daß der Färbung, welche ſpätere Berichterſtatter dem Auftreten Lenzens in Weimar gaben, nicht durchaus zu trauen ſei, weil ſehr bald über „die wilde Zeit“ und was derſelben zunächſt folgte, ſich ein gewiſſer Fabelkreis bildete. Selbſt Falk iſt dieſen mythiſchen Eindrücken unterworfen, noch viel mehr Böttiger. Der letztere möchte Lenz während ſeines Weimariſchen Aufenthalts ganz und gar als einen Wahnſinnigen darſtellen. Er beginnt ſeine chronique scandaleuse gleich mit der Erzählung, daß „der tolle Lenz“ in der größten Sommerhitze in einem blauſamtnen Rock gereiſt ſei und daß er, als er im Winter auf der Poſt reiſte, ſich baarfuß ausgezogen

habe, weil er es unausſtehlich heiß gefunden, während die Paſſagiere vor Froſt klapperten; in ſolchem Sinn ſei er dem auch auf dem Ball erſchienen u. ſ. w. Es kann nicht unſere Meinung ſein, das Auffällige in Lenzens Benehmen in Abrede zu ſtellen, aber bei näherer Betrachtung dürfte ſich doch Einiges mildern und manches ändern. Vielleicht iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß in Lenzens bezüglichen Dramen der Maskerade erwähnt wird und daß er eben darum ſo ſtark aufgefordert war, dieſelbe zu beſuchen, weil er hier die Geliebte zu finden, ſich ihr nähern zu können hoffte. Daß die Stimmung, in der er nach Weimar kam, eine aufgeregte war, liegt nun auch klar vor unſerm Auge, er brachte eben „die Todeswunde“ ſchon mit, und leicht begreift ſich, daß das Schwanken zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung, zwiſchen der Ehre an der Tafel der Götter zu ſitzen und dann wieder mancher Demüthigung, kurz der grelle Wechſel von Wonne und Schmerz, Erhebung und Erniederung, eben keinen feſten Gang auf dem glatten Boden höfiſcher Salons habe geben können. Dazu das Beiſpiel derer, die eben auch „Teufelszeug“ getrieben hatten, und vor allen das plötzliche Hinaustreten des innerlichſt arbeitenden Genies in kalte Hofluft. Während des ganzen Weimariſchen Aufenthalts ſcheinen Stöße ſich wiederholt zu haben, welche das leidende Gemüth des Dichters nur noch kränker machen konnten, ja die ihn nach der Ueberſpannung in jene ſchon erwähnte Dumpfheit verſenkten. Man darf wohl nicht zweifeln, daß er in Weimar ſchon gemüthskrank war, die Einſamkeit zu Berka ſcheint dazu ein nicht Geringes beigetragen zu haben. Ein Hauptkennzeichen in meinen Augen iſt dafür, daß er hier aufhörte zu arbeiten, während er anfangs in Weimar

eine große Thätigkeit scheint entwickelt zu haben, wie dies aus den Aeußerungen von Goethe und Wieland und aus den Werken selbst hervorgeht.

So kann ich denn auch nicht glauben, der Befehl, Weimar zu verlassen, habe sogleich zerrüttend auf seinen Geist gewirkt, im Gegentheil, der harte Stoß scheint ihn aufgeschüttelt zu haben; er raffte seinen Geist zu größerer Energie und Kraftäußerung empor als jemals. Leider läßt sich Lenzens Leben zwischen jener Katastrophe und dem Ausbruch des Wahnsinns, d. h. das Jahr 1777, nicht hinreichend verfolgen, aber mehr als alles andere spricht die große Zahl von bedeutenden Werken, die er in dieser kurzen Zeit verfaßt hat. Liebe und Ehrsucht wirkten jetzt zusammen und trieben seinen Geist in die höchste Spannung. Wenn nicht die Analogie mit Goethe und was in der Natur der Sache liegt, hier durchaus täuscht, so muß das künstlerische Ausprägen seiner Gefühle ihm Linderung, Erleichterung verschafft haben; hatte er doch keine anderen Gedanken in dieser Zeit, als solche, die in Verbindung standen mit dem Erlittenen. Hienach wird es denn schwer, in der unglücklichen Liebe den unmittelbaren Grund von des Dichters Wahnsinn zu erkennen. Der letztere brach aus ein volles Jahr nach der Entfernung von Weimar, alle jene Werke liegen dazwischen und in diesen selbst scheint sich ein Fortschritt der Beruhigung zu bekunden. Auch darf man sich Lenz wohl nicht allzu mittellos vorstellen. Gesetzt, daß er das von Weimar ihm Angebotene wirklich letztlich ausgeschlagen, die Form war gewiß schonend genug, so ist in dem Jahr doch so viel von ihm gedruckt worden, daß für sein Bedürfniß muß gesorgt gewesen sein.

Noch weniger läßt ſich ein directer Zuſammenhang mit dem Tode von Schloſſers Frau zugeben, wie dies zuerſt Reichardt*) behauptet hat, denn daß der Wahnſinn bei Schloſſer bald nach dem Todesfall im Juni 1777 ausgebrochen ſei (ſ. o.), beruht auf einem Mißverſtändniß. Wir wollen dennoch einen gewiſſen Zuſammenhang nicht durchaus abweiſen. Schloſſers Frau, Goethe's Schweſter, war ganz das Gemüth, um Lenz durch Theilnahme und Freundſchaft aufrecht zu erhalten und von beſonderem Einfluß mochte noch ſein, daß die Achtung der Schweſter desjenigen, den er bei ſeiner Verſtoßung aus dem Paradies für mitbetheiligt hielt, ſeinem kranken Herzen wohlthat. Dieſe letzte Stütze zu verlieren, denn Schloſſer war ein kälterer Geſchäftsmann, mußte für ihn höchſt erſchütternd ſein, und wenn man ſich ſeine Kräfte überhaupt erſchöpft denkt, ſo konnte dies Moment allerdings den Ausſchlag geben, wiewohl es nicht mitzählt unter den eigentlichen Gründen. In der That ſcheint Goethe's Schweſter Cornelia Lenz viel geweſen zu ſein, eben vermöge ihrer ernſten, idealen Natur; von irgend einer beſonderen Neigung kann aber nicht entfernt die Rede ſein, man erinnere ſich nur, wie Goethe ſeine Schweſter ſchildert, die er in ſeinen Phantaſien ſich am liebſten „als Aebtiſſin, als Vorſteherin einer edeln Gemeine" denken mochte. „Sie beſaß alles, was ein ſolcher höherer Zuſtand verlangt, ihr fehlte, was die Welt unerläßlich fordert." Ein ſolches Frauen-

*) Im Berliniſchen Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks 1796, Februar: „1777 war Lenz wieder in Emmedingen bei Schloſſer, und da brach ſein Wahnſinn aus. Die leidenſchaftliche Liebe zu Schloſſers Frau und deren Tod ſcheint ſeinen überſpannten, faſt zerrütteten Nerven den letzten Stoß gegeben zu haben."

gemüth mußte für Lenz in ſeiner Trübſal eine beſſere Zuflucht ſein, als es Frau von Stein trotz aller ihrer Liebenswürdigkeit ſein konnte. So ſehr Goethe Lenz entgegengeſetzt war, ſo nahe verwandt dieſem Goethe's Schweſter.

Schloſſer dagegen, wie erwähnt, ſchob viel auf körperliche Zuſtände, auf fliegende Gicht; einem Augenzeugen gegenüber haben wir ſchweren Stand dies abzulehnen, allein als Hauptgrund möchte ich immer in gleiche Reihe ſtellen: Erſchütterung des Herzens, Erſchöpfung der Kräfte; der erſte ſtarke Schlag führte nur Ueberſpannung, ein zweiter, dritter in der Zeit der Abſpannung konnte entſcheidend werden, vielleicht aber auch ſchon die bloße Ruhe, das Aufhören zerſtreuender Eindrücke. Der Beſuch im Elſaß, der Aufenthalt in der Nähe von Seſenheim liegt hinter dem Ausbruch der Krankheit, jedenfalls nach dem Aufenthalt in der Schweiz, er kann ſchon darum nicht Urſache des Wahnſinns ſein; daß Friederike in den Wahnſinn hinein ſpielt, darf nicht geleugnet werden, es iſt aber nur Symptom deſſelben, nicht Grund — denn wieviel liegt dazwiſchen!

Eine gewiſſe Ueberſpannung zeigt ſich in Lenzens ganzer Erſcheinung und daß ſeine frühzeitige Entwickelung auch einen ſchnelleren Verbrauch ſeiner Kräfte herbeiführte, dürfte einleuchtend ſein, dazu nun ſeine Schickſale, ſeine Leidenſchaften, die convulſiviſche Anſtrengung der Geiſteskräfte. Viel ſtürmte in den letzten Jahren auf ihn zuſammen, ſein liebebedürftiges Gemüth erhielt die heftigſten Schläge: ſeine Geliebte verlobt, ſein Bruder ihm verfeindet, ſein Vater von ihm abgewendet, die letzte Freundin todt, das Paradies zu Weimar ihm verſchloſſen, Goethe ſein Freund gegen ihn, Goethe ſein Rival in hohen Ehren, gefeiert in weiteſten Kreiſen, während er ſelbſt

rührender ſein, als jenes Flehen um Erbarmen. Und nun zeigt ſich in dem Stück ſelbſt ſchon die weichende Kraft, die ſchwindende Herrſchaft des Geiſtes: nur ein wenig mehr von dieſer Kraft, und auch dies Stück würde ſich an dichteriſchem Werth eben ſo wie an wahrem innigem Gefühl den übrigen Gedichten anreihen.

Um hier nichts übrig zu laſſen, theile ich aus den Worten, mit denen das Gedicht commentirt wird (Dorer hält Lavater für den Einſender und Commentator), hier noch das Folgende mit: „Sein raſtloſer Geiſt, ſeine übermäßige Reizbarkeit, ſein Durſt nach Liebe, der nie befriedigt ward, und ſchwerlich auf dieſer Erde befriedigt werden konnte, verbunden mit der Tiefe ſeines Gefühls, da alles bei ihm bis in das Innerſte nachklang, hatte nur zu bald die Organe zerrüttet, durch die die Seele nachklang.“

Lenz fürchtete, der Körper werde dem Geiſt erliegen; wie wir wiſſen, traf ihn ſchwerer das Entgegengeſetzte.

XV.

Ueberſicht der Werke.

Lenzens Werke haben ſich ſeit der Tieckſchen Ausgabe beträchtlich vermehrt und noch haben wir nicht alle beiſammen. Dieſe Vermehrung bezieht ſich beſonders auf die früheſten und die ſpäteſten Schriften ſeiner dichteriſchen Laufbahn, ſo daß jetzt ſeine Entwickelung und ſein Weſen um vieles beſſer zu überſehen iſt; überdies haben wir nunmehr die lyriſchen Gedichte in ungleich größerer Vollſtändigkeit, ſo wie uns denn auch jetzt erſt der Schlüſſel zu ihrem Verſtändniß gegeben worden.

Tieck hat Lenz Werke beigemeſſen, die ihm nicht gehören, die Ode auf den Wein von dem älteren Lenz, dem Dichter der Freimaurerlieder, der nichts mit dem unſrigen gemein hat, dann aber ein allerdings verwandtes Drama eines nahe ſtehenden Dichters: „Das leidende Weib", deſſen unzweifelhafter Verfaſſer Klinger iſt — eine Verwechſelung, die in mancher Rückſicht verzeihlich war, obwohl ſie beweiſt, wie wenig das wahre Weſen unſeres Dichters noch aufgefaßt wurde. Klinger hat das genannte Stück nicht in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen, es ſchien alſo herrenlos, dazu iſt es 1774 zu Leipzig in der Weygandſchen Buchhandlung erſchienen, woſelbſt in dem gleichen Jahr und mit demſelben Druck auch Lenzens

„Hofmeiſter“ erſchien*). Tieck hatte Kunde, daß aus derſelben Officin im nächſten Jahr auch ein Stück, „Otto“, hervorgegangen ſei, und hielt auch dies, das er vergeblich ſuchte, möglicherweiſe für ein Lenziſches, glaubte wenigſtens erſt mit dieſem zuſammen die Sache entſcheiden zu können. Im deutſchen Merkur wurde „Das leidende Weib“, alle dieſe Stücke ſind nämlich anonym erſchienen, einem Nachahmer Lenzens gegeben, Tieck meinte, um ſich deſto leichter gegen Lenz äußern zu können; allein ſchon in dem 1806 erſchienenen Gleimſchen Briefwechſel iſt die Sache ins Klare gebracht; da ſchreibt Heinſe (I, S. 288) Düſſeldorf den 11. Juni 1776: „Die neue Arria“ iſt, bei Gott, nicht von Goethe, ſondern von Klinger, der das leidende Weib geſchrieben hat; ich habe noch nichts von ihm geleſen. Er ſoll ein wilder junger Menſch ſein, voll Unſinn und Geiſt.“ So hat denn auch Karl Wagner in den Nachträgen zum Merckſchen Briefwechſel (1838, S. 287), den von Tieck gegebenen Grund beſtritten, daß das Werk in Klingers Ausgabe von 1809 (und in der früheren von 1786) fehle, denn dort fehlten auch andere Stücke; Klinger habe das Stück nach einer wirklichen Begebenheit ſchon als Pädagogſchüler geſchrieben, ſo wie er den „Otto“ als Student im erſten Halbjahr ſeines Aufenthalts in Gießen verfaßt. Auch wird, von anderen, mit Recht geltend gemacht, daß das von Leopold Wagner verfaßte ironiſche Nachſpiel: „Das frohe Weib“, Klinger nenne. Dort heißt es nämlich auf S. 9: Hilaria: „Wiſſen Sie nicht, mein Herr, wer der Verfaſſer des Stücks

*) So daß das von Meuſebachſche Exemplar beide Stücke, überdies den „Neuen Menoza“ und „Otto“ zuſammengebunden giebt, in altem Prachtbande mit dem Titel: Lenz und Klinger.

iſt, das man heute gegeben?“ Zweiter Student: „O ja, er ſtudirt zu Gieſen; heißt Klinger, nimmt ſich viel heraus.“ Aller Zweifel aber iſt neuerdings verſchwunden durch die von Dorer-Egloff beigebrachte Erklärung Klingers in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, wo dieſer ſich ſelbſt als Verfaſſer des fraglichen Stückes nennt.*) Eben ſo wenig kann ihm die Autorſchaft des „Otto“ beſtritten werden.

Daß Lenz von dieſen Stücken befreit wird, iſt nun aber keineswegs gleichgültig, denn es iſt das von weſentlichem Einfluß auf ſeine Beurtheilung. Klinger, worauf nicht zeitig genug aufmerkſam gemacht werden kann, ſteht in einem ganz anderen Verhältniß zur Zeit und namentlich zu Goethe als Lenz, beider Naturen ſind weit verſchieden. In den genannten Jugendwerken zeigt Klinger ſich durchaus abhängig, als ein zwar talentvoller aber unwürdiger Nachahmer, während Lenz um jene Zeit allerdings ſchon eine Selbſtändigkeit erreicht hatte. Der Otto iſt durch und durch eine Nachahmung des Goethe'ſchen Götz, eine ſchwache und nicht eben geſchickte Copie, in dem leidenden Weib dagegen zeigen ſich die ſtarken Einflüſſe von Goethe's Werther und — von Lenzens Hofmeiſter, welcher letztere auch ausdrücklich angeführt wird: „Leſen Sie den Hofmeiſter, wie ich ſchon hundertmal ſagte“ (zweite Scene des dritten Acts). Und nun iſt auffallend, daß dieſes Stück, in dem unverkennbare Einflüſſe von Lenz hervortreten, ſogar früher iſt als jenes, welches als Nachahmung des Goethe'ſchen Götz erſcheint! Dieſe Nachahmung Lenzens, die größere Aehnlichkeit

*) Gleichwohl hat W. Menzel noch im Jahr 1859 das Stück mit einigem Pathos Lenz zueignen können. Deutſche Dichtung III, S. 186.

mit dieſem als mit Goethe ſcheint denn eben Tieck getäuſcht zu haben, anderſeits aber begreifen wir ſehr wohl, daß Klinger nicht Stücke unter ſeine reiferen Werke aufnehmen mochte, welche ſo ſehr den Charakter der Jugendlichkeit und der Abhängigkeit an ſich tragen. Ein Kenner, wie Tieck, hätte freilich bei näherem Eingehen wohl Original und Copie unterſcheiden ſollen, und dies hätte denn vielleicht auch auf ſein Urtheil über das Verhältniß Lenzens zu Goethe von Einfluß ſein können. Es kommt allerdings viel darauf an, ob wir Lenz im Jahr 1774 noch zu einem ſo unmittelbaren Nachahmer Goethe's im Werther und Götz machen oder nicht.

Wir haben ſehr frühe Werke unſeres Dichters und können deshalb über den Gang ſeiner Entwickelung urtheilen. Schon Tieck (III, S. 56) theilte das Fragment eines Gedichtes über das Begräbniß Chriſti mit, allem Anſchein nach vom Jahr 1766, alſo Werk des 16jährigen Jünglings, noch auf der Schule verfaßt. Es legt uns ſogleich dar, daß Lenz ſeine erſte Anregung durch Klopſtocks Meſſias empfangen habe, wie dies auch im Einklange war mit ſeiner Beſtimmung zum Theologen. Das Bruchſtück kündet eben nicht ein ſonderliches Formtalent an, denn die Verſe ſind noch unregelmäßiger und zerfahrener als ſie damals von Klopſtocks Nachahmern gemacht wurden, dagegen bekundet ſich ſchon hier eben ſo viel Sinn für plaſtiſche Darſtellung als anderſeits für die Sprache wahrer Empfindung und es fehlt nicht an naiven Zügen. Zwei kurze Stellen mögen es beſtätigen:

Plötzlich wandte Maria ihr weitoffenes Auge
Von dem Kreuze hinweg, ſchlug in die bebenden Hände,
Konnte Seufzer dem vollen Buſen nicht mehr entpreſſen,

Thränen nicht mehr dem Auge. Nun eilte ſie, unwiſſend, wo ſie
Ihre ohnmächtigen Füße hintragen würden: ihr dunkler
Blick ſah den Himmel nicht mehr, ſah nicht mehr die Erde; hoch über
Dem ſtarr vor ſich ſchauenden Haupt die Arme gerungen
Eilte ſie fort —

Wahrlich Zeilen eines Sechzehnjährigen, deren ſich ein Meiſter rühmen könnte. Und am Schluß:

— ſie drängte ſich näher und ſah ein
Hohes Grab in den Felſen gehauen, ſah Joſeph den Rathherrn,
Und Nicodemus den Phariſäer. Nun ward eine Leiche
Niedergeſenkt. Sie richtete hoch ſich über die Häupter
Der Umſtehenden auf, und ſah — (ihr Auge ward dunkel,
Schnelle Thränen entflohen ihm): es war Jeſus. Da reckte
Sie die zitternden Arme hoch empor: „Es iſt Jeſus!
Es iſt Jeſus mein Sohn: wehrt nicht der Thräne der Mutter
Ihn zu betröpfeln, wehrt nicht den brennenden Lippen den letzten
Theuren Kuß ihm zu geben.“ Sie ſprach es, aber die Hüter
Schloſſen ſchnell einen Kreis ums Grab; ſie ſah ihn nicht ferner.
Wie die rathloſe Henne, der ein grauſamer Knabe
Die unſchuldig ſchreienden Kinder entreißt, mit ſchneller
Kriegeriſcher, verzweiflungsvoller Wuth auf ihn losſtürzt:
So drang ſtürmiſch Maria durch alle aufhaltende Haufen
Und die barbariſche Wache der Kriegsknechte, die ihrer Stärke
Voll Verwundrung und Ehrfurcht auswichen. Inbruſtvoll warf ſie
Dann vor der Leiche ſich hin und weinte über der Leiche.

Wahrlich, das iſt nicht nachahmen, ſondern wetteifern mit dem Dichter des Meſſias! Dabei doch wie jugendlich!

Und nun haben wir aus demſelben Jahr noch ein anderes Document der frühreifen Lenziſchen Muſe, das noch in viel höherem Grade in Erſtaunen ſetzt. Im Jahr 1845 erſchien zu Berlin im Verlag von Duncker und Humblot: „Der

verwundete Bräutigam. Von Jacob Michael Reinhold Lenz. Im Manuſcript aufgefunden und herausgegeben von K. L. Blum, Doctor." Die Vorrede datirt: Dorpat, Oſtern 1845; der Herausgeber iſt Profeſſor daſelbſt. Er meldet uns in der Vorrede: Ein Mann von dreiundachzig Jahren habe ihm das Manuſcript geſchenkt, welches ſechzig Jahre lang in ſeinem Pulte geruht. Auf 54 enggeſchriebenen Octavſeiten enthalte es das Drama, von des Dichters eigener Hand geſchrieben, mit ſeinem Namen bezeichnet. Die Handſchrift wird fließend und bequem genannt, auf geringem Conceptpapier, alſo hier Uebereinſtimmung mit dem was Goethe berichtet, namentlich auch: „ohne den geringſten Rand weder oben noch unten, noch an den Seiten zu laſſen" — ein Punkt, der übrigens ſehr ſprechend iſt, da ſich darin ausdrückt, wie wenig der Dichter auf ſpätere Nachbeſſerung zu rechnen pflegte, und wie früh dieſe Gewöhnung des erſten ſichern Hinſtellens ihm eigen war.

Das Drama iſt ein Gelegenheitsſtück, beſtimmt, an einem Hochzeitstage aufgeführt zu werden, und ſeinen Inhalt bildet eine wirkliche Begebenheit, welche kurz zuvor der Bräutigam erlebt und die allerdings für das Glück der Vermälten von großer Bedeutung war, ſofern das Leben des Bräutigams ernſtlich bedroht wurde. Gewiß erwartet man von einem ſolchen Gelegenheitsſtück, deſſen Verfaſſer ein Schüler iſt, nur eben Schülerhaftes, aber auch hier ſchon finden wir Züge einer Meiſterhand. Man muß das Stück leſen um ſich davon zu überzeugen.

Baron Igelſtröm vermälte ſich am 25. Auguſt 1766 mit Fräulein Helene von Lauw; er war Hauptmann in der ruſſiſchen

Armee und beſaß bereits Orden als Anerkenntniß ſeiner Tapferkeit. Am 16. Juni deſſelben Jahres, glücklich verlobt und in nächſter Nähe ſeiner Hochzeit, ward er von ſeinem Kammerdiener, den er aus Deutſchland mitgebracht und einmal wegen Ungehorſams mit Schlägen gezüchtigt, vielleicht ein wenig ruſſiſch, im Bett überfallen; es war auf Mord abgeſehen. Der Stoß der Waffe glitt an den Rippen ab, er wurde ſeiner Braut erhalten und, nach einigen Monaten hergeſtellt, konnte er ſeine Hochzeit feiern. Es begreift ſich, daß bei der verſchobenen Feier eine Darſtellung dieſer Art nahe lag; man vertraute ſie dem Jüngling an, und wahrlich, man hätte keinen beſſeren finden können, denn der junge Reinhold Lenz benahm ſich wie der geſchulteſte Dramatiker. Er hat mit gutem Takt die Scene nach Preußen geſetzt, der Hauptmann dient Friedrich dem Großen. In der Ausführung erkennt man das Vorbild, Leſſings Minna, und man freut ſich über die Gewandtheit des Dialogs, erſtaunt namentlich über die Kürze und Schlagfertigkeit; alles ſpinnt ſich einfach und gut ab, die Charaktere ſind ganz hübſch gezeichnet. Der Kammerdiener ſticht lebhaft ab gegen die übrigen handelnden Perſonen, die Zofe macht einen gewiſſen Uebergang. Die Rachſucht des in ſeiner Ehre Gekränkten tritt in kurzen und ſtarken Zügen entgegen, im Uebrigen, ſehr zu loben, kommt der Kammerdiener nicht weiter vor, wir ſehen nur ſeinen Entſchluß drohen, die That ſelbſt wird nur erzählt, leider iſt das Blatt verloren gegangen, das dieſe Erzählung enthielt. Am werthvollſten erſcheint der dritte Act, und hier kündigt ſich in der That der entſchiedenſte Beruf zur dramatiſchen Dichtkunſt an, in der Art nämlich, wie man der Braut die Gefahr verhehlen will, wie ſie dieſelbe doch erfährt

Es liegt fern, „die Landplagen“ für ein vollendetes Kunſtwerk auszugeben, es genügt, darauf hinzuweiſen, daß ſie Poetiſches, daß ſie künſtleriſche Elemente enthalten. Dies werden am beſten einige ausgehobene Stellen darthun, nach denen wir wahrlich nicht eben ſehr zu ſuchen haben. Leider iſt gerade das erſte Buch, der Krieg, das ſchwächſte von allen, wahrſcheinlich eben weil es das älteſte iſt, dann aber auch weil hier der theologiſche Standpunkt dem jungen Dichter den Krieg allzu ſehr nur als ein Uebel und als Flecken der Menſchheit erſcheinen ließ. Das Gräßliche hat hier das Uebergewicht über das Erhabene und es fehlt auch wohl an Geſchmack. Doch ergeht der Verfaſſer ſich nicht in Bildern idealer Schlachten, ſondern ergreift mit dreiſter Hand die neuere Kriegführung:

Schnell pflanzt auf dem weiten zertretenen, ſtäubenden Acker
Sich ein blitzender Zaun von Schwertern, es toben die Trommeln
Und die Fahnen flattern bedeutend, wie Abbadons Flügel,
Ueber die Haufen dahin, die ſtumm zum Tode ſich ordnen.

Dem Krieg läßt der Dichter die Hungersnoth und dieſer die Peſt folgen, gewiß eine ſehr gerechtfertigte Anordnung, die er durch gute Uebergänge noch hebt. Die Hungersnoth iſt von den verſchiedenen Aufgaben ſicherlich die am wenigſten dankbare, erſt nach vielen herzzerreißenden Scenen begegnen wir endlich dem erfreulichen Bilde wiederkehrenden Lebens in der Natur. In der Peſt hat der Dichter große Vorbilder, namentlich Virgil im Landbau, und hier nimmt er auch einen höhern Flug:

Aus einer Mitternachtwolke ließ auf die ſchlummernden Hügel
Jüngſt ein Todesengel ſich nieder. Da floß durch die Schatten

Der blau flammende Stral ſeines Schwerts. Gleich nächtlichen Blitzen
Füllt er das brennende Thal, durchdrang widerſtehende Wälder,
Machte Palläſte und Strohhütten fürchterlich hell. Auf einmal
Breitete ſich eine fremde Luft ums Antlitz der Erde;
Menſchen, die ſchlafend in ihr den Lebensbalſam geathmet,
Athmen jetzt Gift ein: Tod iſt ihr Element.

Eigenthümlich, daß Lenz in dieſem Abſchnitt, ähnlich wie Virgils Aeneis, dort bekanntlich nur Folge ihrer unabgeſchloſſenen Geſtalt, abgebrochene Hexameter giebt, während die übrigen Geſänge davon frei ſind. Ich hebe noch die Stelle hervor:

Dort liegt eine volkreiche Stadt; ein dumpfes Gemurmel
Schallet von außen hinter den ſie verſteckenden Wällen,
Wo die Spitzen der Thürme hinübergucken. Die Märkte
Und die Thore und Gaſſen wimmeln wie Ameiſenhaufen.
Ehe man ſieht, hört man ſchon Geräuſch: das Schallen der Hämmer
In den Schmieden, das Wiehern der Roſſe, das Rollen der Kutſchen
Und die wilden Stimmen des hungrigen Pöbels am Fiſchmarkt.
In der dämmernden Kammer ſitzt früh der Bürger, von Sorgen
Dunkler wie von der weichenden Nacht umhüllet, und ſinnet
Auf unermeßlichen Vorrath, als hätt' er ewig zu leben.
Aber ſchon ſperrt ſeine Gruft im nahen Kirchhof den Mund auf,
Und in dem Schatten des Winkels ſteht, mit erhobener Hippe,
Ihn zu mähen, der Tod bereit. Schnell warnet vom Kirchthurm
Ihn die klagende Sterbeglocke. Er höret ſie, ſeufzet,
Frägt nach dem Todten und kehrt zurück zum Wucher. Doch plötzlich
Ruft die warnende Freundin zum andern Mal das Entſetzen
In ſeinen Buſen hinab. Zwar noch ſcheint dies Sterben ein Zufall:
Aber bald ſchallet ununterbrochen das ängſtliche Rufen
Dieſer ehernen Predigerin. Nun fühlen ſich ſterblich,
Die ſich Unſterbliche dünkten. Die Gaſſen werden entvölkert.
In den verſchloſſenen Häuſern herrſcht zunehmende Stille —
Todesſtille herrſcht nunmehr. Die einſamen Glocken

Heulen allein durch die giftigen Lüfte. Mit Schaufeln bewaffnet
Wandeln die Todtengräber ſtumm umher, wie Geſpenſter,
Machen das Pflaſter zum Kirchhof, verſcharren bei Haufen, und ſinken
Oft ſtatt der Decke des Grabs auf die Begrabnen hinunter.

Eine Stelle, die wahrlich im Jahr 1769 und bei einem achtzehn- oder neunzehnjährigen Jüngling viel bedeutet, denn mit ihr kann er ſich den namhaften Poeten aller Zeiten anreihen.

Viel Lebendiges, viel Kraftvolles bietet die Schilderung der Feuersnoth und mit ihr wetteifert trefflich die Waſſersnoth; es wird nicht gereuen, ihnen einen Blick zuzuwenden; höher aber ſteht mir das Erdbeben, und aus dieſem kann ich mir nicht verſagen noch eine Stelle mitzutheilen:

— Auch der Ocean tobt, es drängt ſich Welle auf Welle
An das erſchütterte Ufer, die gräßliche Scene zu ſehen.
Die untergehende Sonne beſchleunigt den Abzug. Des Mondes
Bleiches Antlitz gucket ſcheu in die tönenden Thäler
Und den aufrühriſchen Wald. Aus niedergeſtürzeten Eichen
Schießt der niſtende Adler ſchrecklich empor und erfüllet
Weit die Lüfte umher mit Schrein um verlorene Kinder.
Wurzellos rauſchen die ſeltſam umhertanzenden Linden,
Deren Laub, wie Fluthen im Meer, ſich wälzet, und über
Sich erhebende Hügel flüchten die brüllenden Thiere
In ihr Grab. Meilenhohe Berge wanken: langſam
Sinkt ihr himmliſches Haupt dem tiefen Thal zu: Die Lüfte
Weit umher werden Staub, und ſelbſt des Himmels Gewölbe
Weicht erſchrocken ſeitwärts und vergiſſet zu donnern.

Dort erhob eine zierliche Stadt die winkenden Thürme
Hoch in die Lüfte. Kleinere Sonnen ſpiegelt ihr glänzend
Dach, wenn ſenkrecht der Stral des Mittags ſie traf, in die Fluren.
Prächtig liefen hier Reihen von Häuſern: Säulen von Marmor
Stützten Tempel und Palläſte, die der eiſerne Kriegsgott

Nie noch hatte mit Händen voll Bluts und Feuers bekämpfet.
Drei Augenblicke — nun iſt ſie nicht mehr. Der Rachen der Erde
Schlang ſie hinab. Zehntauſend Stimmen des Todes drangen
Auf einmal durch die von Schutt verfinſterte Sphäre.
In den bewegten Gaſſen hob ſich empörendes Pflaſter
Menſchen und Thier' empor; dann ſank es unter; des nahen
Stromes Quellen, von drückenden Bergen befreiet, entſtürzten
Ihrem zerſtörten Gefängniß mit plötzlicher Wuth, und fielen
Ueber die Untergeſunkenen her: ſo, wenn er die mürbe
Kette zerriſſen, ſtürzet ein hungriger Bär auf das zarte
Tändelnde Kind im Graſe.

Welche Anlage zu einem epiſchen Dichter, wenn man nicht ſagen will, daß der letztere ſelbſt ſchon hier zugegen ſei! Aber Lenz betrat dieſe Bahn nicht wieder, er wandte ſich anderen Kunſtgattungen zu und wir wiſſen bereits, daß er auch da nicht minder begabt war. Darſtellende Kraft, reiche Phantaſie, ja einen Zug zum Großen und Erhabenen, wie er wahrlich ſo gemein nicht iſt, läßt ſich dem Gedicht nicht beſtreiten, wenn man immerhin auch mehr Wechſel, feinere Ausbildung und mehr geläuterten Geſchmack wünſcht; allein man erwäge die Zeit. Auch die Form iſt nicht ſo ungeſchlacht, als ſie ſcheinen kann, Klopſtock war noch in den Anfängen ſeiner metriſchen Kunſt, ſeiner proſodiſchen Grundſätze, überdies folgt Lenz hinſichtlich der letzteren mehr Ramler, dem Wortfüße, wie Blumreiche, Seefiſche, Palläſte untadelhafte Dactylen ſind und der Worte, wie aufrühriſche, muthwillige ſtets in der erſten Silbe kurz gebraucht, weil man damals geneigt war jedem Wort nur Einen Ton und demgemäß nur Eine Länge zuzugeſtehen. Es ſind alſo dieſe Verſe nicht ſowohl regellos als vielmehr ihre Regel veraltet iſt.

Jetzt wurde Lenz, ſo ſcheint es, gleichzeitig von zwei Genien angezogen, die ſeinen Beruf für das Theater vollends zur Entſcheidung brachten: Plautus und Shakeſpeare, beide einander verwandt durch Leben, Charakter und Friſche. Auf Plautus, falls es hier für ihn noch einer Anregung bedurfte, hatte Leſſing hingewieſen, auf Shakeſpeare er und Herder, deſſen Einflüſſen Lenz, auch ohne perſönliche Berührung, weder in Dorpat noch in Königsberg entgehen konnte. Herders Briefe zur deutſchen Litteratur waren zu Riga 1767 erſchienen und ihnen folgten 69 die kritiſchen Wälder, und vor allen Dingen vergeſſe man nicht Leſſings Hamburgiſche Dramaturgie vom Jahr 1767, ein Werk, das ganz beſonders ſogleich einen tiefen Eindruck auf unſeren Dichter machte und für ihn beſtimmend wurde. Herder kehrte ſich zwar auch von den Franzoſen ab und wandte ſich mehr den Engländern zu, doch hatten in jener frühen Zeit Homer und die Hebräer das Uebergewicht, beiden reihte ſich dann, zufolge der ſcheinbaren Verwandtſchaft, zunächſt Oſſian an: Leſſing aber führte direct zu Shakeſpeare hin, während auch die Schweizer immer nur bei Milton ſtehen geblieben waren. Sobald nun Lenz mit Shakeſpeare bekannt wurde, trat alles andere für ihn in den Hintergrund, nur noch Plautus konnte ſich daneben erhalten. Wo Lenz ſeine Kenntniß der engliſchen Sprache erworben, wiſſen wir nicht, doch wohl ſchon in ſeiner nordiſchen Heimat oder wenigſtens in Königsberg, wo viel Schiffsverkehr war; als Goethe ihn in Straßburg kennen lernte, war dieſe Kenntniß ſchon groß, ſeine Bekanntſchaft mit Shakeſpeare ſchon eine innige.

Die Bearbeitung des Plautus war für Lenz eine treffliche Schule, er machte hier ein ernſtes Studium dramatiſcher

Compoſition. Plautus ſteht bekanntlich auf griechiſchen Komödiendichtern, dem Menander und Philemon, welche in der Kunſt der Schürzung und Löſung ihrer Knoten, in der Charakterzeichnung, in der Verbindung der Scenen, in der Abrundung des Ganzen Muſter von hoher Art ſind, in der That die wahren Vorbilder für das neuere Schauſpiel, eben ſo regelmäßig als lebendig und bewegt. Nun iſt aber Lenzens Bearbeitung auch weit verſchieden von einer Ueberſetzung, denn er hat alles übertragen in neuere Verhältniſſe, wie das auch ausdrücklich ſchon die Ankündigung ſagt: „Luſtſpiele nach dem Plautus fürs deutſche Theater". Mitunter hat Lenz einen Ton von Shakeſpeare, mit Diſcretion, hineingebracht und die Auflöſung in Proſa theils durch markige Verkürzung, theils durch muntere Färbung zu vergüten gewußt. Einem Stück, „die Ausſteuer", gab er, im freieren Anſchluß an das Original, einen gereimten Prolog, den man artig finden muß. Es ſind fünf Stücke: „Das Väterchen", „die Ausſteuer", „die Entführungen", „die Buhlſchweſter", „die Türkenſklavin"; ſie erſchienen 1774 zu Leipzig in einer größeren Sammlung, für welche ſie Goethe empfohlen hatte, der auch ſelbſt daran Theil nahm; gearbeitet hat Lenz ſie offenbar ſchon früher.

Neben Plautus beſchäftigte ſich Lenz gleichzeitig mit Shakeſpeare, hauptſächlich zu Straßburg, bevor er mit Goethe bekannt wurde und während des Umgangs mit demſelben. In den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die früher nur ſehr mangelhafte Kenntniß des großen Dichters ſehr bald eine allgemeinere und vertrautere. Außer Leſſings Hinweiſungen wirkten eine Reihe von Schriften in derſelben Richtung: Youngs bald ins Deutſche überſetzte

„Gedanken über die Originalwerke", noch mehr aber Dodds „Beauties of Shakespeare" u. ſ. w.*) Wielands Ueberſetzung von zweiundzwanzig Shakeſpeare'ſchen Stücken erſchien zu Zürich in den Jahren 1762—1766 in acht Octavbänden; wer irgend mit Leſſings Dramaturgie bekannt war und an eine Neugeſtaltung des deutſchen Theaters dachte, konnte jetzt dem Genius des neuern Dramas nicht länger ausweichen, hatte er inneres Gefühl für Leben und Natur, ſo mußte er bei der erſten Bekanntſchaft mächtig ergriffen und für lange Zeit gefeſſelt werden, letzteres gewiß Lenzens Fall. Als Goethe mit Lenz zu Straßburg in Berührung kam, war dieſer bei der Uebertragung von Shakeſpeare's „Love's labour's lost", und das allein ſchon beweiſt, daß er nicht erſt ganz neuerlich ſich mit dieſem Studium befaßt, denn dies Stück eben bietet dem Ueberſetzer größere Schwierigkeit dar als irgend ein anderes. Lenz muß bei näherer Vergleichung der Wielandſchen Arbeit mit dem Original die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ſie ſich in beſcheidener Entfernung halte, während die deutſche Sprache doch einen ungleich kühneren Anſchluß geſtatte. Seine Abſicht war ein volles Maaß der Laune und Eigenheit den Deutſchen wiederzugeben, ihnen den Dichter in ſeinen genialſten Capricen, in ſeinen verwegenſten Sprüngen zu zeigen, wobei die Natur unſeres deutſchen Dichters mitgewirkt zu haben ſcheint. In der That iſt Lenzens Ueberſetzung in hohem Grade beachtenswerth, denn ſie hat nach einer Seite hin weit über Wieland hinaus ein Ziel gewieſen. Goethe ſchon theilte

*) Man ſehe A. Stahrs Aufſatz: „Shakeſpeare in Deutſchland" in Prutz Taſchenb. 1843; verbinde aber damit die Ergänzungen in Koberſteins reichhaltiger Anmerk., Grundriß S. 1341.

in ſeinem Leben eines der gelungenen Kunſtſtücke Lenziſcher Ueberſetzerkunſt mit, der geiſtreich die ſchwierigſten Schnörkel und Wortſpiele wiederzugeben wußte; allein dieſe Kunſt bezieht ſich nicht bloß auf das Wunderliche, auf die ſogenannten Quibbles, deren das Stück mehr als irgend ein anderes enthält, ſondern iſt mit eben ſo viel Geſchmack gepaart. Das Lied des verliebten Schäfers, Act 4, Scene 3: „So sweet a kiss the golden sun gives not" iſt von Lenz unvergleichlich mit Feinheit und ganz in ſeinem Charakter übertragen worden:

So ſanften Kuß giebt nicht der Sonne Stral
Den Tropfen, die ſie früh auf Roſen findet,
Als Deine Blicke der verliebten Qual,
Die ſie auf meiner Wang' entzündet.
Auch ſpielt der Mond ſo ſanftes Silber nicht
In Amphitritens dunkeln Gründen,
Als dies Dein alabaſternes Geſicht
In Thränen, die ſich mir vom Auge winden.
O Götterbild, hier triumphireſt Du,
Wie aus Kryſtall gehaun, auf Koſten meiner Ruh!
So ſieh nur immer her, die Thränen ſchwellen an,
Zu zeigen was Du werth, und was ich fühlen kann.

Gegen den Schluß iſt ein wenig verkürzt, dagegen Amphitrite und das alabaſterne Geſicht ſind Lenz angehörige Farben, hier ſicherlich ſehr an ihrem Ort, denn es galt dem Gedicht einen altmodiſchen und porzellanartigen Charakter zu geben.

Die Ueberſetzung des Stücks erſchien unter dem Titel: „Amor vincit omnia" zu Leipzig im Jahr 1774; ſie zeigt eine für damalige Zeit bewundernswerthe Virtuoſität und hat

offenbar die Bahn gebrochen für die Wiedergabe dessen, was bisher für unübersetzlich galt. Dabei ist Lenz mit eben so viel Einsicht als Freiheit verfahren, er bestand nicht darauf durchaus an jeder Stelle dem Wortspiel ein gleiches gegenüberzustellen, was nur gezwungen und steif hätte ausfallen können, sondern wo sich's ihm nicht leicht ergab, nahm er davon Abstand und suchte das so Verlorene an anderen Stellen durch freie Erfindung einzubringen; oft sehr glücklich. Schlegel ist ihm darin gefolgt.

Nun ist aber sehr bemerkenswerth, daß Lenz, der eben dies Stück wegen seiner besonderen Schwierigkeit wählte, und mit entschiedenem Humor auf das Krause und Wunderliche einging, doch in seinen eigenen Productionen davon so wenig wiederbringt, gewiß zum Beweise, daß er an Shakespeare noch ganz andere, tiefer liegende Eigenschaften schätzte als jene Aeußerlichkeit. Er wollte auch hier kein Nachahmer sein, von jener Virtuosität, mit der er so leicht seinen Zeitgenossen hätte imponiren können, machte er weiter keinen Gebrauch.

Vorausgestellt war der Bearbeitung des Shakespeare'schen Stückes eine Abhandlung, welche den Titel führt: „Anmerkungen über's Theater." Sie verdient durch ihren Inhalt unsere volle Aufmerksamkeit, noch mehr aber durch die Zeit, in welcher sie geschrieben worden. Der Verfasser hat es für nöthig gehalten, in einer auf der Rückseite des Titels gedruckten Bemerkung uns eine ausdrückliche Zeitbestimmung zu geben, mit den Worten: „Diese Schrift ward zwei Jahr vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz von Berlichingen in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen;" sie wäre danach aus dem Jahr 1770, vor der Bekanntschaft

mit Goethe. Dieſer ſucht zwar in ſeinem Leben gegen die Richtigkeit der Angabe Verdacht zu erwecken, indem er die Exiſtenz einer Geſellſchaft, von der er nicht gewußt, in Zweifel zieht. Allein Goethe, wie bekannt, trat erſt gegen Ende ſeines Straßburger Aufenthalts mit Lenz in Verbindung und deſſen im Jahr 1774 ſo beſtimmt hingeſtellte Angabe hat ganz das Anſehn, ſich auf das Zeugniß Lebender berufen zu wollen, dazu kommt, daß wir keine Urſache haben Lenz zu mißtrauen und ihn nicht für ſo intriguant halten können, als Goethe es von einem beſtimmten Punkt ab that, endlich aber, daß in der Abhandlung ſelbſt nichts enthalten iſt, was jener beſtimmten Angabe widerſpräche.

Die Abhandlung, offenbar geſchrieben um in einer Geſellſchaft vorgeleſen zu werden,*) will mit dem Ernſt die Laune verbinden und geräth dabei in eine nicht eben glückliche Nachbildung der Sterne'ſchen Manier, erſt gegen den Schluß tritt der ernſte Inhalt je mehr und mehr hervor. Dieſer iſt denn aber beachtenswerth genug; es handelt ſich um nichts Geringeres als um eine weſentliche Ergänzung deſſen, was Leſſing in ſeiner Dramaturgie gelehrt. Leſſing, ſo ſehr er die Franzoſen bekämpft, hält doch die griechiſchen Tragiker immer noch für ein großes Vorbild und für maaßgebend, ja er hält feſt an den Regeln des Ariſtoteles, von denen die franzöſiſchen Tragiker nur eine verkehrte Anwendung gemacht, denen ſie eine falſche Auslegung gegeben. „Einige beiläufige Bemer-

*) Eine ſolche Geſellſchaft hat damals wirklich beſtanden, ſie kam aber ins Stocken; Salzmann erneuerte ſie am 2. Nov. 1775, Lenz war damals ihr Secretär und ihr thätigſtes Mitglied. S. Stöber, Lenz und Friederike S. 7 ff.

kungen, die ſie über die ſchicklichſte äußere Einrichtung des Drama bei dem Ariſtoteles fanden, haben ſie für das Weſentliche angenommen, und das Weſentliche, durch allerlei Einſchränkungen und Deutungen, dafür ſo entkräftet, daß nothwendig nichts anderes als Werke daraus entſtehen konnten, die weit unter der höchſten Wirkung blieben, auf welche der Philoſoph ſeine Regeln calculirt hatte." Leſſing hat ſich freilich kein vollſtändiges Bild von der alten Tragödie gemacht, da er die geſammte äußere Ausſtattung und namentlich die Bedeutung des Chors und ſein Eingreifen in die Handlung nicht gehörig in Betracht zog. Der einzige Umſtand, daß bei uns zwiſchen den Acten der Vorhang fällt, bei den Alten aber nicht, verändert die Bedingungen gänzlich und hat einen entſcheidenden Einfluß auf die Einheit des Ortes und der Zeit. Etwas der Art nun ſcheint Lenz gefühlt zu haben, der ſich in viel höherem Grade von den Alten frei machen, ſich mehr den Engländern annähern will, während Leſſing noch warnte, „nicht an den Rand eines anderen Abgrundes zurückzuprallen." Schon in dem gewählten Motto aus Horaz ſpricht die Tendenz ſich deutlich aus: „Nec minimum meruere decus vestigia Graeca Arsi deserere." Lenz ſetzt Charakter und Handlung gegenüber; die letztere und deren regelmäßige Geſtaltung ſei den Alten die Hauptſache geweſen, ihr hätten ſie den Charakter untergeordnet, nach der Auffaſſung der Madame Dacier habe man ihn überhaupt nicht in der Tragödie leiden wollen. Solcher Auffaſſung ſeien die Franzoſen gefolgt, daher ihre Langweiligkeit, mehr als wegen ihrer pedantiſchen Beobachtungen der drei Einheiten. Die einſeitige Richtung auf die Handlung und deren Abrundung habe zur Erſchöpfung geführt, nicht nur

alle franzöſiſchen Tragödien, ſondern auch noch die Romane dazu trügen dieſelbe Familienähnlichkeit, dieſelbe Mattheit; die Natur dagegen ſei friſch und unerſchöpflich — in Charakteren. Dieſe müſſe man nunmehr in den Vordergrund ſtellen, aus den Charakteren die Handlung ableiten, nicht umgekehrt. Als beſonders bedeutend wird folgende Stelle auszuzeichnen ſein: „Damit wir nun unſeren Religionsbegriffen und ganzen Art zu denken und zu handeln analog, die Grenzen unſeres Trauerſpiels richtiger abſtecken, als bisher geſchehen, ſo müſſen wir von einem andern Punkt ausgehen, als Ariſtoteles, wir müſſen, um den unſrigen zu nehmen, den Volksgeſchmack der Vorzeit und unſeres Vaterlandes zu Rathe ziehen, der noch heut zu Tage Volksgeſchmack iſt und bleiben wird. Und da finde ich, daß er beim Trauerſpiel, oder Staatsaction, iſt gleich viel, immer drauf losſtürmt (die Aeſthetiker mögen's hören wollen oder nicht): Das iſt ein Kerl! Das ſind Kerls! Bei der Komödie aber iſts anders."

Für letztere wollte er noch die Handlung in erſter Reihe gelten laſſen; aber wenn man auch ſeiner Theorie für das Trauerſpiel nicht in der ſcharfen Faſſung beiſtimmt, ſicherlich war es ein großer Fortſchritt, den Charakter hervorzuheben und ihn in unmittelbare Verbindung mit der Handlung zu bringen. Lenz geht ſogar noch einen Schritt weiter, er ſpricht von Individualität, er verlangt individuelles Leben, während die Richtung der Franzoſen alles abſtract gemacht hatte. Hier geht nun Lenz offenbar, und zwar in der fruchtbarſten Weiſe, über Leſſing hinaus, der mit dem Engländer Hurt noch ſehr unterhandelt über das „Particulare". Und wie ſchön jener Ausdruck, in dem ſich das Gelingen des Trauerſpiels

bekunden ſoll: *Das iſt ein Kerl!* Wahrlich, in dieſer Auffaſſung war ein Götz von Berlichingen gegeben, während von Leſſings Dramaturgie bis zu ihm noch immer ein merklicher Abſtand bleibt.

Und hier, wegen der Verwandtſchaft des Inhalts, läge es nahe, ſogleich noch eine ſpäter gedruckte Abhandlung herbei zu ziehen, nämlich: „Ueber die Veränderung des Theaters im Shakeſpeare“ (in „Flüchtige Aufſätze von J. M. R. Lenz“, herausgegeben von Kayſer, Zürich 1776); allein ſie bezeichnet uns ein anderes Stadium der Kunſtauffaſſung und Production, kann deshalb in Verbindung mit den Werken erſt ſpäter zur Sprache kommen.

Alſo Studium der Natur in dem von ihr ſo reich dargebotenen Charakter, das war nun die Loſung für Lenzens dramatiſche Production; aber das dürfen wir nicht als eine erſt jetzt gewonnene Einſicht betrachten, befand er ſich doch ſchon mit ſeinem Jugendwerk auf dieſer Bahn, er, der überhaupt nie die falſche betreten, nie einen Alexandriner gemacht, nie ein Stück nach franzöſiſchem Zuſchnitt gedichtet. Wir werden den Punkt wohl im Auge zu behalten haben.

Das erſte Schauſpiel, das von Lenz erſchien, iſt „*Der Hofmeiſter*“; Tieck nennt es zugleich ſein früheſtes und „merkwürdigſtes“ Stück, er ſcheint es aber in der That für ſein *beſtes* gehalten zu haben. Daß es einen nicht verächtlichen Vorgänger hat, wiſſen wir nunmehr, und ob es das beſte ſei, bleibt auch noch ſehr fraglich; ſchlimm wäre allerdings, wenn ſich's verhielte, wie Tieck meint, denn der wird kein beſonderer Dichter ſein, der mit ſeinem bedeutendſten Werk auftritt und nachher nur noch Schwächeres geben kann. Zum

Glück, wie wir ſehen werden und zum Theil auch ſchon geſehen haben, iſt dies ganz unbegründet. Wichtiger iſt zu bemerken, daß das Stück Schröders Hochachtung beſaß, der, ſo ſehr es auch den Erforderniſſen des Theaters widerſpricht, es dennoch für ſehr theatraliſch erklärte und ſelbſt eine Bearbeitung verſuchte. Er brachte es in dieſer zu Hamburg auf die Bühne und ſpielte ſelbſt die Rolle des Majors. Ueberhaupt ſoll er Lenz für dramatiſcher erklärt haben als Goethe, wie Tieck in ſeiner Vorrede (S. XVI) dies überliefert.

Das Stück giebt kühn aus dem Leben gegriffene Bilder und Charaktere voll überraſchender, ja beinahe beleidigender Wahrheit; eine Begebenheit aber ſcheint der Handlung nicht zu Grunde zu liegen, dieſe vielmehr, im vorhin ausgeſprochenen Sinne, erſt aus den Charakteren entwickelt zu werden. In der That, wir ſind im Bezirk des Wirklichen, unter Individuen, das Ganze hat eine illuſoriſche Kraft. Und doch geht eine moraliſche Tendenz hindurch, wie das ſchon der Beiſatz des Titels ſagt: „oder die Vortheile der Privaterziehung“ — natürlich ironiſch gemeint. Der Dichter nennt ferner ſein Stück „eine Komödie“, wie er dies auch mit einigen anderen that, welche dem nicht entſprechen wollen, was wir unter dem Namen verſtehen. Es ſcheint nöthig, ſchon hier aufmerkſam zu machen, daß Lenz Luſtſpiel und Schauſpiel fremd ſind, er kennt nur Trauerſpiel und Komödie, ſo daß alles, was nicht jenes iſt, dieſem anheimfällt. Wir würden das vorliegende, ſo wie andere Stücke des Verfaſſers, offenbar Schauſpiele nennen, da ſie hart am Tragiſchen vorbeigehen, nachher ſich aber doch befriedigend löſen. Dieſer abweichende Gebrauch des Wortes Komödie iſt aber um ſo mehr in Obacht zu nehmen, als er

allein schon ausreichen möchte den auf Lenz geworfenen Tadel zu entwaffnen, er habe „schauerliche Lustspiele" gedichtet, in denen „keinerlei reine Stimmung, und nicht einmal pure Sittlichkeit" sei; die schauerlichen Lustspiele sind nämlich eben Schauspiele. Außerdem nun liegt es aber auch tief in dem begründet, was Lenz sich als Ziel gesetzt, daß er auch hier die hergebrachten Grenzen nicht zu achten gemeint war. Und doch ist die Mischung des Heitern und Tragischen keineswegs groß, lange nicht so stark als bei Calderon, oder selbst bei Shakespeare, die niemand in solcher Weise tadelt. Man kann aber alles tadeln, wenn man falsche Maaßstäbe anlegt, vollends wenn man für die eigenthümlichen Vorzüge kein offenes Auge hat.

Ich selbst bin keineswegs eingenommen für das Schauspiel, aber auch eben so wenig für das bürgerliche Trauerspiel, weil ich dafür halte, daß das Traurige nur in der Verbindung mit dem Erhabenen eine wahrhaft künstlerische Gestalt gewinnen könne; allein hier sind wir in einer Zeit, wo solche Mischformen als Uebergang eine besondere Berechtigung haben, und überdies muß ein vorurtheilsfreier Kritiker oft abstehen von den idealen Forderungen und auch bedingungsweise das Geistige und Vortreffliche anzuerkennen wissen. Man vergesse nicht, daß nach langem Zwang sich jetzt endlich einmal die Natur frei machte; wo man nach so viel des Lahmen und Zahmen endlich einmal die wilde ausgelassene Natur, wo man pulsirendes Blut und schäumendes Leben findet, sollte man doch wahrlich geneigt sein es willkommen zu heißen.

Es wird billig sein, den Dichter in seiner Production mit seinen Theorien zusammenzuhalten, sein Gelingen zu messen in Beziehung auf das Ziel, das er sich selbst gestellt hat; ob

dies das höchſte, das ausreichende ſei, iſt dann eine weitere Frage. Wenn der Charakter die Hauptſache ſein ſoll, neben der die Handlung als Nebenſache erſcheint, dann muß man geſtehen, daß hier eine reiche Zahl wohlgezeichneter ſcharf ausgeprägter Charaktere uns entgegen tritt, ſämtlich wahr, ſämtlich wie nach dem Leben und durchaus mit dem täuſchenden Anſchein der Individualität, alle ſich frei bewegend. Außer dem Götz von Berlichingen ließ ſich damals kein deutſches Stück mit dem Hofmeiſter vergleichen und dies war auch Grund genug, daß man das anonym erſchienene Stück für ein Werk Goethe's hielt; ſchien es doch unwahrſcheinlich, daß plötzlich zwei Dichter von ſo ungewöhnlicher Kraft ſollten erſtanden ſein. Aber freilich der Abſtand beider Stücke iſt immer noch groß genug, die dichteriſche Anlage weſentlich verſchieden.

Darſtellung, Zeichnung nach dem Leben oder wenigſtens Erfindung im Sinne der Wahrheit, das iſt die Loſung unſeres Dichters. Er griff zufolge derſelben in das gegenwärtige Leben, in ſeine eigenen Erlebniſſe, ließ darum das Stück in der Nähe ſeiner Heimat ſpielen, zu Inſterburg in Oſtpreußen, alſo zwiſchen Königsberg und Liefland, eben ſo ſchilderte er nicht andere Menſchen und Lagen, als er ſie ſelbſt geſehen hatte, aber aus allen Kreiſen der Geſellſchaft. Von ſelbſt ſtellten ſich ihm ſo die Gebrechen und Schäden des dortigen und damaligen geſellſchaftlichen Lebens dar, ſie ergaben ihm Conflict und Verwickelung und das Moraliſche bekam er obenein in den Kauf; ihm ſelbſt lag wohl nicht allzu viel daran, allein da es der Kunſt Eingang verſchaffte, ſcheint er es nur eben nicht verſchmäht zu haben. In der Zeichnung der Charaktere und

Situationen ging er allerdings nicht bloß auf das Prägnante, ſondern ſelbſt auf das Scharfe und Schroffe aus, und da hat er denn hier einen Zug angebracht, in der gewaltſamen That ſeines Helden Läufer, der in den Augen mancher über den ganzen Dichter entſchieden hat, ſo, als ob er nur dieſes Stück und nur dieſe Scene geſchrieben hätte. Allein man muß auch hier die Zeit in Erwägung ziehen und daß der Dichter eben ſchroff ſein wollte.

Nach Lenzens Grundſatz erwartet man vielleicht nicht viel von der Handlung, der Erfindung des Stücks; man wird ſie dennoch nicht unintereſſant, nicht gering finden. Sie iſt eben ſo reich als die Charaktere, das Grundgewebe iſt Folgendes: Fritz, der Sohn des adligen Grundbeſitzers, und Guſtchen, die ebenbürtige Geliebte, ſchwören ſich, als jener zur Univerſität geht, ewige Treue; nichts deſto weniger wird ſie vom Hauslehrer verführt und entgeht nur eben mit Noth den Schrecken des Kindesmordes. Der Verführer, in ſeiner Verzweiflung, entmannt ſich; der Geliebte kommt wieder, ſieht das unſägliche Leid der Geliebten, läßt ſich rühren, thut ein Menſchliches und Uebermenſchliches, erbarmt ſich der Armen, heirathet ſie trotz ihres Fehls, weil doch ihre Seele nicht gelitten, nimmt das Kind an und freut ſich deſſelben, da es doch der Mutter ähnlich ſei — gewiß alles Situationen der ergreifendſten Art, hoch erhaben über der bürgerlichen Miſere von bankerutten Kaufleuten, kaſſenbeſtehlenden Beamten, Enterbungen, oder der wohlfeilen Großmuth in Schuldenbezahlen, der Löſung durch einen Onkel aus Amerika oder eine plötzliche Erbſchaft u. ſ. w. Wir befinden uns hier auf ſittlichem Gebiet und haben es mit Conflicten der gewaltigſten Art zu thun —

und ſollte die ſittliche Anſchauung des Dichters einem Tadel unterliegen können?

Dieſer Erfindung ſteht nun aber die farbigſte und feurigſte Ausführung zur Seite, man möchte befürchten, es ſei der Charakteriſtik zu viel: der Major in ſeiner biederen Rauheit, die Majorin in ihrem franzöſiſchen Firniß und der inneren Haltloſigkeit, Fritz und Pätus in ihrem Studentenleben, vor allem aber Guſtchen in ihrer Liebe, in ihrer Schwäche, in ihrem unſäglichen Leid, dann wieder Läufer in ſeinem Leichtſinn, in ſeiner Verzweiflung, endlich der pedantiſche Schulmeiſter Wenzeslaus, das alles ſind mit Meiſterſchaft hingeſtellte Charakter. Der trefflichen, dramatiſchen, theatraliſchen Scenen iſt kein Mangel, des Herzzerreißenden nur zu viel — aber man ſieht eben, es ſoll das Herz erſchüttert werden, um zu zeigen, daß hier und nicht in ſchön gedrechſelten Phraſen und ausgekramtem Verſtand das Feld dramatiſcher Kunſt liege. Die Scenen, Guſtchen mit ihrem Kinde am Teich, und die Art, wie der Vater ſie rettet, das und vieles andere dürfte an Kraft und Wirkung kaum zu überbieten ſein.

Auch im Einzelnen kommt Merkwürdiges vor, das auf die geſamte Richtung des Dichters ein Licht wirft. So glaube ich vor allem Worte des Schulmeiſters Wenzeslaus hervorheben zu müſſen: „O ſchweigt ſtill, ſchweigt ſtill, lieben Leut'. Erwägt erſt mit reifem Nachdenken, was der Aberglaube bisher für Nutzen geſtiftet hat, und dann habt mir noch das Herz, mit euren nüchternen Spötteleien gegen mich anzuziehen. Reutet nur den Aberglauben aus; ja wahrlich, der rechte Glaub' wird mit drauf gehen und ein nacktes Feld dableiben. Aber ich weiß jemand, der geſagt hat, man ſoll beides wachſen laſſen, da Kraut

ſich vom Unkraut ſcheiden wird" — u. ſ. w. Eine Stelle, die übrigens auch demjenigen vorzuhalten iſt, der Lenz ſogar der Freigeiſterei bezüchtigt, weil er einem ſeiner Helden vorübergehend einen Ton davon gab.

So iſt denn auch die Unregelmäßigkeit der Anlage, die Zerlaſſenheit der Form keineswegs ſo groß als es ſcheinen kann. Die Anordnung in fünf Acte greift durch und das Hin- und Herſpringen der Scenen iſt ungleich geringer als in Goethe's Götz, das Ganze aber geht wohl zuſammen und rundet ſich in ſeiner Weiſe ab. Allerdings iſt hie und da ein gewiſſes Zuviel, Ueberfluß und Ueberfülle, aber gewiß kein Fehler für ein erſtes Stück, denn dieſer Fehler wird von ſelbſt mit jedem nachfolgenden Werk geringer, eben ſo wie der Fehler der Jugend ſelbſt mit jedem Tage. Dagegen ſind der Wahrheit und Lebendigkeit andere Opfer gebracht, die auch wir nicht unterſchätzen: es wird, abgeſehen von aller Idealität, nicht bloß gegen das Schöne, ſondern auch gegen das Wohlanſtändige verſtoßen, das Behagliche, Beruhigende tritt zurück und der Ausdruck verliert ſich nicht ſelten in eine ganz überflüſſige Rohheit, ſo daß hier in keiner Art eine Lectüre für die feine Welt, namentlich nicht für das zarte und überdies prüde erzogene Geſchlecht zu ſuchen iſt. Allein man thäte ſehr unrecht, wollte man das ſogleich ganz und gar auf Rechnung des Naturells und des Menſchen ſetzen, es iſt hier vielmehr zugleich künſtleriſche Abſicht und ernſtes Streben: man will derb und mannhaft ſein im Gegenſatz der abgefeinten lüſternen Kunſt, welche von den Franzoſen kam und in Wieland ihren hauptſächlichen Vertreter fand, es iſt dies der Conflict zwiſchen Wieland und Shakeſpeare: jener wußte für das Unanſtändigſte

ein anſtändiges Wort zu finden und hatte dabei verführeriſche Gedanken, hier iſt die Natur ernſt ſelbſt in ihrer Nacktheit und im Sinn ſittlicher Indignation werden die ſtärkſten Worte nicht geſcheut. Auch Herder hatte in den kritiſchen Wäldern das Seinige gethan auf dieſe Bahn zu führen.

Daß das Stück Aufſehen machte, konnte nicht fehlen, man ſtellte es dem Götz an die Seite, Einige maßen es demſelben Verfaſſer bei; daß es anonym erſchien, ſpannte die Neugier nur noch höher. Eine der ausführlichſten und verſtändigſten Beurtheilungen gab Wielands Merkur (1774 S. 356): „Wenn ein Dichter beides leiſtet, die Natur getreu ſchildert, und ſich als einen Meiſter in der Kunſt beweiſ't, ſo kann man in der That nicht mehr von ihm fodern. In der Mannigfaltigkeit der Charaktere, in ihrer Entwickelung, in der Wahrſcheinlichkeit und dem Anſchauenden der Geſinnungen hat ſich dieſer Dichter als ein nicht gemeiner Kenner der Natur bewieſen. Ein Vater, der für blinde Liebe und Unwiſſenheit in der Erziehungskunſt mit Verluſt ſeines Verſtandes büßen muß, eine Dame, die Dummheit und Airs genug hat, den Hofmeiſter als den erſten Domeſtiken im Hauſe zu betrachten, ein romantiſches Mädchen, das ein Opfer ſeiner verdorbenen Einbildungskraft wird, ein Schulmeiſter, der bei aller Pedanterei mehr Weisheit beſitzt als alle übrige Perſonen des Stücks, eine Wuchrerin, Frau Blitzer genannt; dies ſind die vier Rollen, bei denen man am meiſten den Beobachtungsgeiſt des Verfaſſers bewundert. Und doch treten außerdem noch neunzehn Perſonen auf, die zwar nicht alle handeln, aber doch alle charakteriſtiſch reden. Illuſion in leidenſchaftlichen Gemälden hat er vollkommen in ſeiner Gewalt. Die Gradation in der

Raſerei des Vaters, in den Scenen S. 21, 42, 57, 58, die Miſchung von Liebe und Wuth S. 109 können unter einer großen Menge ähnlicher Auftritte und Stellen zu Beiſpielen dienen. Mit Recht hat er der Natur je zuweilen das aufgeopfert, was man Anſtand zu nennen pflegt, und kein billiger Leſer wird ſich an Ausdrücken, wie S. 8, 35, 38 vorkommen, ärgern. Seine Stärke in der Kunſt entdeckt uns die mehr als gemeine Philoſophie, die durch und durch eingewirkt iſt; die Geſchicklichkeit, eine große Menge außerordentlicher Begebenheiten gut vorzubereiten; die Ausbildung von den Charakteren des Pätus und Fritz von Berg, die den Leſer bei all ihren Fehlern und Thorheiten mehr an ſich ziehen als faſt alle übrige Perſonen (man leſe z. E. S. 70, 134, 140), die raffinirte Laune in den Rollen des Wenzeslaus und Reehaar —. Hätte er doch, ein gleich großer Kenner der Natur und der Kunſt, beide auch immer unzertrennlich mit einander verbunden" — u. ſ. w. Man ſieht, dies Urtheil lautet ſogar noch vortheilhafter als das unſrige und kündet durchaus einen originalen Dichter von großer Kraft an. Und Wieland und ſein Merkur hatte hier wahrlich keine Parteiſtellung, es war nur die Achtung, die man dem Gegner bewies, nur der gerechte Zoll, der der Wahrheit gebracht werden mußte. Eben ſo hatte der deutſche Merkur ſchon früher (1775, erſtes Vierteljahr S. 94) ſich ſehr günſtig über Lenzens Ueberſetzung des Shakeſpeare'ſchen Stückes und über ſeine Anmerkungen übers Theater ausgeſprochen, welche letzteren er anfangs Goethe zugeſchrieben — doch erklärt er die Beſtrebung nicht für ſo neu und rechnet Lenz mit zu denen, die hier als „Bilderſtürmer" aufgetreten ſeien, nachdem Leſſings Dramaturgie der Verehrung

des franzöſiſchen Theaters den erſten Stoß beigebracht — hier iſt freilich Lenzens Zeitangabe wohl nicht beachtet.*) In einem Zuſatz des Herausgebers heißt es: „Der Verfaſſer der Anm. übers Theater mag heißen, wie er will, traun, der Kerl iſt 'n Genie!" u. ſ. w. Man ſieht, Wieland will hier auf den von Straßburg kommenden Ton eingehen.**)

Noch in demſelben Jahr (1774) und in demſelben Verlag erſchien: „Der neue Menoza, oder Geſchichte des cumbaniſchen Prinzen Tandi." Man findet in neueren Büchern (z. B. bei W. Menzel und auch bei Eichendorff) irrthümlich Mendoza geſchrieben, allein unſer Stück hat nichts gemein mit dem ſpaniſchen Staatsmann, Feldherrn und klaſſiſchen Schriftſteller unter Karl V. und iſt in keiner Weiſe eine Erneuerung deſſelben; dagegen bezieht es ſich auf den 1742 gedruckten däniſchen Roman, den der däniſche Prokanzler Erich Pontoppidan verfaßt hat und der bald in Deutſchland in einer Ueberſetzung bekannt wurde: „Menoza, ein aſiatiſcher Prinz, welcher die Welt umher durchzogen, Chriſten zu ſuchen, aber des Geſuchten wenig gefunden; aus dem Däniſchen überſetzt"; 1754 in dritter Auflage. Lenzens „Menoza" verhält ſich zum

*) So ſieht ſich denn auch Lenz in ſeiner Selbſtrecenſion des Neuen Menoza (in den Frankfurter gelehrten Anzeigen) veranlaßt, hiegegen ausdrücklich zu proteſtiren: „— So wie er (Wieland) ſich irrt, wenn er Rothwelſch für meine Mutterſprache hält. Und ich hoffe, wenn er ſich die Mühe nähme, dieſes Rothwelſch (ich meine die Anm. über das Theater) von Anfang bis zu Ende durchzuleſen, er würde finden, daß er ſich darin geirrt, daß ich ihn ausgeſchrieben. Das iſt überhaupt der Fehler eben nicht, den man mir vorzuwerfen haben wird, wenigſtens ſagt mir mein Gewiſſen nichts davon."

**) Aehnliches that Klopſtock an Stellen der Gelehrten-Republik.

„Hofmeiſter“ ganz wie ein zweites Stück zum erſten, es hat zwar auch noch die Richtung auf die Darſtellung des Menſchen in erſter Reihe, allein die Handlung tritt ſchon mehr in den Vordergrund, die Zeichnung iſt bequemer, alles auf kürzerem Wege gegeben und mit leichterer Hand. Wir ſehen auch hier wieder, und das gab diesmal der Stoff ſelbſt, die geſellſchaftlichen Gebrechen der Zeit und Europa's; die Conventionen, welche für Civiliſation gelten, werden zu Schanden vor der Unbefangenheit einer reinen ſittlichen Natur. Die Rohheit, ſelbſt der höheren Stände, hat einen wirkſamen Gegenſatz in dem feinen Sittengefühl, dem Zartſinn und der wahren Herzensbildung eines Ausländers, eines Barbaren. Wenn der Gedanke dieſes Contraſtes nicht neu iſt, ſo gehört dem Dichter doch die Ausführung und dieſe hat keinen Vergleich zu ſcheuen. Das Stück iſt voll wohlgezeichneter Charaktere und anziehender Situationen, mit eben ſo viel Sicherheit als Leichtigkeit entwickelt ſich das Drama und gliedert ſich mit ſehr wohl verbundenen Scenen in ſeine Acte. Die Spannung iſt nicht minder hoch als im „Hofmeiſter“, aber die Farben dennoch weniger grell, nur lebhaft, das Ganze milder, harmoniſcher bei großer Abwechſelung der Scenen und der Geſtalten. Wie der Dichter den Aſiaten den Europäern, hier ziemlichen Kleinſtädtern, gegenüberſtellt, ſo unterſcheidet er auch wieder die Nationen, und ſeiner Donna hat er ſüdliches Feuer, ſüdliche Leidenſchaft und Rachſucht zu geben gewußt. Gift und Meſſer ſpielen in der Komödie immer noch eine Rolle und es fehlt nicht an hartem Aufeinanderprallen, dennoch löſt ſich's — alſo auch hier ein Schauſpiel. Man kann es noch immer mit Intereſſe leſen, und mancherlei Verleumdungen, welche flüchtige

Auffaſſung gegen daſſelbe vorgebracht, ſind zunächſt fernzuhalten. Die Einen erkennen darin nichts als ein Tendenzſtück, es ſollte darin die Weltverbeſſerungsſucht, die Projectenmacherei lächerlich gemacht werden, allein das ſind nur Farben für die Zeichnung der einzelnen Charaktere, von denen der Eine leidenſchaftlich der Seidenraupenzucht befliſſen iſt, ein anderer ein Manuſcript über Goldmacherkunſt bei ſich führt, leicht vorübergehende Dinge: ſoll eine Tendenz ſein, ſo iſt es die ſchon bezeichnete viel tiefer liegende, der Gegenſatz wahrer und falſcher Sitte, der Sieg des reinen unverdorbenen Naturgefühls über Convention. Aber noch einen anderen Vorwurf wälzt man heran: es rede das Stück der Geſchwiſterehe das Wort: ein ſchwerer Vorwurf, den man in einem ſehr verbreiteten Buch leſen kann, zum Glück gänzlich unwahr und fehltreffend. Allerdings beſteht der tragiſche Conflict des Stückes darin, daß der Prinz in ſeiner Geliebten ſeine Schweſter erkennt und zwar erſt als er ſich in aller Form mit ihr vermält, am Tage nach der Hochzeit. Wird er etwa, als aſiatiſcher Prinz, ſich darüber hinwegſetzen? O nein, ein tiefes Gefühl des innerſten Schreckens ergreift ihn, wir bekommen hier ein Gegenſtück zur tragiſchen Situation des Oedipus, die aber eben nicht ganz ſo ſchroff iſt, ſchon in der Perſon des Aſiaten. Gelehrte Pedanterei ſucht mit Sophiſtik und Gelehrſamkeit den Troſtloſen zu beruhigen, ſein Gefühl bleibt — es iſt würdig einer Löſung zum Guten. Das reine Gefühl des Prinzen hat ihn natürlich richtig führen müſſen, in ſeiner Liebe ſelbſt liegt die Gewähr dafür, daß ſeine Geliebte, ſein Weib, nicht ſeine Schweſter ſein könne — ſie iſt in der Jugend vertauſcht worden. So geht denn alſo das Stück nur eben an dem Tragiſchen vorbei,

und dies ist nur ein Motiv um wahrhaft Sittliches daran zu entwickeln! Aber auch selbst ohne Lösung würde ein tragisches Motiv solcher Art noch immer seine Berechtigung haben, denn alle tragische Kunst hört auf, wenn man ihr die sittlichen Conflicte nehmen will. Es kommt freilich darauf an, wie sie gehandhabt werden; wer aber hier unserm Dichter einen Vorwurf macht, hat das Stück nicht gelesen, nicht empfunden. Der Vergleich mit Goethe'schen Stücken verwandten Inhalts fällt wahrlich nicht zu seinem Nachtheil aus.

Die dramatische Form bedient sich hier noch größerer Freiheit als in dem vorhergehenden Stück, der Schauplatz springt mehr und wir finden Scenen von wenigen Zeilen, ja sogar von Einer oder Zwei. Der Dichter giebt ausdrücklich an: „Der Schauplatz ist hie und da." Es ist also von Hause aus verzichtet auf die Bühne und wir haben hier mehr den Standpunkt des „dramatisirten" Götz, während man Gleiches von dem „Hofmeister" nicht sagen kann. Der Dichter scheint selbst nicht gewußt zu haben, wie sehr ein Kenner sein Talent dramatisch, seine Werke theatralisch finden werde.

Leider entsprach die Aufnahme des Stücks den Erwartungen des Dichters durchaus nicht, er wurde von der Kritik mißverstanden, mißhandelt, so daß er sich in den Frankfurter gelehrten Anzeigen zu einer Selbstrecension und Vertheidigung veranlaßt sah; sehr dankenswerth giebt sie uns Dorer S. 136: „Rezension des neuen Menoza, von dem Verfasser selbst aufgesetzt." Das Schriftstück, das eben so viel Bescheidenheit als Aufrichtigkeit und Sicherheit, ja sogar etwas von Lessingischen Geist an sich trägt, läßt deutlich erkennen, der Dichter habe über seine Kunst gedacht und sei nicht leichtsinnig und planlos

zu Werke gegangen. Er legt hier ſeine Grundſätze dar: „Ich habe gegen dieſen (ſeinen idealen Charakter) Menſchen, gewöhnliche Menſchen meines Jahrhunderts, abſtechen laſſen, aber immer mit dem von mir einmal unumſtößlich angenommenen Grundſatz für theatraliſche Darſtellung, zu dem Gewöhnlichen, ich möcht' es die treffende Aehnlichkeit heißen, eine Verſtärkung, eine Erhöhung hinzuzuthun, die uns die Alltagscharaktere anzüglich, intereſſant machen kann." Ferner: „Glaubt man etwa, ich habe aus der Luft gegriffen, was bei mir halbe Authenticität eines Geſchichtſchreibers iſt? Ich habe nur den Grafen Kamöleons erträgliche Farben geben wollen, um unſer Auge nicht zu beleidigen. Das iſt es, was ich ſchöne Natur nenne, nicht Verzuckungen in willkührliche Träume, die nur der ſchön findet, der wachend glücklich zu ſein verzweifeln muß."

Lenz ſchrieb, bevor er von Straßburg nach Weimar ging, noch zwei Komödien in ſeinem Sinn: „Die Soldaten" und „Die Freunde machen den Philoſophen". Tieck hat die letztere vorangeſtellt, und darauf die Soldaten folgen laſſen, allein aus inneren Gründen iſt wohl jenes Stück für das ältere zu halten. Lenz ſandte es, wie aus einem Brief, Straßburg, den 23. Julius, hervorgeht, an Herder; der kurze Brief, welcher ſich erhalten hat, lautet: „Hier, Hierophant! in Deinen heiligen Händen das Stück, das mein halbes Daſein mitnimmt. Es iſt wahr und wird wahr bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortſchreiten. Amen." Herder, der den Werth des Stückes wohl ermaß, beförderte es zum Druck; es erſchien zu Leipzig bei Reich 1776. Auch Goethe hebt die Wahrheit der Darſtellung

hervor und macht aufmerkſam, daß Lenz eben in den militäriſchen Kreiſen ſeines Verkehrs die Studien habe machen können; Gervinus, vielleicht durch dieſe Aeußerung beſtimmt, erklärt das Stück für des Dichters gelungenſtes, und es mag nicht eben ein ſchlechtes Zeichen für einen Dichter ſein, wenn verſchiedene Beurtheiler verſchiedenen Werken deſſelben den Preis ertheilen.

Wir finden in den „Soldaten" den Dichter des „Hofmeiſters" in all ſeinen Vorzügen und Eigenheiten wieder, aber auf einer höheren Stufe. Die Compoſition, der zum Theil eine wahre Begebenheit lebender Perſonen zu Grunde liegt,*) iſt überaus reich und lebendig, eine hohe Zahl nicht ſowohl von Perſonen, als vielmehr von beſtimmt gezeichneten Charakteren bewegt ſich vor unſeren Augen in den anziehendſten, geſpannteſten Situationen, das Stück geht wieder am Tragiſchen nahe vorbei, um zuletzt doch eine leidliche Ausgleichung zu finden, alſo wieder ein Schauſpiel, das aber nahe der Tragödie bleibt und im Grunde von dieſer nur dadurch unterſchieden iſt, daß ihr der höhere Stil fehlt. Dabei verzichtet auch dies Stück, und nur noch ausdrücklicher als das vorige, auf die Theaterform, denn nur noch abſichtlicher und geſuchter iſt hier der Wechſel kurzer Scenen, oft von wenigen Zeilen. Es ſcheint, als ob der im Verhältniß zu Goethe von den

*) Man ſehe darüber den Brief an Herder von Darmſtadt, März 1776: „Das Mädchen, das die Hauptfigur meiner Soldaten ausmacht, lebt gegenwärtig in der ſüßen Erwartung, ihren Bräutigam, das ein Officier iſt, getreu wiederkehren zu ſehen. Betrügt er ſie, ſo könnten die Soldaten nicht bald genug bekannt werden um den Menſchen zu zerſcheitern" u. ſ. w.

Zeitgenoſſen wenig beachtete Dichter ſich zu dieſer Seltſamkeit der Form genöthigt geſehen, um damit das Aufſehen zu machen, das ihm mit ſeinen ſoliden Vorzügen nicht gelungen war. Es iſt ſchwer, der überaus reichen Compoſition in ihre verſchlungenen, aber doch klar dargelegten Fäden zu folgen. Auf dem Hintergrunde ſoldatiſchen Lebens entwickelt ſich auch eine Reihe von anderen Geſtalten, der Galanteriehändler Weſener mit ſeiner Frau und zwei Töchtern, von denen die eine, Marie, die tragiſche Heldin iſt, demnächſt ihr beſcheidener Liebhaber Stolzius, ein junger Tuchhändler aus Armentieres; das Stück ſpielt meiſtens zu Lille. Außerdem die Gräfin de la Roche mit ihrem Sohn, jene mit ihrer vornehmen Art, ihrem ruhigen milden Sinn ein überaus wohlthuendes Element in der herben Stimmung des Ganzen. Es handelt ſich um Verführung, Entführung und um deren traurigſte Folgen, ſo daß der Vater zuletzt in der Dämmerung ſeiner bettelnden Tochter begegnet. Dieſer grelle Jammer ſteht aber nicht ſo einzeln, noch ſo überwiegend da, ſondern iſt begleitet von rührenden Scenen in allmäliger Abſtufung bis zum Tragiſchen. Als höchſt gelungen und genial gegriffen muß namentlich die Rolle des Stolzius bezeichnet werden, ſie entſpricht dem Drackenburgh in Goethe's Egmont, und jedenfalls iſt ſie unabhängig von dieſem und früher. Goethe gab dem Umriß der Figur mehr Schönheit, allein hier möchte die Zeichnung noch mehr Charakter und Kraft haben. Auch Marie erinnert uns in einzelnen Scenen ſchon an Goethe's Gretchen im Fauſt, von dem doch Lenz ſchwerlich eine Kunde gehabt haben kann. Die Scene, wo Marie den Schmuck erhält, den der Galan ihrem eigenen Vater, dem Galanteriehändler, abgeſchwindelt, hat viel

Schönes, und man findet auch hier Aehnlichkeit mit Scenen des Fauſt, eben ſo in der Schlußſcene des erſten Acts. Marie küßt ihres Vaters Hand, der ihr eben den Rath gegeben, den vornehmen Bewerber anzulocken, den bürgerlichen aber nicht abzuſchrecken: „Gute Nacht Pappuſchka!“ Da er fort iſt, thut ſie einen tiefen Seufzer und tritt ans Fenſter, indem ſie ſich aufſchnürt: „Das Herz iſt mir ſo ſchwer. Ich glaube, es wird gewittern die Nacht. Wenn es einſchlüge — (ſieht in die Höhe, die Hände über ihre offene Bruſt ſchlagend) Gott, was hab' ich denn Böſes gethan? — — Stolzius — ich lieb' Dich ja noch — aber wenn ich nun mein Glück beſſer machen kann — und Papa ſelber mir den Rath giebt, (zieht die Gardine vor) trifft mich's, ſo trifft mich's, ich ſterb' nicht anders als gerne.“ Wir haben hier einen Seelenmaler — wenn die Seelen auch nicht die edelſten ſind. Wie reich übrigens des Dichters geſtaltgebende Phantaſie iſt, möge man abnehmen aus der Verſchiedenheit der Charaktere, die er ſeinen Soldaten, bei durchgehendem Ton, zu geben gewußt. Er dürfte darin kaum ſeines Gleichen haben.

Die zweite Komödie nun, welche in demſelben Jahr erſchien, befindet ſich in ziemlichem Abſtande von der ſoeben betrachteten, ſie iſt ruhiger, geformter, erhebt ſich in höhere Region und ſchließt ſich zugleich beſſer den Forderungen des Theaters an; die kurzen Scenen und ihr ſchneller Wechſel verſchwinden und wenig ſteht im Wege das Stück unmittelbar auf die Bühne zu bringen. Es ward ſchon geſagt, daß Schröder Lenzens Werk: „Die Freunde machen den Philoſophen“, für ſein Lieblingsſtück erklärte, das er allzu gern geſpielt hätte, und zwar nicht bloß, weil es der Bühne keine Schwierigkeiten

bot, ſondern weil er ihm eine große theatraliſche Wirkung zutraute, letzteres gewiß mit vollſtem Recht. Ich glaube ſogar, daß das Stück auch heutigestags noch ſehr wohl geſpielt werden könnte, zur Beſchämung ſo mancher leichten Waare, die geboten wird, und zur Unterweiſung und Aufklärung über das was bühnenmäßig iſt. Nun ſteht das Drama aber auch in einer anderen Reihe als die bisherigen, der Dichter hat hier nämlich nicht mehr das unbefangene Intereſſe, den Menſchen darzuſtellen, ſondern eine Leidenſchaft hat ihn ſelbſt ergriffen, und das Kunſtwerk iſt jetzt ein Mittel, ſeinen Gefühlen Luft zu machen, auszuſprechen, was er ſelbſt nicht ſagen durfte. Er iſt nunmehr aber Künſtler genug, daß auch hiebei die Kunſt nicht zu leiden hat, im Gegentheil, nur eine neue Quelle erwächſt, die Phantaſie zu befruchten, den Geſtalten Leben und Empfindung einzuhauchen. Ich halte das Stück für eins der vorzüglichſten; es iſt ſchnell hingeworfen und hat das Gelingen des erſten Entwurfs, wie das nur bei einem reichen Geiſt, bei einer kunſtgeübten Hand möglich iſt. Eine eingehende Zergliederung haben wir bereits oben gegeben; man leſe das Stück, gleich viel, ob man auffaßt, was darin von perſönlichen Beziehungen des Dichters enthalten iſt, man wird gewiß das Gefühl gewinnen, daß man es mit einem bedeutenden Werk eines bedeutenden Dichters zu thun habe.

Wenn Lenz hier regelmäßiger, bühnengerechter erſcheint, ſo kann das einen doppelten Grund haben, einmal, daß Schröder wirklich ſeinen „Hofmeiſter" auf die Bühne gebracht, oder damals wenigſtens bringen wollte, denn ich weiß das Jahr nicht, wann es geſchehen, dann aber auch, daß er um dieſe Zeit ſeine theoretiſche Anſicht weſentlich modificiert. Hier muß

nämlich die ſchon früher genannte Abhandlung „Ueber die Veränderung des Theaters im Shakeſpeare“ hergezogen werden. Lenz führt hier aus: Man ſchreie über die Freiheiten, welche Shakeſpeare ſich im Scenenwechſel erlaubt, Shakeſpeare, den er, und nicht aus Modeenthuſiasmus, ſondern mit der kälteſten Ueberzeugung für den größten aller neuern Dichter halte — allein man vergeſſe, daß er nicht der einzige ſei, der die Einheit von Zeit und Ort verletzt, auch die Alten hätten dies gethan, auch Voltaire, und ſelbſt bei Shakeſpeare ſei es immer nur die Ausnahme die größeren Vortheilen gegenüber gebracht werde. „Das Intereſſe iſt der große Hauptzweck des Dichters, dem alle übrigen untergeordnet ſein müſſen; fordert dieſes, fordert die Ausmalung gewiſſer Charaktere, ohne welche das Intereſſe nicht erhalten werden kann, unausbleiblich und unumgänglich Veränderung der Zeit und des Ortes, ſo kann und muß ihm Zeit und Ort aufgeopfert werden, und niemand als ein kalter Zuſchauer, der bloß um der Decoration willen kommt, wird darüber murren. Fordert dieſes es aber nicht, welcher ächte Dichter wird ſeinen Schauſpielern und Zuſchauern mit Veränderung der Scenen beſchwerlich fallen, da die Einheit der Scene ihm ſo offenbar Vortheile zur Täuſchung an die Hand bietet.“ Hinzufügend müſſen wir hier noch daran erinnern, daß man zu Shakeſpeare's Zeit keine ausgebildeten Decorationen hatte, daß die Scene nur ſymboliſch bezeichnet wurde, mithin auch die Veränderung viel leichter vor ſich gehen konnte, oder auch ganz und gar der Phantaſie überlaſſen blieb. Der Einfluß dieſer veränderten Anſicht zeigt ſich nun auch in allen ſpäteren Dramen, die man alſo um ſo weniger mit mit den früheren in eine Klaſſe werfen darf,

um den ganzen Dichter als wild und wüſt darzuſtellen — wie es nun einmal Sitte geworden!

Es ſind noch einige Werke, welche der vorweimariſchen Zeit angehören, ohne daß ſich genau ihre Zeit beſtimmen ließe. Die Zeit wiſſen wir noch am beſten von dem ſatiriſchen Drama „Die Wolken“ (ſ. o.), das auch in einem Brief an Herder vom 28. Auguſt 1775 als vollendet erwähnt wird; ein Stück dieſes Namens aber iſt nicht erhalten; wir kommen noch darauf beſonders zu ſprechen. Das Drama „Die beiden Alten, ein Familiengemälde“, erſchien 1776 in den von Kayſer herausgegebenen „flüchtigen Aufſätzen“, allein dadurch erhält die Zeit der Abfaſſung nur nach Einer Seite hin eine Grenze. Das in drei kurzen Acten ſkizzenhaft hingeſtellte Stück iſt ſchon darum beachtenswerth, weil es mitzählt unter den Vorbildern und Vorgängern von Schillers Räubern. Es iſt hier nämlich ein Vater von ſeinem Sohn in einem unterirdiſchen Kerker eingeſperrt, weil ihm die Zeit der anzutretenden Erbſchaft zu lange wird. Das Stück folgt, wie der Dichter angiebt, einer wahren Begebenheit, die ſich damals im Languedoc ereignete, woher denn auch die franzöſiſchen Namen. Es iſt voll tragiſcher Situationen: Der Diener, abgeſchickt, den alten Herrn im Gefängniß zu ermorden, vermag die That nicht zu vollbringen, läuft verwildert davon, läßt die Thür des Gefängniſſes offen. Der Gekerkerte entſteigt dem Gefängniß und wandelt gleich einem Geiſt umher. Zuletzt ſtürzt der Sohn mit dem Dolch auf den Vater zu, man fällt ihm in den Arm. „St. Amand: Sie irren ſich, Onkel, der Dolch iſt für mich beſtimmt, ich komme noch vorher ſeine Verzeihung zu erhalten und dann mich zu ſtrafen.“ Der Vater verzeiht, giebt aber

den Tod nicht zu, der Sohn will ihn anbeten. Das Tragiſche hat hier wieder eine friedliche Löſung, gewiß diesmal unbefriedigender, als das Gegentheil.

Hier kommen wir auf einen wichtigen Punkt, auf einen Tadel der die ganze Gattung betrifft und von eben ſo großem theoretiſchem als praktiſchem Intereſſe ſein dürfte. Lenz hat ganz richtig den Grundfehler des bürgerlichen Trauerſpiels erkannt: das Tragiſche ohne das Erhabene giebt eine mißliche Kunſtgattung, in der bürgerlichen Sphäre rückt uns der Jammer zu nahe, als daß eine künſtleriſche Wirkung möglich wäre; er wollte deshalb etwas anderes an die Stelle ſetzen, das bürgerliche Schauſpiel, wiewohl er den Namen dafür nicht hat. Er glaubte das Uebel dadurch heben zu können, daß er den Stücken ausgleichende Löſung gab, wie ſtets das Publikum dies verlangt, wenn die Perſonen lebhaft intereſſieren. Lenz hatte um ſo größere Veranlaſſung dazu, als bei ihm die Individualität ſo ausgebildet iſt und das Ganze einen niegeſehenen Grad der Illuſion erreicht: die Leſer und Zuſchauer ſeiner Zeit würden in der That die tragiſchen Ausgänge ſeiner Stücke nicht ertragen haben. Allein auf höherem Standpunkt ſtellt die Sache ſich in gewiſſen Fällen noch ganz anders, da iſt nämlich das ſchnelle Umſchlagen des Tragiſchen ins Friedliche und Heitere in gleichem Grade, ja in noch höherem, beleidigend. Perſonen, die ſich ſoeben nur nach dem Leben ſtanden, können nicht ſogleich friedlich und freundlich mit einander verkehren, auch das iſt herzlos. Schon Euripides war in ähnlicher Lage und fiel mehrmals in dieſen Fehler. Er gehört aber der Gattung nicht nothwendig an, und wenn die Miſchgattung auch keine reine und große werden kann, ſo bleibt ſie doch

eine wohlgerechtfertigte und behält, wovon noch weiterhin, ihre Vorzüge vor dem bürgerlichen Trauerſpiel. Man vergeſſe nun aber nicht, daß Lenz ſich zugleich auch auf dem Punkt des Uebergangs von letzterem zum wahren Trauerſpiel befindet, Lenz hat in ſeinen ſpäteren Werken demſelben ſich bedeutend angenähert.

Dann iſt hier noch zweier älterer Werke zu gedenken, des ſchon berührten ſatiriſchen Idylls „Mopſus und Menalkas“ vom Jahr 1774, zuerſt gedruckt im „Rheiniſchen Moſt“ 1775 (No. 6); wieder abgedruckt in den „Geſammelten Schauſpielen für's deutſche Theater, Frankfurt 1780“. Es nennt ſich eine Ekloge nach der fünften Ekloge Virgils und iſt ein Wettgeſang zweier Künſtler auf dem Felde der Obſcönität. Menalkas, früher Maler verfänglicher Scenen auf geheimen Doſendeckeln, hat ſein Auge verloren und kann die Gegenſtände ſeiner Phantaſie nur noch in Worten producieren. Er begegnet dem Mopſus, einem Dichter auf demſelben Felde, und begiebt ſich mit dem in Wettſtreit. Menalkas vertritt die unverhüllte Blöße, Mopſus die verſchleierte. Letzterer, als Meiſter, natürlich iſt Wieland gemeint, ſingt unter andern:

Das iſt das Heiligthum der Kunſt. Nur das erweckt
Begierden in dem Bauch, die meine Leſer brauchen;
Soll all mein Witz für ſie wie Riechſalz nicht verrauchen,
Da, da ſteckt das Geheimniß. Nur gewinkt —
Wie kitzelt's ihren Stolz, Einbildungskraft, Inſtinct,
Sich Sachen, die mein Pinſel nie kann malen,
Selbſt zu erſchaffen, mir dann zu bezahlen.

Wieland hat nie eine ſchärfere Kritik erfahren, iſt nie tödtlicher getroffen worden, Goethe's Farce, ſo genial ſie ſein mag, iſt

doch dagegen nur Spiel und Scherz. Wie sehr wäre da der Verlust der „Wolken“ zu beklagen, falls sie wirklich verloren gegangen.

In derselben Zeit gab Lenz eine Arbeit von sehr verschiedenem Charakter, die aber seine Production nicht weiter berührt: „Eine Uebersetzung von Ossians Fingal“, in Jacobi's Iris vom Jahr 1775 (3. Band S. 161; 4, 83; 6, 38; 7, 524). Sie ist mit L. unterzeichnet und trägt die Ueberschrift: „Ossian fürs Frauenzimmer“, welche, so wie die Einleitung, wahrscheinlich Jacobi gehört. Ich halte das Ganze für eine bestellte Arbeit im Interesse der Zeitschrift. Durch die Stellen aus Ossian im Werther waren dessen Leserinnen auf den Macpherson'schen Ossian hinlänglich gespannt, und daß auf sie hier gerechnet sei, sollte eben die Ueberschrift andeuten. Aus eigenem Antriebe hatte der plastische, überall nach Schärfe des Umrisses strebende Lenz wenig Neigung für den nebelhaften, sentimental zugestutzten Ossian; es war wohl eine Arbeit für den Erwerb, dergleichen später noch einige zu nennen sind.

In den von Kayser 1777 herausgegebenen flüchtigen Aufsätzen findet sich, außer dem schon erwähnten, humoristischen Gelegenheitsstück, Max Höcker, noch ein Aufsatz: „Ueber die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau und den benachbarten Gegenden. In einer Gesellschaft gelehrter Freunde vorgelesen.“ Der Aufsatz enthält Gedachtes und Beherzigungswerthes, was Lenz empfahl, ist zum Frommen der deutschen Sprache geschehen. Er empfahl Aufmerksamkeit auf den Sprachschatz und die Wendungen der südwestdeutschen Dialekte, die einen trefflichen Stoff darböten, aus denen, mit Vergleich der französischen, deren man sich

aber nur als Werkzeug bedienen dürfe, ſich Tüchtiges heraus-arbeiten laſſe. Er warnt vor der Redſeligkeit, ſie ſei glänzende Armut, flitternder Komödiantenſtaat, doch könne auch die Kürze zur Affectation werden, und namentlich ſei der im ſüdlichen Deutſchland Mode gewordene coupirte Stil vom Uebel — wir finden ihn beſonders in den älteren Stücken von Klinger und ſeines gleichen, als übertriebene Nachahmung von Goethe. Ich zeichne noch folgende Stellen aus: „Wenn wir in die Häuſer unſerer ſogenannten gemeinen Leute gingen, auf ihr Intereſſe, ihre Leidenſchaften Acht gäben, und da lernten, wie ſich die Natur bei gewiſſen erheiſchenden Anläſſen ausdrückt, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch ſtehen, wie unendlich könnten wir unſere gebildete Sprache bereichern. — Ich ſetze voraus, daß dies mit Geſchmack, mit Gefühl des Anſtändigen, des jedem Verhältniſſe Angemeſſenen geſchähe.“ — „Man muß handeln, um reden zu können“ —. „Ich habe kein Buch leichter und geſchwinder, daß ich es ſagen mag, ohne Lehrmeiſter verſtanden, als wenn ich's in einer ähnlichen Lage der Seele las, in der der Verfaſſer es geſchrieben.“ Ein fernerer Aufſatz: „Ueber die Vorzüge der deutſchen Sprache“, hebt beſonders die Vortheile der freieren Wortſtellung im Vergleich zur franzöſiſchen hervor, damals neuer als jetzt.

Der Straßburger Zeit gehört nun endlich auch das von Dr. G. F. Dumpf zu Nürnberg 1819 aus dem Manuſcript herausgegebene „Pandaemonium Germanicum“; wir behalten uns ſeine Betrachtung noch vor, da ſich Fragen daran knüpfen, deren Behandlung hier ſeitab liegt.

Eine neue Periode der Lenziſchen Production beginnt mit ſeinem Aufenthalt zu Weimar und ſchon früher mit dem

Emporwachſen ſeiner idealen Leidenſchaft. Sein Genius gewinnt einen höheren Schwung, wird aber in demſelben Maaß auch einſeitiger, er, der bisher nur das Intereſſe für Zeichnung des Menſchen hatte, alſo ganz unbefangen, ganz objectiv war, wie es nur jemals ein Dichter geweſen iſt, wird jetzt mehr und mehr auf ſein eigenes Schickſal zurückgedrängt, ſchöpft vorzugsweiſe aus ſeinem tief ergriffenen innerlichſt aufgeregten Herzen und wählt ſeine Geſtalten eben nur nach ihrer Beziehung zu dieſem ſeinem eigenen Schickſal. Auf der Grenze dieſer neuen Production ſteht ſchon eines der bisher betrachteten Dramen: „Die Freunde machen den Philoſophen“, denn in Seraphine mußten wir die Geliebte des Dichters, in Strephon ihn ſelbſt erkennen. Noch mehr gilt dies von ſeinem „Petrarch“, ſeinem „Tantalus“, von dem „Waldbruder“, von dem „Engländer“, Werke, deren Zergliederung wir bereits in einem früheren Abſchnitt gegeben haben. Wer derſelben gefolgt iſt, dem dürfte ihr Werth nicht zweifelhaft ſein; an Tiefe der Empfindung, an Großheit der Züge, an Sinnigkeit der Erfindung, an Geſchick der Compoſition und endlich an leichter Handhabung ſtehen ſie weit über den früheren Werken, ſo daß dadurch der Ausſpruch, das erſte Stück ſei das vorzüglichſte geblieben, ſicherlich widerlegt wird.

In dem „Waldbruder“ haben wir eine neue Form, einen Roman in Briefen, es zeigt ſich aber auch hier ganz daſſelbe darſtellende und dramatiſche Talent, denn nur ein Schritt wäre zu thun, um jenen Briefwechſel in ein Drama zu verwandeln; man ſieht eben, wie ſehr das Talent des Dichters eine ſpecifiſch dramatiſches iſt. Zwei andere kleine Romane ſchließen ſich dem an, „der Landprediger“ und „Zerbin oder die neuere

Philoſophie". In beiden Stücken zeigt ſich ſchon etwas von der ermattenden Kraft, vielleicht aber auch, daß der Dichter hier nicht ganz auf ſeinem Felde ſei. Lenz ſchrieb den „Landprediger" nach der Weimarſchen Kataſtrophe zu Emmendingen bei ſeinem Freunde Schloſſer, offenbar unter dem Einfluß der dortigen Umgebung. Das Werk iſt vielleicht eines der erſten, das ein didactiſches Element in den Roman hineinzieht, worin ihm ſpäter Merck („Geſchichte des Herrn Oheims", im Merkur von 1782) und dann Goethe, endlich beſonders Tieck gefolgt iſt. Es wird geſchildert, wie ein Pfarrer durch ökonomiſche Betriebſamkeit ſeine Lage verbeſſert: wir werden hier an Lenzens Schrift über die Soldatenehen erinnert und werden uns darein ergeben müſſen, ſein Talent nicht für ſo einſeitig und begrenzt zu erkennen, als dies manchen bequem iſt. Aber ſelbſt aus der idylliſchen Umgebung tauchen einzelne geniale Züge hervor. Eine meiſterhafte Stelle kann ich mir nicht enthalten hier mitzutheilen, Goethe ſelbſt könnte ihn darum beneiden. Der Liebhaber, ohnedies ſchon ſehr erregt, iſt in der Nähe der Geliebten: „Als ſie ſo im Zirkel ſaßen, und auf beiden Geſichtern Angſt ſich zu verrathen mit tauſend Empfindungen kämpfte, kam der kleine Bruder, ein roſiger Junge, von der Freude, ſo ſchien es, geboren, mit großem Geſchrei in die Stube gerannt und rief: Albertine! Dein Bräutigam iſt da! Albertine antwortete anfangs nicht; als er aber es zum zweitenmal wiederholte und ſie fragte: wo denn? und er antwortete, in Deiner Kammer! und ſie aufſtand und hinausging — und in dem nämlichen Augenblick der Amtmann unſerm Manheim eine Berechnung des jährlichen Ertrages ſeiner Ländereien vorlegte und ihn

dringend um ſeine Meinung fragte" u. ſ. w. — da war natürlich der Arme auf der Folter, bis endlich Albertine ſelbſt herein kam und ihren Bräutigam an der Hand führte — einen kleinen Buben aus der Nachbarſchaft. Ein kühner Zug ferner iſt es, wie der Held ſeine Gattin, um dieſe von ihrem poetiſchen Dilettantismus zu heilen, mit dem Sturz in den Abgrund beim Waſſerfall bedroht, verlangend, daß ſie auch mit der That eine Sappho ſei, was dann ſchnell eine heitere Auflöſung erhält. Ueberhaupt Ankämpfungen gegen das Sentimentale und die Unnatur, dagegen viel Verſtändigkeit, ja Nüchternheit, dabei in dem Stück eine gewiſſe Ruhe und Behaglichkeit, die um ſo mehr Beachtung verdient, wenn wir die Zeit erwägen, in welcher dasſelbe entſtanden iſt, ſo wie die Nähe der Geiſteskrankheit des Dichters, Umſtände, welche unſerer obigen Auffaſſung wohl auch zur Beſtätigung dienen können.

Viel unruhiger und zerriſſener iſt das andere Stück: „Zerbin oder die neuere Philoſophie, eine romantiſche Erzählung." Es erſchien in Dohms deutſchem Muſeum 1776, im erſten Bande, S. 116, muß alſo ſchon im Jahr 1775 verfaßt ſein. Man ſieht, daß dem Verfaſſer die Gattung neu iſt, denn wir vermiſſen in der Erzählung das Geſchick, das ihn im Drama auszeichnet. Es fehlt die ruhige Entfaltung, die Erzählung überſtürzt ſich, dabei iſt der Stil etwas ſchleppend, die Perſonen, bis auf eine, flößen kein ſonderliches Intereſſe ein. Wir bekommen eine Kindesmörderin, deren Schickſal allerdings ergreifend hingeſtellt wird; ſie ſelbſt iſt edel gezeichnet, anziehend ſchon wegen des Vergleichs mit L. Wagner und Goethe's Fauſt. Das Stück iſt von geringem

Umfang, meiſt ſkizzenhaft behandelt, nicht überall in des Dichters beſter Stunde.

Von kleineren Werken wäre noch „Das Hochburger Schloß“ zu nennen, eine Ruine in der Nähe von Emmendingen. Lenz ſcheint den keineswegs bedeutenden Aufſatz, der von der Beſchreibung des Ortes zu einer aphoriſtiſchen Betrachtung Shakeſpeare's übergeht, im Jahr 1777 geſchrieben zu haben. Das Fragment aus einer Farce, der Höllenrichter genannt, wahrſcheinlich einem fliegenden Manuſcriptblatt entnommen, iſt zu abgeriſſen, als daß ſich davon urtheilen ließe; die Stimmung ſcheint aber eine ſehr erregte. Endlich: „Die Erſchaffung der Welt. Ein Traum in den Schweizergebirgen“, wahrſcheinlich aus Lenzens Aufenthalt in der Schweiz im Jahr 1777 — es herrſcht der Ton der Erhabenheit darin, allein man vermißt Klarheit.

Noch iſt hier das Fragment eines Luſtſpiels zu erwähnen, das Lenz in den letzten Monaten ſeiner dichteriſchen Kraft für die Familie Saraſin ſchrieb. Etwa drei Druckſeiten (bei Dorer) haben ſich davon erhalten, der Name fehlt. Es iſt in Alexandrinern, die der Dichter bisher ausdrücklich vermieden hatte, die aber muſterhaft und meiſterlich behandelt ſind in einer Weiſe, wie wir ſie noch heute würden ertragen können. Nach ſeinen Aeußerungen ſollte das Stück heiter und ſogar drollig enden. Die Verwickelung aber iſt ziemlich ſtark und auch hier ſpiegelt ſich Lenzens Lebensſchickſal ab; man ſieht, daß er nicht mehr die Feder ergreifen konnte, ohne ſogleich in den einzigen Gedanken zu verfallen, der ihn erfüllt, und die Wunde ſeines Herzens zu berühren. Sophie, die Liebhaberin des Stücks, eine verlobte Braut

Wadrigans, ſpricht im Eingange von den dringenden Bewerbungen eines armen Belmont und ſagt von ihm:

Er hält es nicht geheim, daß ſein zerrißnes Herz
Bei mir nur Lindrung ſucht vor alter Wunden Schmerz,
Bei mir den Abgott ſucht, den er drei Jahr beſeſſen,
Der ihm entriſſen ward, bei mir den zu vergeſſen,
Bei mir — und Wadrigan — Gott! ihr mißhandelt mich!

Darauf kommt Belmont, tritt ihr leidenſchaftlich entgegen, und als ſie ſeinen tiefen Schmerz ſieht, wirft ſie ſich ihm ungeſtüm in die Arme mit dem Ausruf: „Mein Bruder!“ — wobei man an das Gedicht denken möchte, das wir gewagt, der Geliebten des Dichters zuzuſchreiben. Daß das Stück Fragment blieb, ſteht ſicherlich nicht außer Zuſammenhang mit Lenzens Gemüthsſtörung; jedenfalls iſt es das letzte was wir vom Dichter Lenz beſitzen.

Hier nun iſt in Lenzens Leben ein großer Abſchnitt, die Laufbahn des Dichters iſt nur allzu deutlich geſchloſſen; der Menſch lebt noch, er iſt noch Schriftſteller, er dichtet noch, aber es iſt nicht mehr jener Lenz, auf dem einſt ſo große Hoffnungen ruhten, nicht einmal ein Schatten deſſelben, ſondern ein ganz anderer. Alle jene herrlichen Anlagen ſind zerſtört, und ſelbſt die Trümmer entbehren des Reizes. In den metriſchen Gedichten zeigt ſich eine offenbare Hinneigung zu der zerlaſſenen Formbehandlung Wielands, ja auch zu ſeiner Art, Reflexionen einzuflechten, Anſpielungen zu machen. Noch trauriger iſt, was Jegór von Sivers berichtet; er ſagt in einer Anmerkung (Deutſche Dichter in Rußland S. 44): „Die in Moskau zuletzt gedruckte kleine Sammlung poetiſcher Erzählungen im frivolen Wielandiſchen Stil habe ich leider

nicht auftreiben können." Was wäre tragiſcher, als daß dieſer heftigſte Feind Wielandiſcher Lüſternheit im Erlöſchen ſeines Geiſtes noch ſelbſt ſich darin ergehen mußte!

Endlich giebt Tieck am Schluß des dritten Bandes noch einige Stücke, welche ihm im Manuſcript von Dr. Dumpf mitgetheilt wurden; ſie ſcheinen der letzten Lebenszeit des Dichters anzugehören. Am deutlichſten iſt dies an dem verſificirten Stück: „Was iſt Satyre. An Herrn Kaufmann, Gelehrten und Geiſtlichen zu Moskau." Das Werk iſt ſchwach und verworren. Ein zweites in dramatiſcher Form nennt ſich: „Die Chriſten in Abyſſinien oder die neue Schätzung", es iſt wenig, was zu tieferem Eingehen auffordern könnte. Etwas mehr Intereſſe hat ein drittes Stück: „Ueber Delicateſſe der Empfindung oder Reiſe des berühmten Franz Gulliver. Es iſt ein Dialog Gullivers mit dem Luftgeiſt, in der Rede des letzteren findet ſich Einiges, das möglicherweiſe Anſpielungen auf des Dichters Schickſal und die Weimariſche Kataſtrophe enthalten könnte, z. B. S. 319: „Nicht ganz, mein Herr! ich war, wie Sie den erſten Eindrücken meiner Kindheit getreu, die oft die allermenſchlichſten und menſchenfreundlichſten ſind. Ich bin oft in eine Kammer lachend hineingeſprengt, wo zwei bis drei Perſonen ſich mit den allerwichtigſten Gegenſtänden der Betrachtung und mit einem Weſen unterhielten, das über alle vermeinte Oberhäupter der Kirche ſelbſt ſo weit erhaben iſt, als dieſe oft über uns. Ich wußte nicht, womit ſie ſich beſchäftigten, ich war ja nicht allwiſſend, und der Gegenſtand, worüber ich lachte, war völlig unſchuldig, ja ich war ſo feſt überzeugt, daß ſie mitlachen würden, daß ich ihnen ganz ungeſcheut die Urſache

meines Lachens entdeckte, die ſie gar nicht betraf. Allein die zarteſten Spitzen der Delicateſſe ihrer Empfindung waren beleidigt, ſie faßten einen widrigen Eindruck von meinem Charakter und ihr Widerwille ward eine Strafe für mich, von der mein Gewiſſen vor dem nämlichen Weſen mir doch Zeugniß gab, daß ich ſie nicht verdient hatte, weil ich völlig ihrer Meinung war.“ Scheint doch das ganze Stück dieſer Stelle wegen geſchrieben!

XVI.

Verlorene Werke.

Sind „die Wolken" von Lenz wirklich verloren, oder beſitzen wir ſie, wenn auch unter anderem Namen und in veränderter Geſtalt? Das könnte hervorzugehen ſcheinen aus der Zeit, wann der Dichter ſeine „Wolken" ſchrieb und anderſeits aus dem Inhalt eines der vorliegenden Werke. Wir finden „die Wolken" erwähnt in den Briefen an Lavater und in den Briefen an Herder, beide aus dem Jahr 1775. Aus jenen iſt zu entnehmen, daß es ein mehractiges Stück in ariſtophaniſchem Charakter ſei, denn der Corrector ſoll nach „Scenen und Acten" bezeichnen, wo ihm das Manuſcript unleſerlich war, eben ſo iſt klar, daß der Hauptinhalt ſich auf Wieland bezog, denn das Gedicht wird abwechſelnd auch „Wielandias" genannt. An Herder ſchreibt Lenz, Straßburg, den 28. Auguſt 1775: „Daß Ariſtophanes Seele nicht vergeblich in mich gefahren, der ein Schwein und doch bieder war. Du ſollſt auch die erſte Abſchrift meiner Wolken bekommen, über welche ſich wohl das Blatt umkehren und ich von Sokrates vergiftet werden könnte."*)

*) Hier und weiterhin in demſelben Brief iſt Sokrates kein anderer als Wieland, ſo auch in den Lavaterſchen Briefen; Düntzer bezieht es fälſchlich auf den Actuar Salzmann — den Lenz freilich auch ſo genannt.

Nun wird in einem der nächsten Briefe auch das „Pandämonium" genannt, und nahe liegt der Gedanke, beides möchte nur eins und dasselbe sein, eine Ansicht, welche dadurch nicht wenig bestätigt wird, daß aus dem Inhalt dieses „Pandämoniums" deutlich hervorgeht, es müsse auch aus dem Jahr 1775 sein, es wird darin z. B. des Goethe'schen Werthers wiederholentlich gedacht, so wie der Anfechtungen, die er fand, der Aufregung, die er verursachte. Auch Wieland kommt hinreichend darin vor, um den Ausdruck „Wielandias", den Lenz in den Briefen an Lavater für „die Wolken" abwechselnd gebraucht, zu rechtfertigen. Noch mehr paßt darauf der aristophanische Charakter. Man fragt sich: ist es denkbar, daß Lenz in demselben Jahr zwei solcher Satiren auf Wieland, zwei aristophanische Stücke gleichen Inhalts geschrieben habe? Anderseits, wie kommt es, daß in seinen Briefen an Lavater und Herder nur der „Wolken" gedacht ist und nicht auch mit irgend einer Aeußerung sich zugleich sein Interesse für das gleichzeitige „Pandämonium" ausspricht, das doch dasselbe eben so sehr muß besessen haben. Nun geht aber auch aus den Aeußerungen an Lavater hervor, daß „die Wolken" nicht bloß auf Wieland bezüglich waren, sondern einen allgemeineren Gegenstand hatten, die ganze Litteratur der Zeit betrafen, denn er verspricht sich davon einerseits einen allgemeinern Umschwung, anderseits aber auch eine „Schriftstellerrache" für alles Leid, das ihm widerfahren. Dann sollte Goethe damit überrascht werden — alles dies paßt sehr gut auf das „Pandämonium", endlich auch die Acte und Scenen, die der Corrector angeben sollte, falls ihm etwas zweifelhaft wäre. Und was steht denn noch entgegen? Man vermuthet vielleicht in

den „Wolken" ein etwas ausgeführteres, ein etwas größeres Werk, zumal da das Honorar 10 Ducaten betragen sollte und da Lenz das Stück, als er es zurückzog, durch ein vollständiges Schauspiel, „die Seraphine", austauschte. Allein in diesem Punkt war der Dichter nie scrupulös, er wollte am liebsten gar kein Honorar nehmen, wenn die Umstände es ihm irgend gestatteten. Ein ernsteres Bedenken liegt in dem Briefwechsel mit Herder. Hier sendet nämlich Lenz aus Straßburg am 23. Julius sein Schauspiel „die Soldaten" an Herder, sagt ihm dann am 28. August, er solle von seinen „Wolken" die erste Abschrift erhalten, schreibt aber am 29. September sehr besorgt, er müsse ein Recipisse wegen der „Soldaten" haben: „Ich habe sie Dir schon seit acht Wochen unterm Couvert der Jungfer König über Darmstadt zugeschickt, wie das Pandaemonium." Bezieht man hier die Zeitangabe zugleich auf das letztere Stück, so könnte daraus leicht hergeleitet werden, es müßte dieses von den „Wolken" verschieden sein, da ja die letzteren erst vor kürzerer Zeit angekündigt wurden; allein die Worte „wie das Pandaemonium" sind nur auf den Weg der Sendung zu beziehen, so daß also diese später eingetroffen sind und damit Lenzens Versprechen gelöst ist. Der Dichter nennt hier kurz den wahren und wahrscheinlich erst letzlich gegebenen Titel, da ja durch das Manuscript selbst, das er in Herders Händen wußte, sich alles Nähere erklärte. Hienach würde denn der Brief an Herder und eben diese kurze Erwähnung auch nur zur Bestätigung der Identität der „Wolken" und des „Pandämoniums" dienen, während nicht im Wege steht, daß Zimmermann in einem Brief an Herder auch das Stück kurzweg „die Wolken" nennt, weil nämlich unter

dieſem Namen die Verlagsverhandlungen geführt waren. Am 3. September ſuchte Lenz durch Lavaters Vermittelung einen Buchhändler in der Schweiz und hoffte ihn in Steiner zu finden; erſt als ſich dies zerſchlug, ſcheint er mit gleichem Anliegen ſich an Herder und darauf durch Boie an Zimmermann gewendet zu haben. Hier kam er zum Ziel, bei der Helwingſchen Buchhandlung in Lemgo, als er plötzlich es ſelbſt zurückzog wegen ſeiner Plane auf Weimar.*) Zu bemerken iſt nun beſonders noch, daß das Originalmanuſcript, nach dem Dr. E. Dumpf im Jahr 1819 das „Pandämonium" abdrucken ließ, die Aufſchrift trug: „Soll nicht gedruckt werden." Es war mit anderen Lenziſchen Manuſcripten nach Liefland gekommen. So wären denn alſo hienach „die Wolken" uns unverloren.

Werden wir aber mit anderen vermißten Stücken eben ſo glücklich ſein? Tieck macht uns die intereſſante Mittheilung von einem Blättchen, das ſich unter Lenzens Papieren fand und für den Druck beſtimmt ſchien. Darauf ſtand zu leſen: „Da es mehrere Lenze in Deutſchland giebt und ich meinen Herren Recenſenten in der Allgem. Deutſch. Biblioth. ein für allemal das Exemplar ſchuldig bin, ſo habe ich zur Vermeidung alles Mißverſtändniſſes und zum Nachtheil meiner Namensvettern meinen ganzen Namen mit allen ſeinen Unterſcheidungszeichen herſetzen wollen. Jacob Michael Reinhold Lenz

*) In einer Anmerkung Düntzers (Herders Nachlaß I, S. 239) finde ich: „Am 26. Febr. (1776) ſchreibt Pfenninger an Herder: „„Vorgeſtern Sonntags vernahmen wir durch Lenz, daß ihm Wieland geſchrieben habe, Sie ſeien Superintendent in Weimar."" Sollte damals Lenz eine Correſpondenz mit Wieland angeknüpft haben? Möglich, daß ſeine Nachricht indirect durch Gotter kam, der eine Mittelsperſon zwiſchen ihm und Wieland wurde, auch konnte letzterer entgegen gekommen ſein.

(geb. zu Seßwegen in Liefland), Verfaſſer: des Hofmeiſters, der Soldaten, der beiden Alten, der Algierer, der Laube, der Katharina von Siena und einiger Recenſionen im deutſchen Merkur — ſoll nur, im Fall es zu grob kommt, meine ganze Gegenwehr ſein." Tieck bemerkt, er wiſſe nicht, ob die Anzeige irgendwo gedruckt ſei, der Handſchrift nach zu urtheilen, ſcheine ſie aus der Weimariſchen Zeit zu ſein, darauf würde auch der Inhalt führen, da alle ſpäteren Stücke fehlen. Und ſo ſcheint denn auch in der Natur der Sache zu liegen, daß hier nur von vollendeten und nur von im Druck erſchienenen Werken die Rede ſei; wie ſehr müſſen wir alsdann aber beklagen, daß uns nicht weniger als drei Stücke fehlen: „Die Algierer", „die Laube", die „Katharina von Siena". Ueber die letztere bemerkt Tieck: „Die Catharina von Siena ſcheint alſo ſogar ſchon gedruckt geweſen zu ſein, aber ohngeachtet aller Bemühungen habe ich nichts von ihr entdecken können, obgleich man ſagt, daß Lenz ſelbſt dieſe Arbeit am höchſten unter ſeinen Gedichten gehalten habe." Waren die genannten Werke gedruckt, ſo iſt die Hoffnung ihrer Auffindung noch nicht aufzugeben, und Tieck war hier eben nicht der fleißigſte Forſcher: das wird Aufgabe der Bibliothekare, der Sammler ſein. Aber ſie ſind ſchwerlich unter Lenzens Namen gedruckt, ſondern, wie die meiſten ſeiner übrigen, anonym, vielleicht ſogar das Eine oder Andere pſeudonym. Letzteres ſchließe ich aus einer Stelle im „Pandämonium", woſelbſt es heißt: „Zweiter Philiſter: Es verdrießt mich aber doch, daß Ihre Stücke meiſtens unter einem andern Namen herumwandern. Lenz: Und mich freuts. Sollt' ein Vater ſich kränken, daß ein Sohn ſeinen Namen verändert, wenn er

ſo ein geſchwinderes Glück macht?" Die Stelle iſt aber nicht ſo angethan, daß man ſie auf die Verwechſelung mit Goethe beziehen könnte, ſondern es iſt hier die Rede vom Verändern des Namens, alſo ausgehend vom Autor, nicht vom Leſer.

Daß Lenz hier ſeiner Jugendarbeiten nicht erwähnt, hat nichts Auffallendes, eben ſo, daß die Luſtſpiele nach dem Plautus fehlen, denn er wollte hier nur ſeine Originalwerke aufzählen, auch die Satire „Menalk und Mopſus" konnte Wielands wegen unterdrückt werden. Auffallend aber wäre allerdings, daß „der neue Menoza" nicht genannt wird, der doch eben zwiſchen dem „Hofmeiſter" und den „Soldaten" der Zeit nach liegt. Allein dieſes Stück hatte, wie aus dem Brief an Herder zu erſehen, wenig Beifall gefunden, wahrſcheinlich hatte Herder ſelbſt daran Anſtoß genommen, denn nicht ohne Beziehung konnte Lenz an ihn ſchreiben (Brief vom 28. Auguſt 1775): „Ach, wie ich meinen Menoza aus dem Innerſten meines Schranks wieder hervorlangte und Gott dankte! Denn ich war muthlos, daß ich ihn geſchrieben, und er nicht erkannt worden war. Auch Fromme wenden ihr Antlitz von mir, dacht' ich. Ich verabſcheue die Scene nach der Hochzeitnacht." Wenn Lenz hier doch nur die dritte Scene des dritten Actes meinen kann, ſo müſſen wir dieſe gegen den Vorwurf der Unzartheit durchaus in Schutz nehmen; es ſcheint, als ob die ideale Richtung ſeiner Leidenſchaft, welche ihn ſo ſtark zu Petrarca hinwendete, ihn auf einmal ſo höchſt empfindlich gegen alles Verletzende gemacht habe; allerdings unterſcheiden ſich darin die ſpäteren Stücke durchaus von den früheren.

Daß uns die „Catharina von Siena" fehlt, wäre um ſo mehr zu beklagen, als Lenz ſich hier wahrſcheinlich zu einer

höheren Stufe, zu einer edleren Kunstform erhob, sein Studium des Coriolan, dessen er in dem genannten Brief an Herder gedenkt, führt schon darauf, eben so die dort gemachte Aeußerung, daß er bedaure, sich nicht „in die Sphäre der Herrlichkeit zu erheben", und dann hinzusetzt: „Doch soll mir's ein Wink sein." Aber leider, leider! Jene Leidenschaft, welche sein Streben hätte adeln und beflügeln können, ähnlich wie das bei Goethe der Fall war, riß ihn nur in das Verhängniß hinab und ward so übergewaltig, daß sie ihm auch in der Production die Freiheit nahm: es ist schon zum öftern darauf hingewiesen, daß Lenz von da nur noch dichten konnte, was nahen Bezug hatte auf das Verhältniß seiner Schwermut, seines Schicksals. Nicht ganz abschneiden möchte ich die Möglichkeit, daß, als Lenz jene Notiz schrieb, seine „Catharina" nahe dem Abschluß war, daß sie aber durch den Eintritt der Katastrophe Fragment blieb — also doch wohl nicht gedruckt? Dies findet Bestätigung durch Lenzens Brief an Merck vom 14. März 1775, d. i. kurz vor seiner Reise nach Weimar: „Vielleicht schreibe ich in dem ersten Augenblick wahrer Erholung eine Catharina von Siena — die schon in meiner pia mater fertig, aber noch nicht geschrieben ist." Daß er in Weimar die Erholung nicht fand, und daß er das Stück auch später nicht geschrieben, ist sehr wahrscheinlich. Aber „die Algierer" und „die Laube"? Jene sind sicherlich nicht, wie Hagenbach glaubte, mit dem Lustspielfragment zu verbinden, das Lenz 1777 für die Familie Sarasin schrieb (s. w. u.) und eben so wenig kann ich in der „Laube" die gleichfalls verlorene Beschreibung von Goethe's Garten erkennen (s. u.).

Endlich die Recenſionen im Deutſchen Merkur. Tieck hat nach dieſer Richtung doch etwas thun wollen, und deshalb aus dem Merkur die Anzeige über Herders älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts aufgenommen. Allein gerade hier fehlt es an inneren und äußeren Gründen, ſie Lenz zuzuſchreiben; mit ungleich mehr Wahrſcheinlichkeit hat man ſie dem Schweizer Häfeli gegeben. Nun ſollte man erwarten, dieſe Lenziſchen Recenſionen vorzugsweiſe in den ſpäteren Heften des Jahrgangs 1776 zu finden, allein gerade diejenigen Stücke, die man hier am erſten noch Lenz beimeſſen könnte, ſind von Merck, wie aus deſſen Briefwechſel mit Wieland erhellt, z. B. die Anzeige von Leiſewitzens Julius von Tarent. Man findet ſich nun dieſer Aeußerung Lenzens gegenüber in nicht geringer Verlegenheit, die ſich indeß vielleicht hebt durch die Ausſage Wielands in einem Brief an Merck, wo er klagt (9. Sept. 1776): „Lenz hilft mir nichts, — denn, wiewohl ihm von Zeit zu Zeit was Herrliches in ſeiner Art entfällt, ſo hat's doch immer den Fehler, daß man's nicht drucken laſſen kann.“ Sollte alſo Lenz etwa jene Erklärung geſchrieben haben zur Zeit, als er Wieland einiges zum Druck im Merkur angeboten, das dieſer aber nachher doch für bedenklich hielt?

Endlich wollen wir noch erwähnen, daß Leſſings Bruder Karl in einem Brief vom 1. Juni 1776 an Gotthold ſchreibt: „Haſt Du Lenzens neue Arria geleſen? Du kannſt daraus ſehen, was Deine Maler-Scene in der Emilia Galotti auf ihn für Wirkung gehabt.“ Sollte uns nun auch ein ſolches Stück verloren ſein? Mit nichten, denn Karl Leſſing irrte, das Stück iſt von Klinger und ſteht in deſſen Theater, im zweiten Bande; Gleim ſchrieb es bei ſeinem Erſcheinen ſogar

Goethe zu, wofür ihn, wie billig, denn aber Heinse alsbald zurecht wies.

So fehlen uns denn also nur noch: „Die Algierer" und „die Laube", wogegen von der „Catharina von Siena" im besten Fall nur handschriftliche Fragmente zu erwarten wären. Außerdem einige kleinere Werke. Stöber (Lenz und Friederike S. 8) zählt die Vorträge auf, welche Lenz in der von Salzmann erneuerten Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache" gehalten, und darunter finden sich außer den von Tieck gegebenen Stücken noch: Nachahmung von Plautus Captivei; Etwas über den Charakter des Sokrates aus Xenophon; Briefe über die Moralität des jungen Werthers; Coriolan von Shakespeare, letzteres also eine zweite Uebersetzung, ihrer ist auch in einem Brief an Herder gedacht.

Besonders viel scheint von kleineren lyrischen Gedichten verloren zu sein. Die Art, wie Lenz sie machte, als Erzeugnisse des Augenblicks, und der geringe Werth, den er selbst darauf legte, dazu wohl auch zum Theil das Unvermögen Anderer, sie nach ihrem Werth zu schätzen, erklärt hinreichend ihren Untergang. Doch könnte möglicherweise sich noch immer das Eine oder Andere auffinden, namentlich wenn man Facsimiles von Lenzens Handschriften aus seinen verschiedenen Zeiten geben wollte. So erwähnt Goethe's Mutter in einem Brief an Klinger nach Gießen vom 26. Mai 1776 (Riemer II, 27) eines Lenzischen Gedichtes: „Der Doctor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen. Lenz hat denselben poetisch beschrieben, und mir zum Durchlesen zugeschickt." Auch Goethe's Schwester schreibt darüber: „Meines

Bruders Garten hätte ich wohl mögen blühen ſehen; nach Lenzens Beſchreibung muß er ganz vortrefflich ſein; in der Laube unter euch, ihr Lieben, zu ſitzen, welche Seligkeit!“

Zu einigem Erſatz ſo vieles Verlorenen ſtehe hier der poetiſche Neujahrswunſch der würdigen Frau Rath an den unglücklichen Lenz; er fand ſich in dem Archiv der Familie Saraſin:

Ich wünſch Euch Wein und Mädchenkuß
Und Eurem Klepper Pegaſus
Die Krippe ſtets voll Futter.
Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang,
Sagt Doctor Martin Luther.

Der ſo wohlgemeinte Wunſch der Gönnerin iſt leider ſehr wenig in Erfüllung gegangen.

XVII.

Die lyrischen Gedichte; ihre Ergänzung.

Bereits haben wir einen Theil der lyrischen Gedichte vorgeführt, weil sie in unmittelbarer Verbindung stehen mit des Dichters Leidenschaft und Schicksal; allein hier ist noch manches nachzubringen und zu ergänzen, letzteres namentlich, da Tiecks Ausgabe sich auf dieser Seite als sehr unvollständig erweist.

Die Entwickelung der lyrischen Kunst des Dichters scheint mit seiner dramatischen nicht gleichen Schritt zu halten, ganz erklärlich, da bei seiner Richtung auf Wahrheit und Innerlichkeit ihm hier Anregung und Stoff nur noch mehr von außen gegeben werden mußte. Eine frühreife Lyrik würde etwas Unnatürliches haben, und in der That, wir finden sie bei Lenz nicht. Dr. Blum giebt uns das Hochzeitsgedicht, mit dem der junge Lenz jene Vermälung feierte, für welche er den „verwundeten Bräutigam" dichtete: es ist eben für uns von keiner Bedeutung. Sollte sich von Lenzens lyrischen Jugendgedichten vielleicht noch anderes finden, die Veröffentlichung geschähe nicht im Sinne des Dichters und schwerlich auch zum Gewinn der Litteratur.

Wenn dagegen Goethe's Leben gewisser poetischer Schnurren gedenkt, welche bei den Ausflügen in die Umgegend Straßburgs

entſtanden ſeien, und Lenz hieran vorzüglichen Antheil ſcheint gehabt zu haben, ſo iſt der Verluſt ſchon mehr zu beklagen, denn hier wären Spuren ſeines originellen Humors zu erwarten.

Für die Lyrik war erſt das Feld geöffnet, als des Dichters Herz von einer tiefen Leidenſchaft ergriffen wurde. Eine ſolche ohne Zweifel war die Liebe zu Friederike, um ſo auffallender, daß in den Gedichten kaum ein einziges ſich vorfindet, das mit Sicherheit auf dieſe Neigung bezogen werden könnte. Aber auch von anderen Gedichten fehlt es an ſolchen, welche uns die erſten Jahre des Straßburger Aufenthaltes ausfüllen würden. Wahrſcheinlich gehört hieher das ſchöne Stück „Vertrauen auf Gott“ (III, 233), nach Form und Inhalt nahebei ein geiſtliches Lied zu nennen. Bedrängniß des Herzens und der äußeren Lage bei unerſchütterlichem Gottvertrauen nimmt darin einen eben ſo lyriſchen als einfachen Ausdruck an, z. B. in den Strophen:

Ich bin's ſo gewohnt von langen,
Unverrückt an ihm zu hangen,
Wo ich bin, da iſt auch er,
Wenn es auch beim Teufel wär.

Und:

Und wenn auch die Noth am größten,
Eben recht, ſo dient's am beſten:
Wenn die Tage wunderlich,
Gehn ſie immer ſeliglich.

Dieſen Ton des alten Kirchenliedes finden wir auch ſpäter noch hineinklingend in Lenziſchen Gedichten und oft mit großer Wirkung da, wo man ihn nicht erwartet, z. B. in dem oben gegebenen Lied „An Minna“.

Aus der Zeit des ersten, mächtigsten Anstrebens zu wahrer, künstlerischer Bedeutung muß das Gedicht „Demuth" sein (III, 220); in engerem Anschluß an Klopstock als irgend ein anderes, noch ohne Form und Stil, aber voll Schwung und Empfindung, zeigt es uns des Dichters innerstes Herz und dessen Kämpfe. Dem Kraftgefühl tritt Entmuthigung gegenüber, brennender Ehrsucht die tiefe christliche Demuth.

Ich flog empor, wie die Rakete
Verschlossen und vermacht, die Bande
Zerreißt, und schnell, sobald der Funken
Sie angerührt, gen Himmel steigt.

Ich kletterte, wie junge Gemsen,
Die nun zuerst die Federkraft
In Sehn' und Muskeln fühlen, wenn sie
Die steile Höh erblicken, empor.

Hier hang' ich jetzt aus Dunst und Wolken
Nach dir, furchtbare Tiefe, nieder —
Giebts Engel hier? o komm' ein Engel
Und rette mich!

Das Vorbild der Kunst schaut er dann an unter dem Bilde der Nachtigallen, die nie daran denken „ob sie besser sängen als andre", und der Blumen, die „ungesehen und unbewundert" blühen:

Lerne von ihnen: für wen blühen sie?
Für den Gott, der sie blühen machte
All in ihrer unnachahmlichen
Blumennaivetät.

Aehnlich das Gedicht „Ueber die deutsche Dichtkunst" (III, 254). Es ist aber mit Vorsicht zu behandeln, denn die

aufrichtige Beſcheidenheit geht hier ſo weit, daß man aus dieſem, ſo wie aus anderen Bekenntniſſen des Dichters poetiſches Unvermögen folgern könnte, woran es ſelten zu fehlen pflegt. Allein das Gedicht, das wiederum dem Herzen des Dichters Ehre macht, gehört einem vorübergehenden Moment der Verzweiflung an ſeiner Kraft an, wie dieſe gerade das Merkmal des ernſteſten Strebens iſt, des Strebens nach einem hochgeſteckten Ziel.

O ich ſchmeichelte mir viel,
Als nur dunkles Morgenroth
Von dem braunen Himmel um mich lachte;
Junge Blume, ſo dacht' ich,
O was fühlſt du für Säfte emporſteigen,
Welche Blume wirſt du blühen am Tage,
Deutſchlands Freude und Lieflands Stolz!

Als es aber Tag um mich ward,
Kroch meine Blüthe voll Schaam zurück,
Denn ich ſah neben mir, auf meinen Beeten Schweſtern
Mit wohlriechendem Buſen düften,
Mit beſcheidener Röthe lächeln.

Aber als der Mittag nieder auf mich ſah,
Und ich auf benachbarten Beeten
Fremde Blumen, himmliſcher Zier,
Mit engliſchem Aushauch verbunden erblickte,
Wunder den Augen, der Naſe, den Sinnen,
Süßes Wunder, ſelbſt dem ſtolzen, kalten Verſtande:

O da fühlt' ich auf einem Sandkorn
Stehn meine Wurzel, ein Regentropfe
Seyn alle meine Säfte, ein Schmetterlingsflügelſtäubchen
Aller meiner Schönheit Zier —

„Nehmt sie an, meine Zither" — er will „unberühmt" sterben, er nennt es tollkühn, daß auch er „es gewagt zu dichten". Sehr zu bedauern ist, daß für das Gedicht die Zeitbestimmung fehlt. Die Klopstockische Form könnte es in frühere Zeit verweisen, allein der Inhalt spricht dagegen, denn hier eben wird Tag und Mittag dem ersten Aufdämmern des poetischen Talentes entgegengesetzt; eine gleich wichtige Frage ist: wem gelten die Beziehungen? Man ist geneigt an Goethe zu denken, und schwer möchte sich dies in Abrede stellen lassen. „Schwestern auf seinen Beeten" können nur gleichzeitige Bestrebungen sein; aber wenn diesen, am Mittag, die fremden Blumen auf benachbarten Beeten entgegengesetzt werden, so hat man wohl höher aufwärts zu suchen, und da bleibt wohl nur übrig auf Shakespeare zu beziehen. Dies beglaubigt uns namentlich der Ausdruck: „Süßes Wunder, selbst dem stolzen, kalten Verstande." Daß aber der Dichter sich ihm, den in seiner wahren Größe zu verstehen schon reife Kraft erforderlich war, unterwirft und demüthigt, daß er diesem gegenüber verzagt, wird ihn selbst wohl nicht entwerthen können — und, wie gesagt, wir haben es mit einer vorübergehenden Stimmung zu thun, die auch dem Begabtesten nicht ausbleibt und nicht ausbleiben darf.

Es fehlt nicht an dem erläuternden Gegenstück, das unmittelbar neben jenem hätte stehen müssen. Es führt den Titel: „Shakespeare's Geist, ein Monolog" (III, 262). Der Schauplatz ist das Theater in London, Garrick spielt den Hamlet, Shakespeare tritt auf. Dem Stück gebricht es freilich gar sehr an einer reinen Gestalt, aber so viel sieht man, daß Shakespeare, der seine Freude an der Aufführung und

Staunen über die Wirkung ausdrückt, sich einerseits vor dem Schöpfer beugt, der ihn gewürdigt, nachzuerschaffen, und dabei versichert, daß sein Werk nur ein schwacher Abglanz sei der ihm gewordenen Offenbarung, dann anderseits sich doch wieder über das Publikum beklagt, das heute von dem Werke hingerissen werde, um es morgen zu kritisiren und sich über den Dichter zu erheben.

Das Gedicht „Aretin am Pfahl gebunden mit zerfleischtem Rücken" (III, 259), allem Anschein nach ein Fragment, ist eine kraftvolle Apostrophe gegen die zahme Zucht der Philanthropien. Darin die Zeilen:

Ihr Heilande der Welt habt's nie erfahren,
Daß große Tugenden nie ohne Laster waren,
Daß äußerlich Gepräg nur schöngeschminkter Mist,
Daß Schlaffigkeit das größte Laster ist,
Daß unser innrer Trieb das beste aus uns machet,
Und eurer sichern Kunst der Gott im Menschen lachet.

Ein satirisches Fragment ferner ist die Matinee (ein damals üblicher Titel für kleine dramatische Stücke): „Leopold Wagner, Verfasser des Schauspiels von Neun Monate im Wallfischbauch", ein Gegenstand, der freilich gar sehr zum Spott aufforderte. Der Unglückliche klagt besonders:

Ist doch weder Wein noch Bier
Zur tragischen Begeistrung hier.

Wir gehen nunmehr über zu einem Gedicht, das Tieck entgangen, und das wohl der Erhaltung werth ist, eine Ballade, welche Lenz nach einer wirklichen Geschichte bildete. Wir finden sie im Göttinger Musenalmanach von 1778, also zur

Zeit, als Lenz bereits seinem Schicksal erlag; ein Freund, der bekannte Dichter Pfeffel (s. Stöbers Lenz und Friederike S. 91), hatte sie dorthin mitgetheilt. Wir lesen daselbst auf Seite 62: „Die Geschichte auf der Aar." Professor Luce hatte dem Dichter die Begebenheit erzählt an einem Winterabend; am andern Morgen brachte Lenz das Gedicht. Es fragt sich, in welchem Jahr? Da Pfeffel meldet, daß Lenz damals die Schweiz noch nicht gesehen hatte, wird es wohl, was an sich wahrscheinlich ist, frühestens aus dem Jahr 1775 sein müssen. Wir zeichnen das Stück nicht gerade wegen seiner Poesie aus, allein es verdient Beachtung, weil Lenz sich hier in einer neuen Gattung bewegt, und in der That mit Gewandtheit seinen Stoff wendet. Für damalige Zeit war das Gedicht nicht so unbedeutend und der rührende Inhalt der einfach vorgetragenen Geschichte macht es auch noch heute lesbar und ansprechend. Es mag deshalb hier stehen:

Die Geschichte auf der Aar.

Was machst du hier, lieb Mägdelein,
Am Wasser tief und schnelle,
Und sitzest da am Bach allein
Mit nassen rothen Bäckelein
Und guckst auf eine Stelle?
Hat dich die Mutter was bedroht?
Bekamst du heut kein Morgenbrod?
Hat Bruder dich geschlagen?
Du kannst mir alles sagen.

Das Mägdlein schaut ihm ins Gesicht,
Zieht, kehrt sich weg und redet nicht.
„Sag, wo bist du zu Hause?"
Herr! dort in jener Klause.

Er kriecht zur kleinen Thür herein
Und findt ein hagres Mütterlein
Auf ſchlechten Binſen liegen.
Sagt, liebe Frau, was fehlt dem Kind,
Es ſitzt da draußen in dem Wind
Und iſt nicht ſtill zu kriegen.

Ach, lieber Herr, das Mütterlein
Mit ſchwerem Huſten ſaget,
Es geht den ganzen Tag allein
Und leidt nicht, daß mans fraget,
Es hat von ſeiner Kindheit an
Nichts als beſtändig weinen 'than.

So wahr ein Gott im Himmel iſt,
Euch muß was heimlich quälen,
Ihr ſagt nicht alles, was ihr wißt;
Ihr ſollt mir nichts verhehlen.
Nun lieber Herr, und faßt den Mann
Mit beiden welken Händen an:
Geht an den Strom, fallt auf die Knie
Und dann kommt wieder, morgen früh
Wird ſich mein Huſten kehren,
So ſollt ihr alles hören.

Der Blick, der Ton, der Händedruck
Dem Fremden an die Seele ſchlug,
Er geht zum Bach, fällt auf die Knie,
Kommt zu dem Weiblein morgens früh,
Find't ſie in bittern Zähren.
Ach, Herr! was uns verloren ging,
Kann dieſes Blatt und dieſer Ring
Euch baß, denn ich erklären.

Mit diesem Wort zieht sie ein Tuch
Aus ihrer Brust, darin ein Buch,
Und in dem Buch ein Blättlein war,
Bemalt mit plumpen Farben zwar,
Und an dem Farbenblättlein hing
Als Siegel ihr Verlöbniß-Ring.

Auf diesem Blättlein schwamm ein Weib
Im höchsten Strom mit halbem Leib,
Ihr Kahn war umgeschlagen,
Und an des Weibes Zipfel faßt
Ihr Ehmann sich, doch diese Last
Schien's Wasser nicht zu tragen.

Je mehr der Fremd' auf's Blättlein sieht,
Je mehr ihm Aug' und Stirne glüht
Und darf sie nichts mehr fragen,
Bis sie die Brust thät schlagen,
Und weint' und heulte außer sich:
Seht, lieber Herr, das Weib bin ich!
Um mich mußt' er ertrinken!
Ich in dem Schrecken rief ihm, Mann!
Ach, warum faßt'st du mich denn an?
Und gleich sah ich ihn sinken.
Er rief — bei dieser Stelle quoll
Ihr starrend Auge minder —
Er rief im Sinken: Weib! leb wohl!
Und sorg für unsre Kinder.

Dagegen bringt der Vossische Musenalmanach desselben Jahres (1778) ein Gedicht von Lenz, das wohl auch nicht er selbst, sondern einer seiner Freunde und am wahrscheinlichsten der eingesendet hat, an den es gerichtet war. Es ist auch ein Gelegenheitsgedicht, und zwar der unmittelbarsten Art, als

solches voll großer Innigkeit und Lieblichkeit, ganz die offene Natur des Dichters darlegend. Lenz kommt aus dem Bade, fühlt sich erfrischt und erneut, er will in der reinen Stimmung seinen Freund besuchen, wahrscheinlich Salzmann, falls dieser an der Promenade „Contade" zu Straßburg damals wohnte, er findet ihn nicht, setzt sich in dessen Garten und schreibt, ihn erwartend, die folgenden Zeilen auf:

In einem Gärtchen am Contade, nachdem der Verfasser im Flusse gebadet hatte.

Erlaube mir, Du freundlichster der Wirthe,
Du Bild der Gottheit, daß ich diese Myrte
Verflecht' in Dein verzoddelt Haar.
In Deinem Gärtchen, das Du selbst erzogen,
Sing' ich, für Dich, was Hunderte gelogen,
Beatus ille — und was keiner war.

Für meine fünfzehn Sols nehm' ich die Stelle
Von Dir auf eine Stunde ein,
Denn sieh, ich komm' aus Aganippens Quelle
Und bin von jeder Sorge rein,
Von jeder Leidenschaft — in diesem Augenblicke
Schickt mich die Gottheit her, Dir zuzusehn,
Ganz Herz, ganz Ader für Dein Glücke,
Und find' es unaussprechlich schön.

Das muß gesungen sein. Da alles singet
In unsern Tagen, schwieg ich lang.
Die Freude, dacht' ich, welche klinget
Verliert sich schneller als ihr Klang:
Doch Deine Lust, die niemand neidet,
Die niemand fühlt, als Du allein, und ich,
Wird die mit einem Lied umkleidet,
Erhöhet und verbessert sich.

Was hält mich ab Dir dieses Lied zu zeigen?
Ach, Du verstehst es nicht. Doch zeig' ichs hier
Den Bäumen, die wie Du ihr Glück verschweigen.
Heut Abend sitz' hieher, dann rauschen sie es Dir.

Ich finde in dem Gedicht sehr feine Farben und die zarteste Stimmung, einen leichten Humor und eine tiefe Wehmuth: es ist ein Augenblick der Ruhe von Sorge und Leidenschaft nach langer Unruhe, es ist die neidlose innige Freude an dem Glück des Andern, der vielleicht sein eignes Glück nicht kennt, noch weniger aber das Unglück des Andern. Wieviel werthvoller noch würde das Gedicht sein, wenn die Zeit sich bestimmen ließe.

Sehr viel anders ein Stück, das über die Zeit seiner Entstehung keinen Zweifel läßt. Die von Kayser herausgegebenen „flüchtigen Aufsätze" von Lenz geben ein Gedicht unter dem Titel: „Aus einem Neujahrswunsche aus dem Stegereif. Aufs Jahr 1776." Aus dieser Ankündigung ist zu schließen, daß wir hier nicht das ganze Gedicht, wie es ursprünglich war, sondern nur einen Theil desselben haben, wahrscheinlich weil das Uebrige des allgemeineren Interesses entbehrte. Das Fragment hat den Ton der Betrachtung und erhebt sich zu Bedeutung und Ernst, allein Humor und Seltsamkeit bricht doch wieder hindurch. Ich hebe die folgende Stelle hervor:

Wir sterben? Götter sterben? — Nimmer —
Der Schöpfung Meisterstück und Ziel?
Wer will uns tödten, zwingen? Trümmer
Sind nur für Menschenarbeit, nimmer
Für einer Gottheit hohes Spiel.
Es kann ein Obeliskus stürzen,
Um einem höhern Geist die Zeit zu kürzen;

Doch eh mag ein System von Sonne stille stehn
Als dieser Götterhauch in unsrer Brust vergehn.
Wir, Weltbeherrscher, wir, die Erben
Von dem was da ist, sterben, sterben?
Und schmeichelte und lachte dann
Die Sonne uns vergeblich an,
Die das Gefühl von Wärm' und Leben,
Das unser Herz ihr schlagen macht,
Wahrhaftig nicht hineingebracht,
Der wir, was sie uns gab, gevierfacht wiedergeben?
Und traurte nicht verödet die Natur,
Wenn wir, um die sie buhlt, wenn wir sie nicht genössen?
Wenn wir sie nicht vergötterten, vergessen,
Ach nicht gepriesen, nicht geliebt, gefressen
Von ihren eignen Kindern, wie Saturn,
So läge sie abscheulich: Babels Thurn,
Der in die Wolken reicht, dicht unterm Ziel verfehlet,
Und seines Meisters Schmach entheelet.

Nein, leben, ewig leben wollen wir,
Und müssen wir, der Welt zur Ehre,
Bis Welt und Zeit und Atmosphäre
An unsern Sohlen hängt, und glühende Begier
Den ungebändigt stolzen Geist
Von Welt zu Welt, von Sphär' zu Sphäre reißt,
Ha immer nnersättlich — leben,
Ja leben wollen wir, und beben
Soll unter unserm Tritt der Boden, der uns scheut,
Die Luft sich aus einander pressen, Streit
Die Elemente führen, die uns dämpfen,
Uns Götter dämpfen wollen und wie Mäuse kämpfen.*)

*) Batrachomyomachiae (Anm. d. Verf.) — Anspielung auf den homerischen Frosch- und Mäusekrieg.

Wir lachen ihrer todten Macht,
Wie einer Maus der Löwe lacht,
Und bringen brüllend fort zur Unausfüllbarkeit
Der gränzenlosen Ewigkeit.

In der That, eine großartige Improvisation, der es nicht an tiefem Gehalt und eben so wenig an hohem lyrischem Schwung fehlt, und von der höchlich zu bedauern bleibt, daß sie nicht eine durchgebildetere Kunstform angenommen. Die hohe dichterische Potenz bekundet sich auch hier, überdies die Ueberzeugung des Dichters, die man nicht auch als Freigeisterei wird verdächtigen können.

Auch im Epigramm hat Lenz sich mit Glück bewegt. Wir dürfen die Gedichte dieser Gattung hier um so weniger übergehen, als Tieck davon auch nicht ein einziges in seine Sammlung der Werke aufgenommen, obwohl mehrere, mit dem Namen des Dichters unterzeichnet, in den Musenalmanachen zu finden waren. Aus dem Jahr 1772 haben wir von Lenz folgendes von Stöber mitgetheilte Epigramm, es fand sich auf einem Zettelchen bei jenem Brief, der die schon oben erwähnte Romanze „Piramus und Thisbe" enthielt (s. Stöber, der Actuar Salzmann S. 71):

Man sagt, daß keine Frau dem Mann die Herrschaft gönnt;
So nicht Frau Magdelone.
Sie theilt mit ihm das Regiment:
Behält den Zepter nur und lässet ihm die Krone.

Diesem artigen Epigramm reihen wir ein anderes an, das der Vossische Musenalmanach für 1776 darbietet. Es ist nicht so allgemein, sondern richtet sich gegen einen bestimmten

Namen, und zwar, wie die Anmerkung: „S. den T. M. über Knaut u. a." zu erkennen giebt, gegen Wieland und dessen Teutschen Merkur.*)

Der Archiplagiarius.

Ihr fangt mich nicht; ich weiß die Kniffe,
Weß man mich zeiht, das heft' ich andern an.
Kein einziger der Autorgriffe
Entwischte mir; das machte mich zum Mann!
So zündet Archimed der Römer Schiffe
Mit aufgefangnem Lichte an.

Lenz muß das Epigramm gegen Wieland und dessen Teutschen Merkur geschrieben haben vor seinem Verkehr mit diesem, d. h. im Jahr 1775, und damit stimmt das Erscheinen im Almanach auf 1776, denn die Almanache erschienen vor dem Jahr auf das sie lauten. An demselben Ort, gleichfalls mit dem vollen Namen Lenz unterzeichnet, finden wir folgendes Epigramm:

Poetische Malerei.

Ach ihr jungen Rosen, du beblümtes Gras,
Die sein Blick behauchte, seid ihr nun so blaß!
Wessen Aug' und Herz nicht rein,
Kann der euer Maler sein?

Man fragt sich, welcher poetische Maler so des Dichters Zorn gereizt habe, wer weiß zu antworten? Man sollte meinen, das Stück müsse aus Straßburg Ende 1775 sein.

*) Es beruhte dieser Angriff auf einem Mißverständniß. Im Merkur von 1774 war erschienen: „Lebensgeschichte von Tobias Knaut", unterzeichnet mit W. Man deutete dies allgemein auf Wieland, während es Wetzel war. Wieland sprach sich entrüstet über Verwechselung aus; Lenz war ungläubig daran.

Endlich finden wir in einem Brief an Lavater vom 8. April 1775 noch drei artige Epigramme litterarischen Inhalts:

Ueber die Dunkelheiten in Klopstock und anderen.

Der Schmecker.

Ich bitte, gebt mir Licht,
Herr, ich versteh euch nicht.

Antwort.

Sobald ihr mich versteht,
Herr, bin ich ein schlechter Poet.

Klopstocks gelehrte Republik.

Ein götterhaft Gerüst,
Der Menschen Thun zu adeln!
Wer darf, wer mag da tadeln?

Antwort.

Wem's unersteiglich ist.

Ueber die kritischen Nachrichten vom Zustand des deutschen Parnasses.

Gotter.

Es wimmelt heut zu Tag von Sekten
Auf dem Parnaß.

Lenz.

Und von Insekten.

Und jetzt bin ich im Stande, noch eine Beisteuer an neuen Lenzischen Gedichten zu bringen, welche man bisher nicht dafür erkannt hat. Wenn kein Zweifel sein darf, daß das mit L. unterzeichnete Gedicht „Strephon an Seraphine" (s. o.) im Göttinger Musenalmanach für 1776 von Lenz sei, so müssen auch die übrigen Gedichte mit demselben Buchstaben

unſerem Dichter gehören. Und dafür wird man ſie denn auch wohl anerkennen. Zunächſt ein Epigramm auf S. 6:

Als einer dem Verfaſſer ſeinen Hut zurückſchickte, den er mit ihm verwechſelt hatte.

Ich dacht' es wohl, du armer Tropf!
Er paßte nicht auf deinen Kopf.

Ferner ebenda S. 21:

Ob das Epigramm eine Gattung der Poeſie zu nennen?

Und gab denn die Natur
Dem Bienenvolk den Honig nur?
Ihr Stachel iſt am unvernünftgen Viehe,
Das ſie verſtört, der Rächer ihrer Mühe.

Ferner S. 23:

Die Recenſenten. Ein Geſpräch.

Publicum.

Ein jeder Hahn auf ſeinem Miſt!
Und wenn du wahrer Meiſter biſt
Gilt dir ihr Krähn wohl einerlei?

Autor.

Scheun Löwen Löwengeſchrei?

Endlich S. 98:

Lied eines ſchiffbrüchigen Europäers

auf einer wüſten Inſel, von der man von Zeit zu Zeit Rauch aufſteigen ſehen, aber wegen einer heftigen Brandung doch nicht zu Hülfe kommen konnte. Dieſe Inſel ſchien Capitain Wallis, als er vorbeiſegelte, ein völlig unwirthbarer Felſen.

Wenn ich's noch bedenke —
Auf der langen Seereiſ' — überall —
Wo die Luft ſo feucht war, gab ſie Wein
Auf Madera, an dem frohen Cap —

Wo sie scharf war, wuchsen Cokusnüsse —
Wo sie kalt war, flößte sie uns Holz zu.
Riesen sahen wir, wie David,
Und bezwungen sie mit kleinen Steinchen;
Wilde Teufel sahen wir, sie sangen
Uns die kauderwelschen Freiheitslieder,
Daß wir ihrer Gutheit lachten —
Ach! wohlthätige Natur!
Sieh, dies letzte Scheitchen Holz
Leg' ich auf — Sein Rauch verschwindet
In die Luft — und Niemand meldet sich — —
Allbedenkende Natur,
Hast du mich vergessen?

Gewiß in all seiner Einfachheit eine bedeutende poetische Intention, vielleicht noch rührender, wenn man darin eine gewisse Analogie mit des Dichters eignem Nothstand und seiner Verlassenheit finden will; überdies ein sehr anziehendes Vorspiel von Chamisso's Salas y Gomez.

Und nun findet sich in eben diesem Almanach auch ein Epigramm, das sonderbarer Weise im Verzeichniß fehlt, während es gerade für uns von der größten Wichtigkeit und völlig entscheidend ist. Wir lesen es auf S. 113 wie folgt:

Ueber die kritischen Nachrichten vom Zustande des deutschen Parnasses.

G. Es wimmelt heutzutag von Sekten
Auf dem Parnaß.
L. Und von Insekten.

L.

Es ist dies, wie man sogleich bemerkt, dasselbe, dessen wir schon vorhin aus einem Brief an Lavater erwähnten. Lenz schreibt an diesen unter dem 8. April 1775: „Hier mein

theurer Eifrer für unser Haus, einige Verschen, die ich dies Jahr in Kalender setzen lasse." Es folgt das Epigramm in der vorhin gegebenen Form, welche zugleich lehrt, daß unter G. Gotter, unter L. Lenz zu verstehen sei. Finden wir nun dies Epigramm mit anderen Epigrammen und Gedichten im Göttinger Almanach von 1776 wieder, so ist damit auf das vollständigste erwiesen, daß alle diese Stücke Lenz gehören müssen.

Die Zahl der Lenzischen Gedichte läßt sich über das von Tieck Gegebene hinaus noch ferner vermehren, zunächst durch Impromptus, welche in dem seltenen Büchlein*) enthalten sind, dessen vollständiger Titel lautet: „Jupiter in Schinznach, Drama per Musica, nebst einigen bei letzter Versammlung ob der Tafel recitirten Impromptus. 1777." Wir erhalten hier eine Cantate von Salis-Marschlins, demselben, der auch in Goethe's Leben erwähnt ist; er hatte zu Marschlins in Graubündten eine Erziehungsanstalt errichtet, ähnlich dem Basedowschen Philanthropinum zu Dessau. Die Entstehung der Schrift ist folgende: Es versammelte sich die helvetische Gesellschaft, deren Zweck war, Leben in die alte morsche Eidgenossenschaft zu bringen, gewöhnlich zu Schinznach im Aargau; Lenz war als Gast mitgebracht und willkommen. Schlimme Regentage aber trübten das Fest; da nun dichtete Salis eine Cantate dem Jupiter pluvius. Angehängt wurden die über Tafel gesprochenen Impromptus und Sprüche, theils ernst, theils scherzhaft. Unter ihnen sind mehrere von Lenz, zwar

*) Ich habe den Druck leider nicht zu Gesicht bekommen. Was ich darüber geben kann, danke ich der freundlichen Mittheilung Edward Dorers — der hoffentlich das Ganze abdrucken läßt.

nur eines mit seinem Namen unterzeichnet, aber wahrscheinlich gehört ihm auch manches unter dem Namenlosen; gleiches gilt von Lavaters Antheil. Ich gebe hier zunächst ein, wie es scheint, dem letzteren zugehöriges Stück auf Lenz; man sieht, wie heiter es dort herging:

Herr Lenz, der mächtige Versifex,
Von einem Genius und einer Hex'
Zur Fastnachtzeit gezeuget ward,
Und kriegte ganz des Vaters Art;
Doch ritt auch mit Mama der Held
Auf Besen oft durch's Sternenfeld;
Nahm, als wir ihn kaum bärtig sahn,
Die Musen zu Maitressen an,
Und zeugte mit diesen keuschen Huren
Allerhand feine Caricaturen:
Als den Hofmeister, die beiden Greisen,
Den neuen Menoza, und wie sie sonst heißen.
Doch glaubt mir als einen wahren Propheten:
Lenz wird noch einer der größten Poeten,
Die unsern deutschen Helicon zieren,
Und sollt' ich ja meine Wette verlieren,
So ist wahrlich nur seine Schuld,
Und laß ihn ohne ferners Hofiren
Von Schärer Phöbus, wie Läufern — kastriren.

Mit Lavaters Namen unterzeichnet ist das folgende Gedicht, das hier wohl auch nicht fehlen darf, da es so manches zu Lenzens Charakteristik enthält, überdies den Beweis, daß mehrere der Impromptus von Lenz sein müssen, während, um ihnen alle Gehässigkeit zu benehmen, nur gerade die beiden persönlichsten unterzeichnet wurden.

Entia sine necessitate non sunt multiplicanda.

Ein Männchen von hoher Intelligenz,
Weiß nicht, ob von reichlicher Subſiſtenz,
Ein gutes Schooßkindlein der Providenz,
Kein großer Freund zwar von Jurisprudenz,
Dafür ein Poet von vieler Licenz,
Und himmelrein von Inſolenz,
Freund deſto mehr von Indolenz,
Kam ferne nicht her vom Städtlein Coblenz
Mit ſeiner kleinewigen Exiſtenz,
Doch mehr bedeutend als Peter Squenz
Wegen ſeines Ruhms und Correſpondenz
Und ſeiner weitwirkenden Influenz;
Er kam, ſag' ich, ohne Renitenz
Nach einer varianten Reſiſtenz;
Es kam, ſag' ich, der kleine Terenz,
Ohne Dichterrauſch und Rauſch mit Brenz
Auf die berühmte Schinznacher Conferenz,
Und horchte mit vieler Deferenz
Und mancher poſſirlichen Referenz —
Nun, man ließ den Knaben zur Audienz,
Und ſagte ſich, 's wär doch n' Impertinenz,
Wenn man ihn hielte für 'ne Peſtilenz:
Das Männchen kam alſo ohne Hörner und Schwänz
Ohn alle Gefreundt und Ehrennatinenz,*)
Und war da nicht völlig mit Indifferenz,
Als wär' er nur ein Excreſcenz —
Er macht uf'n Mittag ihr Excellenz
Mit Verſen und Reimen viel ſeltſame Tänz
Ohne des Reimens Inconvenienz.
Allein auf den Abend war in ſeiner Präſenz

*) Deutlich geſchrieben.

Gar viel geredt von des Manns Impotenz.
Er selber macht weits und breits und Allfänz,
Allein mir ist's klar bis zur Evidenz,
Daß vom Schädel zum Fuß er ist ein Faullenz;
In seiner Art einer ohne alle Concurrenz —
Drum reißt ihm vom Schädel die dichter'schen Kränz,
Und macht in die heut'gen Gedichte viel Schränz:
Thut dann des Sünderleins Magnificenz
Nicht auf der Stelle Poenitenz,
So bleibts auf ewig bei der Sentenz:
'S ist alles verloren an Michael Lenz.

Lenz antwortete mit folgendem — oder ging es vorher?

Woher, Herr Seelenarchiater,
Der Geistlich-Armen Procurator,
Der Verse wahre Pia-Mater,
Der Versemacher Prior-Pater,
Von guten Schädeln stets der Frater,
Von allen Schwachen stets der Vater,
Von allen Starken der Calfater —
Kurzum, mein lieber Herr Lavater,
Des Herr Gotts Nuntius a Later!
Sag Er, wo nehm' ich einen Stater.

Dorer macht mich aufmerksam, daß das Gedicht erst seinen vollen Effekt erhalte, wenn es nach Züricher Mundart mit dumpfem lang gedehntem A gelesen werde.

XVIII.

Ein Räthſel.

Im dritten Vierteljahr des Teutſchen Merkurs von 1776 finden ſich S. 200—203 die nachſtehenden drei Gedichte:

Die Zeiten der Liebe.

Es führte mich ein Gott zu Dir
Und ſahe Deinen Blick,
Und neue Luſt fühlt' ich in mir,
Verdoppelt all mein Glück.
Mein ganzes Herz nur Dich erkohr,
Wünſcht' ſtets um Dich zu ſein,
Und alle Rückkehr ſich verlor;
Nur Du! nur Du! warſt mein.

Der Freudentage ſonder Zahl
Zählt' ich ſchon in dem Sinn:
Kann da nur ſein ein Schein von Qual,
Wenn ich um Dich ſtets bin?
Wo ganz in jedem Athemzug
Mit jedem Blick ſo voll,
Mit jeder Miene lieb und klug
Die Freude Dir entquoll!

Wo Deine traute Engelsſtimm'
Mein Herz in Wonne kehrt —
Und es Dir bangend zuwinkt: Nimm,
O nimm, was Dir gehört!
Nimm hin des Jungen treue Lieb,
Nimm wahr in ſeinem Aug
Die Thräne zitternd hell und trüb,
Daß ſie zur Treue taug.

Und doch, wo ſind die Tage hin,
Umglänzt von dieſem Wahn?
Wo iſt der heilige Gewinn
Auf dieſer Liebesbahn?
Wo iſt des Kämpfers Freudenziel,
Des Siegers Ehrenkron? —
Herz auf! Noch ſind der Proben viel,
Trag ſchönen Tod davon!

Kayſer.

An Eliſa.

Hier ſteh' ich und athme,
Athem meiner Seele nur
Zu Dir hinüber, Eliſa!

Steh gedankenlos
Und träume, ſeufze nur
Zu Dir hinüber, Eliſa!

Ach, in die Gegend hinaus,
Die Du wandelſt, der die Sonne
Schöner herunter blickt Dich zu erfreuen —
Blick' ich in Träume.

Mir ſchwindt meine Sonne!
Verzückt in die Lichtſphäre
Um Dich herum
Träum' ich mich ſchaudernd
Hin zu Deinen Füßen,
An Deinen Hals,
In Deine Arme —
Im hohen Olymp
O Erde unter mir!

Ach, und doch wachend
Tief, allein, nur träumend,
Seufzend!

Ebenderſelbe.

An ihr Bildniß.

In fernen Landen weit von Dir,
Du Engel, ach, entfernt,
Geht doch Dein Bildniß ſtets mit mir
Und hat mich dort und hat mich hier
Gedult und Muth gelernt.

Wenn alles, alles mir verhaßt,
Die ganze Welt mir ſchwindt,
Dann eil' ich ſchnell dem Bildniß zu
Und ſaug' aus Deinen Zügen Ruh,
Mein Blut wird neu entzündt.

Ich küſſ' und drück's an meine Bruſt
Mein Geiſt ſchwingt ſich empor!
Dann denk ich mich ganz zu Dir hin,
Vergeß', daß ich weit von Dir bin,
Und ſag Dir alles vor.

Ich sag Dir tausend tausendmal,
Daß Du mir alles bist,
Auf's arme Herz die Hand gelegt,
Zeig' ich mit Blicken, wie es schlägt,
Wie Du ihm alles bist.

Was geht die ganze Welt mich an,
Was nutzt der Himmel selbst?
Was Fern' und Nähe, denn Dein Bild,
Aus dem mir Tod und Leben quillt,
Ist mein, Du Engel selbst!

Kayser.

Wir haben hier die Gedichte mit ihren Unterschriften gegeben, buchstäblich, wie der Merkur sie darbietet. An sich selbst schon höchst beachtenswerth, müssen sie es in unserem Zusammenhange noch ungleich mehr werden, denn wer nunmehr mit den Verhältnissen des Dichters bekannt ist und wer den Charakter seines poetischen Empfindens und Ausdrucks aufgefaßt hat, muß hier von dem Eindruck wunderbarer Aehnlichkeit getroffen werden. Das mittlere Gedicht namentlich ist so ganz im Charakter von Lenz, ich erinnere an sein Gedicht „Der verlorene Augenblick", daß dieselbe weit über die einer Nachahmung hinausgeht; eine solche würde auch darum nicht möglich sein, da Lenz das letztere Gedicht bei seinem Abgange von Weimar gedichtet hat, also um den 1. December 1776, diese Stücke aber zu Anfang des Septemberheftes gedruckt sind, und nach Wielands Angabe wissen wir, daß um diese Zeit stets der Druck der Hefte um die Hälfte des Monats, den sie auf dem Titel tragen, begonnen wurde. Was die Aehnlichkeit anlangt, so mache ich besonders auf „die Lichtsphäre"

aufmerksam, eine so eigenthümlich Lenzische Auffassung, daß sie schwerlich einem Anderen zuzutrauen ist. Aber Form und Inhalt weis't in diesem Stück gleich sehr auf Lenz hin. Nicht ganz in demselben Maaß dürfte das von den beiden anderen Gedichten der Fall sein, hier vielmehr finden wir neben einander eben so viel das stark auf Lenz deutet, als auch wieder anderes, das bedenklich machen kann. Von der ersteren Art ist der Schluß des voranstehenden Stückes, dann im zweiten das Bildniß und dessen Cultus, in beiden aber die Wärme und der Wurf; dagegen findet man hie und da eine Vernachläßigung der Diction, sehr häufige Apostrophe vor dem Consonanten, und vor allen jenes „gelernt" statt gelehrt, während doch Lenz lehren und lernen stets unterscheidet, z. B. nahe bei einander im „Matz Höcker":

— Daß gleich mit allem fertig sind
Und Gott und Menschen lernen verachten,

Und bald darauf:

— Uns verspotten nach Herzens Begehren,
Nur unsre Leutlein nit spötteln lehren.

Wofür nun soll man sich entscheiden: daß Kayser wirklich jene drei Stücke gemacht? Wir wissen bereits wer Kayser ist, jener Musiker aus Frankfurt, Lenzens Freund, sonst weiter nicht als lyrischer Dichter bekannt, und er kommt auch weder früher noch später im Deutschen Merkur vor, nur eben hier zur Zeit, wo Lenz in Weimar war und mit Wieland verkehrte. Noch einmal indeß glaube ich ihn verkappt zu erkennen, bezeichnet mit einem bloßen K., das ist im Jahrgang 1777,

April; allein das ist die Uebersetzung eines Sonetts von Petrarka und der Uebersetzer könnte sehr wohl wieder Lenz sein:

Petrarkas 269. Sonett.

Zephyr kehret wieder, bringt die schöne Jahreszeit
Bringt die Blumen, bringt die Kräuter seine Kinder,
Prognens süßes Schwatzen, Philomelens Klagelied,
Bringt den jungen Frühling weiß und röthlich wieder.
Lachen alle Wiesen, lacht der heitre Himmel,
Zeus schaut froh herab auf seine Tochter Tellus,
Liebe füllt die Lüfte, füllt das Meer, die Erde,
Alles was da lebet, gattet sich zum Lieben —
Mir Ermüdtem, mir nur kehren schwere Seufzer
Wieder, die sie ausschöpft aus des Herzens Tiefe,
Die des Herzens Schlüssel in den Himmel wegtrug.
Nun ist mir der Vögel Lied, der Auen Blühen,
Nun sind mir der Mädchen keusche Liebesspiele
Nichts wie öde Wüsten, leer und todt an Freude.

Ein Gedicht, das allerdings einer ähnlichen Herzensstimmung angehört und in gleichem Sinne hier veröffentlicht scheint wie jene drei Gedichte, die nicht bloß der Lesewelt, sondern einer bestimmten Person zu gelten scheinen.

Wir haben schon bemerkt, daß dieser Kayser in keinem der Musenalmanache vorkommt; dagegen ein Keiser in dem Vossischen Musenalmanach von 1776, und sein Gedicht ist von der Art, daß es hier wird stehen müssen. Es nennt sich:

Liebe.

Ja, ja man fühlt, fühlt Göttermacht,
Sinkt aber auch in Höllennacht,
Ist Gott und Teufel wie sich's schickt,
Umspannt die Welt und ist verrückt.

Man geht umher von Menschen los,
Man dünkt sich übern Himmel groß;
Und sinkt zur feigen Memm' hinab,
Läßt alles, stürzt sich gar ins Grab.

Wieder ein bedeutendes, sehr merkwürdiges Gedicht, um so merkwürdiger, wenn man es mit allen übrigen Stücken des Almanachs vergleicht, der Abstand ist so groß, daß man sich sogleich sagen muß, kein einziger all jener Poeten habe ein solches Gedicht machen können. Und nun dieser Keiser, der nur noch namenloser ist als Kayser? Er kommt auch nirgend vor, Druckfehler für Kayser ist aber auch nicht anzunehmen, einmal an sich schon nicht im Namen, dann aber nicht gleichzeitig in zwei Buchstaben: ei und ay, das geht eben zu weit aus einander. Was folgt? Daß hier eine Maskirung anzunehmen ist, und zwar eine solche, welche zugleich auch auf jene ersten drei Gedichte zurückwirkt. Dergleichen Mystificationen mit Chiffren waren damals sehr häufig, wie denn namentlich auch Goethe sie liebte.

Wir lassen einstweilen die Frage als solche stehen; zu ihrer Lösung wird es noch fernerer Elemente bedürfen. Zunächst führe ich hier noch ein Gedicht aus dem Teutschen Merkur an, das ich Lenz glaube zueignen zu müssen, obwohl ich es nicht in jeder Beziehung für ein sehr vorzügliches halte. Es steht im zweiten Vierteljahr von 1776 und hat die Ueberschrift:

An eine Myrte.

Wachse liebes junges Bäumchen,
Du gepflanzt von meiner Hand,
Als ich nur die ersten Keimchen
Heil'ger Lieb' im Herzen fand;

Wachse fort, mein Myrtenbäumchen
Auf daß all die goldnen Träumchen
Fröhlich in Erfüllung gehn;
Daß ich Minna möge sehn,
Wie mit ihrem zarten Däumchen
Deinen besten Zweig sie bricht
Und ins schwarze Haar sich flicht, —
Daß in seines Schattens Kühle
Minna könne setzen sich,
Und ich neben Minna mich,
Voll der seligsten Gefühle!

Wachse Bäumchen, werd' ein Baum!
Wenn das Rabenschwarz der Haare
In ein falbes Grau erbleicht;
Wann dem schönsten Augenpaare
Jener Himmelsfunk' entweicht,
Und der seidne Wollustflaum
Weg von Minnas Busen schleicht,
Wann der Wangen Ros' und Nelken
Ach, der Sturm der Zeit verscheucht,
Dann, mein guter Myrtenbaum,
Kannst auch du verwelken!

Das Gedicht hat die Unterschrift L., des Namens Minna aber hat Lenz sich zum öftern bedient, wo es die Liebe zu der Hofdame galt, und diese nun finden wir hier wieder gemalt, ganz wie Lenz sie auch sonst malt und wie nur er so kühn malen kann: mit ihren feurig schwarzen Augen, dem schwarzen Haar, der feinen Röthe, der üppigen Weiße und Fülle. Das Gedicht war aus tiefem Herzen geflossen, eine verwegene Mahnung an die Braut eines andern, auf welche der Dichter ein Recht zu haben glaubte. So wäre es denn ein wesentliches

Stück in der Reihe der Liebeslieder nicht bloß, sondern auch der Annäherungen. Aber diese Annäherung war eben zu dreist, der Dichter zu kenntlich, seine Absicht zu offenbar, so daß er schon deshalb nicht zum zweiten Mal ein Aehnliches wagen durfte. Er wurde also zu stärkerer Verhüllung getrieben, er ging über zum Pseudonym, ja sogar zur Unterschiebung, als sich ihm die Gelegenheit dazu bot, er mystificirte wahrscheinlich den Herausgeber des Teutschen Merkur. Ich wäre nämlich geneigt, von den drei Kayserschen Gedichten das erste und letzte Kayser zu geben (vielleicht von Lenz überarbeitet), das mittlere jedoch Lenz, und eben diesem das Petrarkische Sonett, besonders aber das mit Keiser unterzeichnete Gedicht im Musenalmanach. In Bezug auf das letztere empfehle ich dringend, den ganzen Almanach durchzulesen, mit all seinem Reimgeklimper, seinen Daphnen und Chloen, den Gedichten an den Mond und auf ein Vergißmeinnicht, mit seinen sentimentalen Klageliedern u. s. w. — man wird sich alsbald sagen, daß Lenz und nur Lenz dies Gedicht habe machen können, das denn auch wohl keine unerhebliche Ergänzung seiner poetischen Werke, so wie ein Document mehr für sein Leben und sein Schicksal sein möchte. Diese Gedichte mit ihren auf Lenz hinweisenden Fingerzeigen werden sich jedenfalls wohl gegenseitig unterstützen und bestätigen und daß eben dieser Kayser Lenzens „flüchtige Aufsätze" zu Winterthur herausgab, deutet ohnehin auf einen genauen Verkehr mit ihm, der höchst wahrscheinlich in des Dichters Geheimniß eingeweiht war und seinerseits die Unterschiebung sich schon konnte gefallen lassen; die Lösung ist freilich auffallend, allein viel auffallender noch die Thatsache.

Der Name Keiser im Musenalmanach wäre dann als Rückzug anzusehen.

Daß übrigens Lenz im Jahr 1777 noch mit Wieland in Verbindung stand, dürfte wohl daraus hervorgehen, daß hier sein Aufsatz über das Hochburger Schloß gedruckt wurde, der wohl erst in diesem Jahr zu Emmendingen bei Schlosser geschrieben sein kann. Er ist im April 1777 abgedruckt, in nächster Nähe des Petrarkischen Sonetts.

Und hier nun, nachdem wir alles durchmustert haben, was sich zur Zeit von lyrischen Gedichten unseres Lenz auffinden läßt, bringt schließlich wieder die Frage an: wo sind die Gedichte an Friederike? Stöber, und die ihm folgten, waren darum nicht verlegen, sie bezogen eben alle Liebesgedichte auf diese. Davon kann nun freilich nicht mehr die Rede sein: sie beziehen sich, seit wir von derselben wissen, auf Adelaide. Eine andere Frage wäre: Was bleibt übrig für jene? Dieselbe läßt sich schwerlich anders beantworten als: nur drei Gedichte. Die beiden aus der Iris: „Die Freundin aus der Wolke", „das Denkmal der Freundschaft" und das in Schillers Musenalmanach aus den bei Goethe bewahrten Papieren gedruckte Gedicht: „Die Liebe auf dem Lande". Bei diesen drei Gedichten aber muß auffallen, daß sie gar nicht von Lenzens Liebe handeln, noch auch von Friederikens Liebe zu ihm, sondern nur von der Liebe der letzteren zu Goethe. Wie, Lenz hat sie doch, wenn auch nicht lange, so doch jedenfalls aufrichtig und innig geliebt, er hat ihren Besitz gewünscht, mit ganzer Seele verlangt, sollte er darüber keinen Vers gemacht haben? Gewiß wohl machte er welche, aber ich glaube, er wollte sie nicht erhalten, er selbst hat sie vernichtet, weil

er eben dieser Liebe entsagte, weil er sie ganz verwischte, weil sie durch die idealere zu Adelaide völlig in Schatten trat. Und auch Friederike erhielt nichts? So scheint es, und vielleicht sorgte Lenz selbst für die Auslieferung — oder ein Anderer. Jedenfalls liegt auch in diesem Umstande eine starke Bestätigung dessen, was wir von vorn herein behauptet, daß diese Neigung früh erloschen sei und daß sie keine Beziehung zu dem Ausbruch von Lenzens Wahnsinn haben könne.

Am Schluß unserer Betrachtung der Lenzischen Werke ist wohl ein Blick der Bewegung zu widmen, welche der Dichter in seiner Entwickelung gemacht. Wovon ging er aus, und wo kam er an? Wir finden in seinen frühesten Werken eine auffallende Unbefangenheit und Gegenständlichkeit der Darstellung, er spiegelt, was das Leben ihm zeigt, mit höchster Treue zurück, seine Bilder gleichen den photographischen, die Betheiligung seines eigenen Selbst ist eine äußerst geringe, in seltenem Maaß überwiegt das specifisch dramatische jedwedes lyrische Element. So finden wir es im „Hofmeister" und so ist es noch in den „Soldaten". Allein eine übermächtige Leidenschaft ergriff den Dichter und nun ändert sich Charakter und Richtung seiner Production: jene Unbefangenheit und Parteilosigkeit weicht einer Darstellung, welche auf das engste mit seinem eigenen Schicksal verbunden ist, so daß man sagen kann, ein rein lyrischer Inhalt nehme nur noch dramatische Form an. Man kann nichts Subjectiveres erdenken, als was den Inhalt der Stücke „Seraphine", des „Waldbruders", des „Engländers" ausmacht, ganz zu geschweigen des „Petrarch"

und „Tantalus“. Es sind sämmtlich Herzensergießungen, Darstellungen des eigenen Schicksals, Verkörperungen des Schmerzes, wobei in hohem Grade zu bewundern bleibt, wie das Lyrische noch so durchaus dramatisch und wie bei dem Walten der höchsten Leidenschaft noch so viel freie Kunst sein könne.

Des Dichters Production wurde plötzlich und gewaltsam unterbrochen und wir blicken seinem geistigen Dahinscheiden mit der Frage nach: was hätte dieser so geschulte Dramatiker, zumal da er einigermaßen schon von den Stürmen seines Herzens wieder beruhigt schien, noch ferner leisten können? Goethe seinerseits verließ bald die im Götz betretene Bahn, das dramatische Feld blieb offen, bis Schiller kam.

XIX.

Verhältniß zu den Zeitgenossen, insbesondere zu Goethe.

Wenn sich der Dichter Lenz unter unseren Augen so stark verändert hat, so wird denn auch wohl seine Stellung unter den Zeitgenossen eine andere werden müssen, als man sich's gemeinhin vorstellt. Irrthümer hierüber haben leider von seinem ersten Auftreten geherrscht, sie sind verschiedentlich befördert worden, und auch jetzt, wo Zeit wäre, die Leidenschaften ruhen zu lassen, sind sie nicht ganz beseitigt.

In einem Aufsatz im Deutschen Merkur von 1774, drittes Vierteljahr, wahrscheinlich doch aus Wielands Feder, wird schon das Verhältniß von Goethe und Lenz, wie billig, ins Auge gefaßt. Beide rechnet der Kritiker zur Herderschen Schule; Goethe habe seine Principien in den „Anmerkungen über das Theater" dargelegt, und was könne richtiger sein, als die ganze Poesie zurückzuführen auf die Darstellung des Menschen. Allein diese „Anmerkungen über's Theater" sind, wie wir wissen, und wie Wieland später selbst berichtigen mußte, nicht von Goethe, sondern von Lenz, ein Umstand, der Wielands Auffassung sogleich eine schiefe Richtung gab, denn nun fand er demgemäß auch, daß Goethe den Menschen besser darstelle, wogegen er Lenz reicheren Humor im Komischen zutheilt; er habe

so die Komödie reformirt, wie Goethe die Tragödie. Dann heißt es: „Noch sind die Nachahmer von Goethe und Lenz nicht häufig geworden, unstreitig, weil man in ihrer Manier ohne ihre Talente unmöglich Glück machen kann." — Hier also stehen beide mit einer gewissen Ebenbürtigkeit sich gegenüber.

Gewiß ist nun wohl nach unserer Darstellung, daß man nicht mehr mit Tieck Lenzens Entwickelung so auffassen könne, als ob erst durch den Umgang mit Goethe in ihm eine Erweckung stattgefunden hätte, denn wir sahen, wie große Zeichen eines bedeutenden Talentes Lenz bereits gegeben hatte, bevor er nach Straßburg kam, und Goethe selbst meldet, daß er erst in der letzten Zeit seines Straßburger Aufenthalts mit ihm bekannt geworden; er ward aber schon am 31. August zu Frankfurt als Advocat vereidigt. Lenz hatte bereits eine bestimmte Richtung und brauchte sie nicht erst zu empfangen, ein anderes ist, was durch Wetteifer, durch Gegenseitigkeit angeregt wurde.

So wird es denn hier auch nicht überflüssig sein hervorzuheben, daß Lenzens „Hofmeister" unabhängig vom Götz sei und vor demselben vollendet worden. Aus dem schon angeführten Brief an Salzmann ersehen wir, daß Lenz aus Landau im September 1772 sein fertiges Trauerspiel an den Freund absendete, während Goethe erst nach seiner Trennung von Lenz den Götz zu Frankfurt begann und in Wetzlar fortführte, gedruckt erschien er erst im Jahr 1773.*) Von Nachahmung

*) An Herder sandte er eine vorläufige Skizze frühestens Ende 1771 von Frankfurt, das Datum des Briefes fehlt leider (Herders Nachlaß I, 34); in einem späteren Brief aus Wetzlar verkündigt er, daß es eingeschmolzen werden solle.

auf Seiten Lenzens kann hier also nicht die Rede sein, um so weniger, als „der Hofmeister" ein überaus fleißig gearbeitetes Stück ist, das der Dichter gewiß nicht in so kurzer Zeit zu Stande gebracht haben kann, wie seine späteren Werke. An Salzmann schreibt er am 28. Juni 1772: „Mein Trauerspiel — nähert sich mit jedem Tage der Zeitigung," es ist also mehr als wahrscheinlich, daß er daran arbeitete schon während seines Verkehrs mit Goethe zu Straßburg im Sommer 1771.

So spricht denn auch alles dafür, Lenzens Bekanntschaft mit Shakespeare für älter zu halten, als die Goethe's, ein Punkt, der in unserer Betrachtung nicht gleichgültig sein dürfte. Von Herder hatte Lenz sie nicht, denn dessen persönliche Bekanntschaft machte er nicht in Straßburg, sondern erst später in Weimar, er hatte sie von Lessing, aus Wielands Uebersetzung, aus Herders Schriften, aus Shakespeare selbst. Als Goethe ihm näher trat, war er bereits ein meisterhafter Uebersetzer des Shakespeare, also nicht seit gestern mit ihm bekannt. Von Goethe dagegen, den ja eben die Vorliebe für französische Sprache und Kunst nach Straßburg geführt hatte, glaube ich, daß er im Wesentlichen erst in Straßburg auf Shakespeare und dessen Bedeutung für deutsche Poesie aufmerksam geworden sei, zunächst durch Herder, den er, wie in dem Buch von deutscher Kunst und Art zu lesen steht, vor Shakespeare's Bilde umarmt. Eben so, wie ihm der gothische Münster etwas neues in Straßburg war, denn bisher hatte er nur von griechisch-französischer Kunst gewußt, eben so, das will mir scheinen, stand es auch mit seinen Ansichten vom Drama; die in Leipzig verfaßten Stücke verweisen nur auf französische und

italienische Vorbilder, und bei seinen Leipziger Studien ist von Shakespeare keine Rede, in der That war auch Leipzig am wenigsten der Ort dafür. Allein als Goethe in Wahrheit und Dichtung weiterhin seines Verkehrs mit Lenz und des Austausches gedenkt, da wird auf einmal hingeworfen, er sei schon in Leipzig mit Shakespeare aus Dodds „Beauties of Shakespeare" bekannt geworden, später sei Wielands Uebersetzung gekommen. Goethe studirte aber in Leipzig vom October 1765 bis September 1768, und Wielands Uebersetzung erschien 1761—68; Lessings Dramaturgie wurde 1767 zu Hamburg gedruckt, verbreitete sich wohl aber erst später. So möchte ich denn auch hier an eine kleine chronologische Verschiebung glauben, deren ja mehrere in Goethe's Leben bekannt sind, vielleicht nicht außer Zusammenhang mit dem was er als Dichtung bezeichnet. So erklärt sich denn sehr wohl, warum Goethe und Lenz sich anfangs nicht suchten, sie befanden sich eben auf ganz verschiedenen Standpunkten. Goethe's Bekanntschaft mit Herder änderte das, durch ihn füllte die Kluft sich aus. Durch ihn wurde Goethe auf Homer, auf Ossian, auf die Volkslieder, auf Shakespeare gewiesen: jetzt konnte Lenz sein Freund werden, jetzt hatten sie Gemeinsames. Lenz eben sollte nur die Lücke ersetzen, die durch Herders Abgang entstanden war. In der That, Shakespeare wurde der Vereinigungspunkt zwischen Goethe und Lenz, wir wissen, daß Goethe diesem bei seinem Abgange von Straßburg ein Exemplar von Shakespeare's Othello schenkte, mit der Inschrift: „Seinem und Shakespeare's würdigem Freunde Lenz", woraus wiederum zu folgern ist, daß letzterer schon im Jahr 1771 in Shakespeare's Sinn gedichtet hatte, trefflich gedichtet hatte, während

der Götz erſt zu Frankfurt nach Goethe's Rückkehr von Straßburg erwuchs.

Nun kam aber der Götz früher in die Welt als der „Hofmeiſter", ein Umſtand, der allein ſchon Lenz und Goethe für ihr ganzes Leben in eine Spannung, und namentlich jenen in eine ſchiefe und gereizte Stellung brachte. Merck war es, der, wie bekannt, Goethe zu ſchnellerem Druckenlaſſen trieb und ſelbſt zum Theil die Mittel dazu hergab; Lenz, dem dieſe Mittel fehlten, mußte mit ſeinem Stück zu Hauſe bleiben, kein Verleger, kein Drucker hätte ſich dafür gefunden; allein das Glück, das Goethe's Werk machte, bahnte auch dem Lenziſchen den Weg. Das ältere Stück erſchien nun aber als das jüngere, ja die Welt nahm es für die Nachahmung. Es erſchien eben ſo wie der Götz ohne Namen; viele hielten es für Goethe, nicht eben zum Schaden von Lenz, wenn ſich's bloß um Verbreitung und Abſatz handelte, allein gar ſehr zum Nachtheil für Beurtheilung und Auffaſſung.

In der That ſteht Lenzens Werk auf einer anderen Stufe. Nur damals, wo beide Stücke gleich neu waren und wo zunächſt der Gegenſatz gegen die regelmäßige Tragödie auffiel, konnte man die Aehnlichkeit ſo groß finden, heutigestags zeigt ſich zwiſchen dem „Hofmeiſter" und Götz ein merklicher Abſtand. Von dieſem iſt kein Einfluß in jenem, wie ſollte es auch, da Götz ein hiſtoriſches Stück iſt, ein Zeitgemälde, nur eben friſch und lebendig behandelt, ſo daß es dadurch den Anſchein der Gegenwart gewinnt. Der „Hofmeiſter" ſteht ganz im neueſten Alltagsleben. Er deutet nur auf Leſſing hin, man ſieht darin nur, daß es eine Emilia Galotti, eine Miß Sara Sampſon vor ihm gegeben: allein Lenz hat ein lebhafteres

Naturell, er ist tiefer in Shakespeare eingedrungen und, so will mir scheinen, in Fielding. Wie anders hätte der Eindruck des Stückes sein müssen, wenn Götz ihm nicht auf dem Fuße gefolgt, nicht in die Oeffentlichkeit voran geeilt wäre!

Daß Lenzens „Anmerkungen über das Theater" wirklich der Zeit angehören, welche der Verfasser angiebt, unterliegt wohl keinem Bedenken und bestätigt sich immer mehr durch die Erwägung aller umgebenden Verhältnisse; es schien aber nöthig, bei diesem gleichfalls verspäteten Werk die Zeit seiner Entstehung anzugeben, damit hier nicht eine gleich ungerechte Beurtheilung eintrete, wie beim „Hofmeister" geschehen. Es ist schon darauf hingedeutet worden, daß in diesen Anmerkungen nichts enthalten sei, was Lenz nicht im Jahr 1770 hätte sagen können, ja es liegen darin eben die Grundsätze ausgesprochen, die er haben mußte um ein Stück von solcher Art zu schreiben, wie „der Hofmeister" ist. So wenig der letztere aus dem Götz von Berlichingen hervorgegangen, so wenig sind auch diese Grundsätze vom Götz abgezogen; allein eine Frage ist, ob nicht vielmehr die Abfassung des Götz in solcher Form des Vorausgangs solcher Grundsätze und selbst eines Beispiels bedurft habe, denn viel leichter ließen dieselben sich anwenden auf unmittelbar aus dem Leben Geschöpftes als auf Geschichte. Goethe erfüllte eben in seinem Götz, was Lenz verlangte: Der Leser solle ausrufen „Die Kerls!" (s. o.). Daher eben Lenzens reine Freude an dem Werk. Fühlte nun aber Lenz doch zugleich die Nothwendigkeit, jene Zeitangabe der Nachwelt zu überliefern, auf die Mitwelt machte sie wenig Eindruck. Goethe, auf den durch den Werther sich aller Augen richteten, erschien von hier ab immer mehr als der Führer einer neuen Schule,

als der Begründer einer neuen Litteratur, man bezog die neuen Grundſätze eben auch nur auf ihn; der Anſchein war gegen Lenz und nach nicht langer Zeit war er vergeſſen. Goethe ſtand einzeln da, ohne jeden Rival, mit Schiller aber theilte er in ganz anderer Weiſe: ſo gewöhnte er ſich denn ſelbſt daran, ſich allein als den Urheber der neuen Zeit zu betrachten — und in ſeinem Leben leider ging er ſo weit, Lenzens unbefangene Zeitangabe zu verdächtigen, wir wollen ſagen durch Gedächtnißfehler und Illuſionen des Alters.

Daß Lenzens „Hofmeiſter" ſeine natürliche Stelle vor dem Götz habe, daß er den Zeitgenoſſen näher lag und eher Bahnen zur Nachfolge eröffnete, dies ſpiegelt ſich auf merkwürdige Weiſe in der Nachahmung durch Geiſter zweiten Ranges. Jene beiden Stücke, welche Tieck unſerem Dichter zueignen wollte, „das leidende Weib" und „Otto", ſind hier zu vergleichen. Beide, wie darüber kein Streit mehr ſein kann, ſind Jugendwerke Klingers, von ihm ſelbſt ſpäter nicht anerkannt. Nun iſt „das leidende Weib" älter als „Otto", er ſchrieb es, veranlaßt durch eine wirkliche Begebenheit, als Pädagogſchüler, während der „Otto" ſeinen Univerſitätsjahren angehört. Das erſtere Stück, gedruckt 1775, zeigt aber auffallender Weiſe gar keine Beziehung zum Götz, ſondern nur gewiſſe Anklänge an Goethe's Werther, in allem Uebrigen iſt es die entſchiedenſte Nachahmung von Lenz, deſſen „Hofmeiſter" man in jeder Scene wiedererkennt, verſteht ſich mit derjenigen Abweichung, welche ſtets der Nachahmer, wenn immerhin ein talentvoller, bieten wird. So iſt denn der Verfaſſer auch ganz mit Recht ſchon damals ein Nachahmer von Lenz genannt worden, und man hätte dieſen niemals mit dem Dichter des Originals verwechſeln

sollen! Dagegen nun ist Klingers zweites Stück eine eben so unverkennbare Nachahmung des Götz von Berlichingen, beinahe jede Scene, jede Situation, jeder Charakter entspricht einem dort gegebenen, wie man sich leicht davon überzeugen kann und wie auch dies im Teutschen Merkur sogleich sehr richtig und bestimmt bemerkt worden. Die mit vieler Einsicht und Umsicht von Wieland selbst verfaßte Beurtheilung findet sich im Jahrgang 1775, drittes Vierteljahr S. 177 f. Hinsichtlich des „leidenden Weibes" wird gesagt, daß der Verfasser bis auf Einzelheiten und Ausdrücke, namentlich gewisse Kraftausdrücke, seinem Vorbilde Lenz gefolgt sei, daß er aber im „Otto" sich eben so an Goethe anschließe: „Uebrigens werden alle die, welche mit Götz von Berlichingen bekannt sind, alle Augenblicke nur einen schwachen Widerschein dessen bemerken, was sie dort bewunderten. Götz selbst ist in den Otto, den Wieburg (den Plaindealer) und in den Hungen vertheilt. Elisabeth heißt hier Adelheit und erweckt weniger Hochachtung. Marie ist in Giselle verwandelt. Adelheit, oder vielmehr nur ihr Schatten, erscheint unter dem Namen Gianette. Normann soll den Weißlingen vorstellen, aber Weißlingen ist feiner. Goethe's Bischof ist viel charakteristischer als hier Adelbert. Georg lebt in Hansen wieder auf. Die Stelle des heimlichen Gerichts vertritt die Inquisition. Sogar die Beschreibung, die das Mädchen der Adelheit von Götz macht, wendet hier (S. 43) ein Mädchen auf den Otto an. Konrad der Bigote, der betende Einsiedler (S. 50), die weissagende Alte (S. 57) und der Schwur (S. 112) sind dasjenige, was ich des Verfassers Eigenthum nennen kann und was auf mich den meisten Eindruck gemacht hat. Ein Greis von seinen Kindern verstoßen

und seine Kinder durch Pfaffen aufgehetzt, machen den Hauptinhalt aus, und erinnern sogleich an die Geschichte des Königs Lear." Tieck kannte das Stück „Otto" nicht, allein er kannte diese Beurtheilung Wielands, wenigstens führt er sie an, so weit sie, unmittelbar davor, vom „leidenden Weibe" handelt: und nach solchem Urtheil konnte er noch für möglich halten, daß ein solches Stück Lenz gehöre, der also im Jahr 1774 noch ein so unmündiger Nachahmer Goethe's sein sollte! Wahrlich, das Schicksal, das Lenz im Leben so unbarmherzig verfolgte, verfolgt ihn auch nach dem Tode, denn nichts Schlimmeres konnte dem Herausgeber seiner Werke begegnen. Danach wird nicht Wunder nehmen, daß er Lenz für viel zu gering anschlägt und daß er über sein Verhältniß zu Goethe vollständig in der Irre geht.

Lenzens Werke hätten gesammelt werden müssen entweder ehe Goethe sein Leben schrieb, oder nach Goethe's Tode. Tieck sammelte sie bei Goethe's Lebzeiten, und stand dabei ganz unter dessen Einfluß, er war durchaus abhängig von der Art, wie Goethe in Wahrheit und Dichtung Lenz darstellt, in diesem Punkt keineswegs unbefangen, wie das aus unserer Erzählung sich schon gezeigt haben muß. Ich glaube sogar, Goethe hätte anders schreiben müssen, wenn ihm und der Welt die Werke vorgelegen, denn sein Gedächtniß war hier keineswegs treu. Seine Auffassung und Darstellung ist jetzt jedenfalls der Kritik zu unterwerfen.

Schon in Bezug auf Klinger und wie er diesen zu Lenz stellt, müssen wir Einspruch thun. Beide kommen bei ihm ungefähr gleich zu stehen, ja er behandelt Klinger mit eben so viel Vorliebe als jenen mit Ungunst: der Nachahmer war ihm

lieber als der Rival. In unsern Augen ist Klinger ein talentvoller Practicus, der auf eigenthümliche Weise den Uebergang von Lenz und Goethe zu Kotzebue bildet. Er weiß sich alles anzueignen und es schnell und wirksam zu verarbeiten, er schwimmt mit dem Strom, geht den Neigungen des Publikums nach, in sich hat er keinen inneren künstlerischen Halt, außer sich keinen bestimmten Leitstern. In seinem Ausgange Nachahmer, bald von Lenz bald von Goethe, wirft er sich auf die verschiedenartigsten Stoffe, kleidet sich in die entgegengesetztesten Manieren; später in Wien und Petersburg versuchte er sich im Conversationsstück und Roman und bringt hier die erworbene Weltkenntniß zur Geltung. Mit praktischem Sinn, gebildetem Verstande, vieler Weltklugheit bei ernstem Charakter und mannichfachen geselligen Gaben machte er sein Glück in der Welt. Er starb in geachteter Stellung zu Petersburg, hochbejahrt, erst 1831, also ein Jahr vor Goethe, hatte aber seinen Namen schon vollständig überlebt, während für Lenz von da ab erst seine Zeit kommen sollte.

Klinger ist im Schauspiel besser als im Trauerspiel, weil dort Gewandtheit, Witz, Humor sich mehr zeigen kann. In der Tragödie vermissen wir den organischen Bau, die Reihenfolge bunter Scenen scheint willkührlich in Acte zerschnitten, die Motive häufen und thürmen sich, da keinem seine wahre Ausführung und innerliche Erfassung zu Theil wird. Manchmal taucht Charakterzeichnung auf, doch ist sie grob und verschwindet bald in der allgemeinen Unruhe und Verworrenheit. Alles ist stark aufgetragen, aufgesteift, mehr Streben nach Kraft als wirkliche Kraft; in manchen Stücken herrscht, um mit Klinger selbst zu reden, eine „starre Wildheit"; er geht recht eigentlich

auf das Ungeſtüm aus, ſeine Helden ſind ſelten etwas anderes als Wüthriche: man kann an ihm lernen, welch ein Unterſchied ſei zwiſchen Lebhaftigkeit und Lebendigkeit. Anderſeits iſt er im Sentimentalen ſtellenweiſe ſehr ſtark, copirt dann aber Goethe im Werther, der Stella u. ſ. w.

Ein grobes und überladenes Stück ohne Wirkung, weil kein Charakter ein tiefgehendes Intereſſe einflößt, iſt „Die neue Arria", hier wird ein römiſches Motiv, ähnlich wie in Leſſings Emilia, in neuere Zeit übertragen, es iſt aber ſo viel verſchiedenartiger Stoff zuſammengehäuft, daß daraus mindeſtens drei Tragödien hätten werden müſſen. Als eins der beſten Stücke von Klinger bezeichnen wir ſein Schauſpiel „Sturm und Drang", das bekanntlich der ganzen Gruppe den Namen gegeben. Es ſpielt in Amerika, die Feindſchaft einer ſchottiſchen und einer engliſchen Familie ſoll hier in abenteuerlichen Verwickelungen ausgefochten werden. Beide Familien beſtehen aus lauter Wütherichen, unter denen man es nicht aushielte, wenn nicht etwas Humor und Sentimentalität noch ſehr wohlthätig als Mäßigung einträte. Das Trauerſpiel „Conradin" iſt wieder eine ſchwache Nachahmung des Götz, um ſo ſchwächer, als es weniger ſtark nachahmt. Auch antike Stoffe ergriff Klinger, er ſchrieb einen „Pyrrhus", eine „Medea", in der er ſich ſehr frei und unabhängig bewegt; aber ohne Intereſſe. Die ſpäteren ſind ganz verſchieden, z. B. „Der Schwur", flach in der Anlage, feiner in der Ausführung; aber in der Mehrzahl der früheren herrſcht etwas Deſperates, ja ſelbſt Kannibaliſches (ſo in „Sturm und Drang") — es macht ſich Mangel an künſtleriſcher Selbſtändigkeit fühlbar; das Gewebe erſcheint überall nur halbecht. Man mag in

seinen früheren Werken etwas von Gährung erkennen und sie als Most bezeichnen, er selbst hat in der Vorrede seines Theaters seine Jugendwerke so aufgefaßt; allein es hat sich nicht eben viel aus ihnen abgeklärt; denn was er später gab, hätte solcher Vorgänge nicht bedurft. Selbst Maler Müller ist an poetischer Potenz und künstlerischem Sinn gewiß höher zu stellen. Am meisten aber zählt wohl zu denen, welche die eigentliche Gährung bezeichnen: Heinrich Leopold Wagner, geboren zu Straßburg 1747, später Advocat zu Frankfurt, dann zu Mainz, stirbt 1783. Er war einer der unruhigen Geister, nicht ohne Geist, von schneller Fassung, aber keiner sonderlichen Tiefe und vollends von keiner Kraft zum künstlerischen Durchbilden. Er faßte wirksame Motive auf und wurde schnell mit ihnen fertig. Goethe bekanntlich sagte von ihm, er habe in dem Trauerspiel „Die Kindesmörderin" (1776) sein Motiv des Faust vorweggenommen (wo es freilich eigentlich nicht hingehört) „doch habe er es ihm nicht nachgetragen." Im Uebrigen zeichnet Wagner sich durch besondere Roheit und Indecenz aus.

Lenz gehört freilich auch in diese Zeit gährenden und schäumenden Strebens und er befand sich auch an dem Ort, der der Mittelpunkt des genialen Treibens war. Sicherlich hat er selbst das Seinige beigetragen, dies Treiben hervorzurufen, denn man wird nicht umhin können, ihn als einen der früheſten Inhaber der neuen Richtung anzusehen. Man darf ihn eben darum nicht unter die Masse rechnen, er geht vielmehr mit einer bestimmten Bahn mitten hindurch, so daß er im Grunde der einzige ist, der neben Goethe eine mehr selbständige Entwickelung versprach; die andern sind theils

Goethe's Nachahmer, theils die seinigen. Und so halte ich denn für nöthig, bestimmt auszusprechen, daß nicht Goethe allein, sondern erst Goethe in Verbindung mit Lenz, der Götz unterstützt durch den „Hofmeister", die Gährung hervorgebracht, die Geister ins Feld gerufen habe; meldet doch Tieck selbst, daß in seiner Jugend „der Hofmeister" auf ihn einen besonders tiefen Eindruck gemacht, weshalb er ihn denn eben für Lenzens vorzüglichstes Werk hielt.

Auch Wagners „Kindesmörderin", falls sie wirklich ein Plagiat an Goethe begangen haben sollte, steht in ihrer Ausführung doch bei weitem mehr unter dem Einfluß von Lenz, denn dieser eben hatte gelehrt, gewaltige Motive auf dem Boden des bürgerlichen Schauspiels mit illusorischen Farben zu behandeln. Wir finden auch bei Lenz selbst das Motiv der Kindesmörderin, allein nicht im Drama, sondern im Roman, in seinem „Zerbin" nämlich. Ich halte das nicht für zufällig, sondern bringe es in einfache Verbindung mit dem was wir oben behandelt haben, daß Lenz, mit guten Gründen und vollem Recht, nicht das bürgerliche Trauerspiel, sondern nur das bürgerliche Schauspiel wollte, denn dies versteht er unter Komödie. Er wollte kein wahrhaft tragisches Motiv, kein Motiv, das die Lösung ausschloß, er ging deshalb nur in die Nähe jenes Motivs, sowohl im „Hofmeister", als in den „Soldaten", er ließ seine Mädchen fallen, aber sie nicht jenes herzzerreißende, unsühnbare Verbrechen begehen — dies änderte sich, so wie man über ihn hinaus zum wirklichen bürgerlichen Trauerspiel zurückfiel — das zwar erschüttern, aber nicht erheben kann. Er hatte dafür die Farben gegeben, aber die Schranke, die er mit wahrem Kunstgefühl sich stellte, ward von andern über den Haufen gerannt.

Wie Lenz sich hier zu seinen Zeitgenossen stellt, ist vielleicht am besten aus Folgendem zu ersehen. Nach dem Erscheinen des „Hofmeisters", auf den Schröder so große Stücke hielt, und von dem er so sehr bedauern mußte, daß der Verfasser der Bühne keine Rücksicht geschenkt, schrieb dieser im Jahr 1775 im Verein mit Charlotte Ackermann eine Preisbewerbung aus, bei der ausdrücklich gesagt war, daß „ein Trauerspiel in Prosa, d. h. nach der neuen Art", den Vorzug haben solle. Drei Stücke gingen ein und alle drei behandelten, merkwürdig genug, denselben Gegenstand, den Brudermord; das erste hieß „die unglücklichen Brüder" und erschien wegen Mangels an Handlung unwerth, das zweite war „Julius von Tarent" von Leisewitz, dem man Nerv und Geist und geschickten Dialog zuerkannte; das dritte waren Klingers „Zwillinge", die jenem den Preis streitig machten, weil hier durch zweifelhafte Erstgeburt der Conflict noch höher getrieben, und die Behandlung noch leidenschaftlicher und wärmer, d. h. Lenz noch ähnlicher war. In demselben Jahr nun aber, gleichzeitig mit den drei Brudermördern, schrieb auch Wagner seine „Kindesmörderin" — man suchte eben auf dem Gebiet des bürgerlichen Trauerspiels nach den höchsten Conflicten und da hier durchaus terra virgo war, so mußten eben diese naturgemäß erfaßt werden, Lenzens „Hofmeister" allein schon wies deutlich auf die „Kindesmörderin" hin, und ich glaube nicht, daß ein so nahe liegendes Motiv, das alljährlich mit all seinen Schrecken und all seiner Rührung sich im Alltagsleben wiederholt, als besonderes Eigenthum eines Einzelnen in Anspruch genommen werden kann. Auf ein Motiv läßt sich ohnedies schwer eine Priorität begründen. Dazu kommt, daß Goethe selbst die

im Götz eingeschlagene Bahn aufgab und diesem kein zweites historisches Stück, sondern den Werther folgen ließ, der sogleich den Strom änderte. So kam es denn, daß auch jener mehr auf den Ritterroman wirkte.

Wie Lenz selbst sein Verhältniß zu Goethe ansah, darüber haben wir deutliche Aeußerungen in seinen Werken, am meisten in dem „Pandaemonium Germanicum", dessen nähere Betrachtung uns nunmehr obliegt. Das Stück ist in der That sehr merkwürdig, da es bei allem Kraftgefühl und Selbstbewußtsein doch ein so williges und herzliches Anerkenntniß von Goethe's Größe und Ueberlegenheit ausspricht, fern von Neid und Verkleinerungssucht. Gleich die ersten Zeilen geben dies deutlichst zu erkennen:

„Steiler Berg. Goethe, Lenz (im Reisekleide).

Goethe: Was ist das für ein steil Gebirg mit so vielen Zugängen?

Lenz: Ich weiß nicht.

Goethe: Ich komme hier erst an. — Ist's doch so herrlich dort oben zuzusehen, wie die Leutlein ansetzen, und immer wieder zurückrutschen. Ich will hinauf. (Geht um den Berg herum und verschwindet).

Lenz: Wenn er hinaufkommt, werd' ich ihn schon zu sehn kriegen. Hätt' ihn gern kennen lernen, er war mir wie eine Erscheinung. Unterdessen will ich den Regen von meinem Reiserock abschütteln, und selbst zusehen, wo heraufzukommen.

(Erscheint eine andere Seite des Berges, ganz mit Busch überwachsen. Lenz kriecht auf allen vieren.)

Lenz (sich umkehrend und ausrufend): Das ist böse Arbeit. Seh ich doch niemand hier, mit dem ich reden könnte.

Goethe, Goethe, wenn wir zusammengeblieben wären! Ich fühl's, mit Dir wär' ich gesprungen, wo ich jetzt klettern muß."

Darauf ruft Goethe: „Lenz, Lenz, welche herrliche Aussicht." Er wendet sich darauf an Klopstock: „Edler Mann, wie wird Dich's freuen, Jemand Lebendiges hier zu sehen." Lenz „auf einer anderen Seite des Berges versucht zu stehen", er klagt, daß ihm vom Klettern das Blut in den Kopf gestiegen und ruft: „O, so allein! Daß ich stürbe." Goethe bemerkt ihn und „mit einem Sprung ist er bei ihm": „Lenz, was Teutscher machst Du denn hier?" Lenz (ihm entgegen): „Bruder Goethe!" und drückt ihm die Hand. Goethe: „Wo Henker bist Du mir nachgekommen?" Lenz: „Ich weiß nicht wo Du gegangen bist, aber ich hab' einen beschwerlichen Weg gemacht." Goethe: „Bleiben wir zusammen" (gehen beide einer Anhöhe zu).

In diesen Worten liegt viel, liegt alles. Nur noch weniges zeichnen wir aus. In der vierten Scene des ersten Acts läßt der Dichter Goethe sagen: „Wie unendlich anders die Größe eines Helden, eines Staatsmannes, eines Gelehrten und eines Künstlers! Ich bin Künstler, dumme Schmeichler, und verlangte nie mehr zu sein." Es scheint sich in dieser Stelle ein Bedenken über Goethe's Bestreben zum Geheimen Rath hin auszusprechen. Dann Lenz über sich selbst: „Ich nahm mir vor hinunter zu gehen, ein Maler der menschlichen Gesellschaft zu werden." Am Schluß des reichen, höchst geistreichen Stückes, das die ganze damalige deutsche Litteratur und ihren Umschwung zeigt, lesen wir wieder die bezeichnenden Worte: „(Lenz bringt einen Menschen nach dem andern, keuchend, und stellt sie vor Herdern hin.) Herder: Mensch, die

ſind zu groß für unſre Zeit. Lenz: So ſind ſie für die kommende." Zuletzt, nachdem Lenz der Zukunft vertraut, rufen Klopſtock, Leſſing, Herder: „Der brave Junge! Leiſtet er nichts, ſo hat er doch groß geahndet. Goethe: Ich wills leiſten. — Eine Menge junger Leute ſtürmen herein mit verſtörten Haaren: Wir wollens alle leiſten."*)

Hier liegt das ganze Verhältniß klar und wahr zu Tage, wir haben Lenz, Goethe und die Herren vom „Sturm und Drang". Nicht beſcheidener, nicht ſicherer und einfacher hätte Lenz darſtellen können.

Das, wie wir vorhin wahrſcheinlich machten, im Jahr 1775 geſchriebene Stück mußte doch wohl Goethe bekannt ſein, denn für ihn ſchien es ja beſonders geſchrieben, eben ſo wie Goethe nach dem Erſcheinen des Götz eines ihm von Lenz zugeſandten Manuſcriptes gedenkt, das „Unſere Ehe" überſchrieben war und den Sinn hatte, Lenzens Verhältniß zu Goethe feſtzuſtellen, ſ. deſſen Leben. Man ſieht, wie viel Lenz an dieſem Punkte lag, und er iſt in der That von mehr als perſönlichem Intereſſe, denn er betrifft weſentlich Goethe's

*) Unter den Wenigen, welche den Werth des Stückes ermeſſen, iſt beſonders Roſenkranz zu nennen. In deſſen Studien I, S. 300 leſen wir: „Im dritten Bande jener Sammlung S. 207—229 findet Ihr eine dramatiſche Skizze, Pandaemonium Germanicum, welche zu dem Schönſten gehört, das wir im Fach der Komik beſitzen. Die Anlage iſt ſo großartig, die Ausführung ſo keck, die Satire ſo ſcharf, die Sprache ſo kernig, daß man über die Lauheit, wenn nicht gar Unwiſſenheit unſerer Litteratoren billig ergrimmt ſein muß, ſolche Productionen in ihren Geſchichtsklitterungen mit Stillſchweigen zu übergehen, die für die Geſchichte unſerer Litteratur, für die kritiſchen Controverſen derſelben von ſo großer Bedeutung ſind."

Ausgangspunkt und eine Wendung, welche die deutsche Litteratur an ihrer entscheidensten Stelle genommen hat — wie auffallend daher, wenn Goethe später die Dinge so viel anders zu fassen sucht.

Nicht als ob Goethe nicht Lenzens ursprünglicher Begabung alle Gerechtigkeit widerfahren ließe, allein er drückt dessen wirkliche Leistung, verschiebt die Zeiten, und thut, als ob er von seinen Schicksalen gar nichts wisse. Da lesen wir: „Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit, Spitzfindigkeit mit einander wetteiferte" — in der That ein großes Lob, das Lenz in die Nähe von Shakespeare stellen mußte; allein Goethe fährt dann unmittelbar fort: „das aber bei aller seiner Schönheit durchaus kränkelte und gerade diese Talente sind am schwersten zu beurtheilen."

Wir fragen mit Recht: Wie reimt sich das zusammen: ursprüngliche Tiefe, unerschöpfte Productivität und doch dies Kränkeln, während jenes auf Fülle, auf Gesundheit deutet. Das Seltsame steht damit nicht im Widerspruch, und gerade dies schätzte man ja so sehr an den großen Vorbildern. Wir fragen allerdings, ob das Streben nach markiger Naturwahrheit und so viel Energie in jeder Richtung Symptom des Kränkelns sein könne, oder ob sich nicht mit gleichem Recht dem Werther, der Stella ein solcher Vorwurf machen lasse. Gesteht doch Goethe selbst ein, daß er die Empfindsamkeit abthun mußte, während Lenz von ihr frei war und blieb. Also wird dieses so ruhig gesagte und so schwer treffende Wort wohl abzulehnen sein, und wir können höchstens etwas Gespanntes, Excentrisches in Lenz zugeben, das aber

großentheils in der Unruhe der Zeit und in dem Umschlag der gesammten Kunstansicht liegt; ja wir würden ihn eher krank nennen als kränkelnd, und dies mehr in den späteren Werken.

Weiterhin ganz gelegentlich, wo Goethe von einer großen Liebesintrigue Lenzens erzählt, von der wir sonst nichts wissen, wirft er hin: „Die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen wußte, setzte mich oft in Erstaunen, so daß ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten, und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich gränzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann." Das letztere ist gewiß, so allgemein gesagt, durchaus nicht in Richtigkeit, es enthält mit einem Schlage eine plötzliche Entwerthung aller Lenzischen Werke, gegen die wir um so mehr Protest einlegen müssen, als hier Absicht vorhanden scheint. In Lenzens Werken ist viel Composition, immer mehr sehen wir ihn nach gedrungener Form streben, ja Goethe's Götz selbst verliert sich mehr ins Weite, als das von irgend einem Stück Lenzens gesagt werden kann, der stets seine Fäden, wie viel ihrer auch sein mögen, sehr sorgfältig in der Hand hält, und sein Sechsgespann vom Bock aus zu kutschiren versteht.

Nun fährt aber Goethe unmittelbar fort: „Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen seinen Lebensgang bis zu der Zeit, da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen; gegenwärtig halte ich mich an das nächste, das eigentlich hieher gehört."

Die Worte sind diplomatisch ausweichend und mit vieler Berechnung gewählt; ich bin aber nicht der erste, der an ihnen Anstoß nimmt. Nach dem, was neuerdings von Lenz bekannt geworden, muß befremden, daß Goethe mit keinem Wort der Verhältnisse in Sesenheim gedenkt, daß er nicht die kleinste Andeutung giebt über Lenzens Leidenschaft, daß er als fraglich hinstellt, was er selbst so gut wußte, vielleicht besser als irgend ein anderer, zumal da er den „Waldbruder" und den „Tantalus", wahrscheinlich noch mehreres andere in seinem Besitz hatte. Als nach Lenzens Tode Schiller nach diesen Dingen verlangte, die er zu schätzen wußte, rückte Goethe nur spärlich damit heraus; man sehe den Briefwechsel. Von dem Mitgetheilten wurde „der Waldbruder" in den Horen und „Tantalus" im Schillerschen Musenalmanach von 1798 gedruckt. Ebenda „die Liebe auf dem Lande", d. h. eben das Stück, in welchem Lenz Goethe so freundlich ein Zeichen giebt, daß Friederike seiner noch in Liebe gedenke: wie konnte er ihm da so böse Absicht beimessen!

Noch auffallender wird dies Ausweichen über Lenz in Sesenheim durch das vom ehrlichen Ackermann arglos mitgetheilte Goethe'sche Manuscript (s. o.), aus welchem hervorgeht, daß anfangs eine Darstellung über Lenz in Sesenheim in Wahrheit und Dichtung aufgenommen werden sollte, freilich nicht diejenige, welche wir auf die Seite der Wahrheit stellen würden. Lenz habe die Farce gegen Wieland nur drucken lassen in der Absicht, ihm zu schaden, und habe sich nur in Friederike verliebt gestellt, bloß um hinter Goethe's Geheimnisse zu kommen. Diese litterarische Verfolgung ist eben so falsch als die verstellte Liebe; wir kennen die Verhältnisse jetzt besser.

Goethe zog später vor, nur Weniges von diesem Concept, wie Dorer richtig annimmt,*) in sein Leben einfließen zu lassen, statt dessen aber malt er uns eine andere verstellte Liebe Lenzens aus, die freilich mit der seinigen in keiner Art collidirt, aber dennoch zweifelhaft bleibt. Ueberhaupt erklärt Goethe Lenz für intriguant und bemüht sich, seine Intrigue sehr ausführlich hervorzuheben (26, 249), ja er legt eine gewisse Bosheit nahe.

---

*) Daß es wirklich ein Concept für Wahrheit und Dichtung war, bestätigt sich mir dadurch, daß die Worte desselben sich zum Theil, aber nur zum Theil, dort wieder finden im 14. Buch: — „ohne auch nur im mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen Verfolgung ausersehen hatte", und weiterhin, wo erzählt wird, daß Lenz Götter und Wieland habe drucken lassen, heißt es von diesem, daß er „gleichfalls entzückt schien", und bei Goethe's Widerstreben den Druck eiligst betrieb. „Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, womit er mir zu schaden und mich beim Publicum in übeln Ruf zu setzen die Absicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch ahnte." Es entspricht dies dem, was Goethe dort Friederiken in den Mund legt (s. o.). Man vergleiche übrigens Goethe's Brief an Johanna Fahlmer (Briefwechsel mit Jacobi S. 14): „Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück, Götter, Helden und Wieland durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der erste sein wollen, Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber zu brechen Willens wären, Sie's de bonne grace thäten und ohne weiter zu brummen und zu mutzen, ihm einen Tritt vorn Hintern gäben und sagten: Schert euch zum Teufel, ich habe nichts gemeines mehr mit euch." Hier also nennt Goethe sich selbst als Verfasser, und kennt die Gefahr. Und wie sollte er das geistvolle Stück voll treffendster Satire auch geschrieben haben, um es zu verstecken!

Schon Stöber, der durch Documente mit den wahren Verhältnissen bekannt wurde, war genöthigt, hier Protest zu erheben, und es liegt wahrlich nicht in Lenzens Charakter, wie er sich durchhin darlegt. Mag man ihn für reizbar, ja für unklug, auch wohl für ungleich halten, kalte Berechnung, böse Absicht, zumal auf die Dauer, liegt weit von ihm entfernt. Schon Wieland fühlte die Unwahrheit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, da er in den Briefen an Merck (s. o.) hervorhebt, Lenz könne boshaft scheinen, während er es nicht sei, und indem er mahnt, ihn ja milde zu beurtheilen: man müsse lange in Weimar gelebt haben und die Verhältnisse genau kennen. Von welcher Art solche der Mißdeutung ausgesetzte Schritte gewesen seien, hat man uns zu sehr verschwiegen, aber auch schon das, was litterarisch zu Tage liegt, konnte dahin führen, ich meine die kleinen litterarischen Mystificationen, die übrigens Goethe sich auch erlaubte, und dann später die starken Bezüglichkeiten in seinen Werken. Vielleicht datirt der Argwohn Goethe's schon aus früher Zeit, daß aber dieser, wie vielleicht alle sehr phantasiereichen Menschen, zum Mißtrauen hinneige, soll Iffland geäußert haben, nach Böttiger (Zustände I, S. 56). Da konnten denn schon Lenzens wohlgemeinte Erinnerungen an Friederike in der Iris (s. o.) Goethe ungelegen sein, der damals um Elise Schömann warb; vollends verdarb Lenz es mit ihm in Weimar: die sehr verschiedene Ansicht beider von Liebe und Ehe prallte hier hart auf einander. Bei Lenz hat die Liebe, trotz all ihres Feuers, doch eine wesentliche Beimischung von Religiosität, sie ist ausschließend, rein und fromm. Die Grenzen von Freundschaft und Liebe sind streng geschieden, wie sich dies in seinem

Verhältniß zu Frau Schlosser, Frau Sarasin, aber auch Frau von Stein zeigt. Allerdings bei Goethe ganz anders. Dorer sagt in mildester Weise sehr bezeichnend: „Goethe verstand die Kunst zu eigener Rettung und Erreichung eines höheren Zieles gewisse Verhältnisse aufzulösen oder ihnen zu entfliehen." Ich wüßte nicht, wie man das besser ausdrücken sollte;*) in gleichem Sinne, keineswegs tadelnd, eignet Lewes Goethe sehr treffend und schön den „Egoismus des Genius" zu, und dieser eben ist es, wovon Lenz zu wenig scheint besessen zu haben.

Hatte nun Lenz Goethe schon sein Benehmen gegen Friederike verdacht, so konnte Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein vollends seine Billigung nicht haben, Goethe war vielleicht gar eifersüchtig auf Lenz in Bezug auf diese oder eine andere Dame, und seine damalige Flatterhaftigkeit (eines stärkeren Ausdrucks bedient sich Herder) mochte leicht mit Spott oder ernstem Wort von Lenz, zumal an bedeutender Stelle, erfaßt sein: dem Gereizten, und wir wissen, daß man ihm mitspielte, boten sich hier Blößen genug dar, wie sich dies in merkwürdiger Unbefangenheit selbst in dem Briefwechsel an

*) Für die Wahrheit spricht eine Stelle in Goethe's Briefwechsel mit Jacobi. Hier ist S. 57 ein Auszug aus einem Schreiben von Frau Schlosser zu Emmendingen gegeben; da das Schreiben vom 31. October 1779 ist, muß es die zweite Frau sein. Ich entnehme die Worte: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen." So sprach eine Frau, die unparteiisch war und die Verhältnisse kannte.

Frau von Stein offenbart.*) Goethe sah sich hier getroffen, innerlich verletzt, er änderte von dem bekannten Punkt ab plötzlich seine Meinung über Lenz, und entzog ihm, um das wenigste zu sagen, sein Wohlwollen, sein Herz; er war, noch mehr wie bei Klinger, sicherlich mitwirkend zu Lenzens Entfernung, so daß selbst Wieland und Herder nichts gegen ihn vermochten. Und man versteht auch wohl, daß der sittliche Ernst Lenzens, so wie die stete Gefahr, er möchte, zumal gereizt, sich einmal allzu rückhaltlos äußern, wie ohne Zweifel schon geschehen, ihn nicht eben zu einer Figur auf dem glatten Boden eines Hoffalons eigneten. Hiemit hängt denn auch ein gewisses systematisches Stillschweigen nicht nur über Lenz, sondern auch über seine Werke zusammen; und doch scheint dieser gerade einen Theil seiner besten Schöpfungen bei seinem Abgange von Weimar entweder in Goethe's Händen gelassen oder ihm solche noch besonders zugestellt zu haben. Aus Schillers Briefwechsel mit Goethe (No. 268, 274, 275, 311) sehen wir, daß letzterer sich im Besitz einer Anzahl ungedruckter Lenzischer Werke befand, und daß darunter größere und wichtige waren, zeigt der in den Horen von 1797 abgedruckte „Waldbruder", so wie „Tantalus" im Schillerschen Musenalmanach von 1798. Man wünschte sehr, darüber nähere Auskunft zu haben und ist für jetzt nur gewiesen an Lenzens briefliche Aeußerung zu Merck (Briefwechsel 1838, No. 20): „Von verschiedenen Sachen, die theils unter der

*) Wenigstens in einer Anmerkung werde hier der „Misels" und des „Miselns" gedacht; das waren Weimarische Kunstausdrücke für kokette Schönen und das flatterhafte Schönthun mit ihnen. Viel davon liest man in jenem Briefwechsel.

Presse, theils noch in Goethe's Händen sind, habe ich keine Abschrift."

Aber der Rachsucht, der Verfolgung Lenzens war Goethe nicht fähig, eben so wenig als er von Lenz verfolgt worden ist. Dorer-Egloff giebt, ich weiß nicht, worauf gestützt, Lenz habe das Fragment des Waldbruders Goethe übergeben, in der Absicht, daß dieser es vollende — doch eben im Sinn der ihm bekannten Bezüge und nach künstlerischer Auffassung; und er stellt ferner den sehr sinnreichen Gedanken auf, daß Goethe in seinem Tasso*) das Verhältniß von Lenz vorgeschwebt habe, ein Gedanke, den ich sehr beachtenswerth finde. Es würde uns auf diese Weise am besten erklärt werden, warum Goethe den Tasso als Sonderling dargestellt, vorzüglich aber, warum er dem Antonio ein Uebergewicht gegeben. Daß Goethe selbst dieser Tasso nicht sei, hätte man wohl längst sehen sollen. Die schönsten und bedeutensten Verse würden übrigens dadurch nur noch schöner und bedeutsamer werden:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt —

Vor allen:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.

Auch in Tasso's Schlußworten könnte man glauben, Lenz sprechen zu hören — — wie schade nur, daß wir nicht den

*) Lenz und seine Schriften S. 13: „Und so wird man behaupten dürfen, daß Lenz und sein Schicksal den äußern Anstoß zu Goethe's Tasso gab, worauf die gelehrten Herrn Ausleger von Goethe's Schriften mit Unrecht keine Rücksicht genommen haben."

älteren in Proſa verfaßten Taſſo haben. — Auch kommen Stellen vor, die nahe an Lenzens Gedichte anklingen; ich mache z. B. aufmerkſam auf das am Schluß des vierten Actes dreimal wiederholte „Auch Sie! Auch Sie!“ Laſſe man uns dies annehmen, denn es wäre die ſchönſte, edelſte Friedensſtiftung zwiſchen zwei Geiſtern, die ſich verkannt, beide berufen, neben einander zu glänzen, aber der eine gehoben durch das höchſte Glück, der andere herabgedrückt durch das tiefſte Unglück, und ſelbſt durch den, der ihn vor allen hätte fördern ſollen. Wie aber, ſollten vielleicht in Goethe's Taſſo die Andeutungen vorhanden ſein, welche wir in ſeinem Leben vermißten? — Die Umarmung? Die Herausforderung? —

XX.

Stellung in der Litteratur. Schluß.

Wenn nun Lenz ſich aus ſeinen Mitſtrebenden herausſondert und ſich in die Nähe von Goethe ſtellt, ſo können wir ihn mit dieſem nur vergleichen, ſo weit er im Jahr 1777 entwickelt war, denn da endet die litterariſche Laufbahn ſeines Nebenbuhlers. Von größeren Werken Goethe's kommen hier alſo nur in Betracht: Götz, Werther, Clavigo, Stella, Claudine von Villa-Bella. Dagegen ſtellt nun Lenz eine nicht zu unterſchätzende Reihe von Werken: den Hofmeiſter, den neuen Menoza, die Soldaten, die Freunde machen den Philoſophen, den Engländer, dann den Roman der Waldbruder — dazu die verlorenen: die Algierer, die Laube, die wahrſcheinlich nicht zur vollſtändigen Ausführung gekommene Catharina von Siena — wobei zu bemerken, daß Lenz bei weitem mehr in derſelben Bahn geblieben iſt, in unſeren Augen kein geringes Lob. Auch iſt ein Fortſchritt unverkennbar, denn die Zeichnung wird edler, die Form reiner. In allen dieſen Stücken, worin ich eben Goethe durchaus widerſprechen muß, zeigt ſich die überlegteſte Compoſition; ſo ſehr man auch die Lebendigkeit der Ausführung zu ſchätzen hat, ſo ſtehen die Vorzüge der Anlage, des Baues, wohl noch höher. Lenz, der

von der Natur, von der Darstellung des Wirklichen ausging, hat dennoch eine strenge Schule, geht durchaus als Künstler zu Werk und hat hier den Vergleich mit keinem seiner Zeitgenossen zu scheuen, ja überragt in diesem wichtigen Stück vielleicht alle. Er steht auf Lessing und Shakespeare, hat letzterem aber nicht etwa seine Aeußerlichkeit, sondern vielmehr seine innersten Tugenden abgelernt, seine Naturauffassung und seine Kunst, dabei aber die eigene durchaus behalten. Die Verbindung und Aufeinanderfolge der Scenen ist musterhaft, die Ironie des Schicksals, die Illusionen der Leidenschaft mächtig ergreifend. Er ist nie von dieser Bahn gewichen, und er betrat sie frühzeitig, er hatte den großen Vortheil voraus, nie dem französischen Geschmack gehuldigt zu haben, es bedurfte für ihn nicht, wie für Goethe, einer Umkehr.

Und so ist nun auch aufzufassen, daß Lenz viel tiefer und ursprünglicher, viel fester und dauernder ein Gegner der Wielandischen Art war und sein mußte. Jene anständige Verkleidung sinnlichen Reizes, jene Lüsternheit, jene epicuräische Verbindung von Philosophie und Wollust war ihm in innerster Seele zuwider. Von Klopstock und den Engländern ausgehend, die Liebe durchaus in aller Geistigkeit und Hoheit auffassend, weshalb er denn auch Petrarka damit so leicht verbinden konnte, war er doch anderseits, jenen verführerischen Verhüllungen gegenüber, gerade zur entschiedensten Derbheit geneigt, sofern sich darin eben so viel Kraft als Unschuld ausspreche — Herder hatte diesen Weg in seinen kritischen Wäldern gewiesen, Shakespeare, Homer und das gesammte Alterthum waren darin leuchtende Vorbilder, nicht zu vergessen der Sprache Luthers und der Bibel. So steht denn wohl Lenz

unter denen da, die zuerſt, dem Zeitalter zum Trotz, das Unumwundene und Nackte, ja das Rauhe und Borſtige ſuchten, und es möchte auch hier fraglich ſein, wer eigentlich früher die Bahn betreten habe, Lenz oder Goethe. Letzterer fand in ſeiner alten Lebensbeſchreibung des Götz viel Veranlaſſung in dieſen Ton einzugehen, und der Sprachreichthum, den Frankfurts Gaſſen nach dieſer Seite hin entwickelten, kam ihm trefflich zu ſtatten. Ich mache auch hier wieder darauf aufmerkſam, daß Goethe, der ſo viel und unbeſtreitbare Vorzüge behält, nicht zugleich überall die Priorität in Anſpruch zu nehmen braucht. Man gab ſie ihm nur zu willig, weil die Leſewelt, nicht wie die Könige, leicht vergißt und weil ſchwache Kritiker glauben, daß die Originalität bedingt ſei von der Priorität. Nun war Goethe's Farce gegen Wieland auch wirklich früher erſchienen; Lenz ja ſelbſt ließ ſie drucken, und nicht um Goethe zu ſchaden, ſondern weil ſie in ſeinem Geiſt verfaßt war.

Schon in der Mitte ſeiner ruhmwürdigen Dichterlaufbahn ſehen wir Lenz auf eine eigenthümliche Weiſe gehemmt, die letzten Werke nämlich ſtehen ſo ſehr unter dem Einfluß einer übermächtigen Leidenſchaft, welche dem Dichter nur noch Einen Gedanken ließ, und allerdings ſeine Production mehr in die Enge trieb, während ſie ſeine Kraft nur noch geſteigert zu haben ſcheint. Dies beginnt ſchon in dem Stück „die Freunde machen den Philoſophen", geht dann fort in dem „Petrarch", dem „Tantalus", dem „Waldbruder", dem „Engländer", Stücke, deren Werth man nicht nach ihrem äußern Umfange ſchätzen möge, denn ſie ſtehen an Empfindung, an geiſtigem Gehalt, in Erfindung und Ausführung bedeutend da und

verdienen eine höchst ehrenvolle Stellung in der deutschen Litteratur, ganz abgesehen von ihrem Interesse in Bezug auf des Dichters Schicksal.

Goethe hat zur Zeit, da Lenz neben ihm sich entwickelte, noch keinen Faust und Egmont geschrieben, noch keine Iphigenie und keinen Tasso, seine Entwickelung ging freilich darauf hin; allein auch Lenz war nicht ohne ein höheres Ideal und seine Stücke selbst zeigen uns eine Progression, die verständlich deutet, wohin er wollte. Er tauchte tief ins unmittelbare Leben, in die Gestalten und selbst Fratzen der Gegenwart, aber nicht um bei ihnen zu bleiben; er kannte höhere Regionen der Kunst sehr wohl, wie er sich denn eben darum so innig der Leistungen Goethe's erfreute, der schneller diese Höhe gewann.

Wir haben ein Bekenntniß von Lenz in einem Brief an Merck vom 14. März 1775, von dem man, nach meinem Urtheil, einen argen Mißbrauch gemacht hat. Dort schreibt nämlich Lenz: „Meine Gemälde sind alle noch ohne Styl, sehr wild und nachlässig auf einander gekleckt, haben bisher nur durch das Auge meiner Freunde gewonnen. Mir fehlt zum Dichten Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb in Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann." Aus dieser Aeußerung, die ohnedies einer besonderen gedrückten Stimmung angehört, hat man sich nicht gescheut, ganz allgemein Folgerungen für Lenzens Leistung zu ziehen: er bekenne ja selbst, wie wenig wahrer Werth in seinen Arbeiten sei. O hütet euch, ihr Poeten, vor irgend einer Aeußerung der Bescheidenheit und

vollends der vorübergehenden Muthlosigkeit, denn sogleich kommt ein Philister und nimmt das für ein Selbstgeständniß eures Unvermögens! So hat man gefolgert, und was hätte man billigerweise folgern sollen? Daß der Dichter, an dem seine Freunde schon so viel fanden, und mit Grund fanden, daß er selbst sich noch sehr wenig genügte, daß er ein viel höheres Ziel im Auge hatte! Es fehlt meinen Gemälden noch an Styl: mit diesem Wort ist viel gesagt, und dies eben zeigt den reifenden Künstler. Nun ist aber auch wohl zu beachten, wann Lenz dieses Wort gesprochen, zu Anfang des Jahres 1775, und von da ab haben wir noch seine allerbedeutendste Künstlerthätigkeit, eben in der Richtung vorschreitend, welche er hier bezeichnet.

Zu verbinden ist damit eine Aeußerung gegen Herder in dem Brief vom 28. August 1775, auch hier, in großer Aufregung und übergroßer Zerknirschung, richtet er verlangend seinen Blick nach der „Sphäre der Herrlichkeit" und setzt hinzu: „O ja, auch ich werde mein Haupt aufheben." Und er hat es wirklich schon gethan. Man vergesse nicht, daß es Goethe um diese Zeit eben so an Stil und durchgebildeter Form gebricht, der damals seine Unruhe in Schwänken austobte, in Singspielen und der Stella.*) Wiederholt ist aufmerksam zu machen, daß, wenn es den Vergleich mit Lenz gilt, Goethe's Arbeiten nicht in der Gestalt zu nehmen sind, welche sie jetzt in unseren Ausgaben haben, denn stark ist die Bearbeitung, welcher der Dichter jene früheren Werke

*) S. Schöll: Goethe's Briefe an Frau von Stein. Einleitung S. XXV.

nach einem Menschenalter unterworfen hat. Man erinnere sich, daß Götz und Werther in der Ausdrucksweise viel anders waren, daß Stella einen dem jetzigen entgegengesetzten Schluß hatte, daß im Clavigo Stellen vorkamen, welche die Kritik kannibalisch fand,*) und daß in der ältern prosaischen Gestalt von Erwin und Elmire (1775) eine Mutter, Olimpia,**) figurirte, die an stilloser Zeichnung und unedler Natürlichkeit sich dem vollkommen an die Seite stellt, was von der Art etwa in Lenzens „Hofmeister" (von 1772) mißfallen möchte. Es

*) Beaumarchais sagte in der ersten Ausgabe racheschnaubend: „Fangen wollt' ich ihn lebendig und an einen Pfahl gebunden stückweise seine Glieder ablösen, vor seinem Angesichte braten und mir's schmecken lassen und euch auftischen, Weiber!"

**) Olimpia sagt unter andern zu ihrer melancholischen Tochter: — „So war unsere Jugend. Wir spielten, sprangen, lärmten und waren schon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballspiel ergötzte und nahmen Männer, ohne kaum etwas von einer Assemblee, von Kartenspiel und Gold zu wissen. Wir liefen in unsern Hauskleidern zusammen und spielten um Nüsse und Stecknadeln und waren herrlich dabei; und eh man sich's versah, paff! hatten wir einen Mann." Ferner die Mutter zur Tochter: — „Daß ein Mädel den Kopf hängt, die auf Erlösung passt, wenn die nicht kommen will, das ist natürlich! Ist denn das Dein Fall? Du, die Du sechse haben kannst für einen, die Du eine Mutter hast, welche sagt: nimm, welchen Du willt von den sechsen, und wenn Dir ein siebenter etwa in die Augen sticht, Dir am Herzen liegt, sag mir ihn, nenn' mir ihn! Wir wollen sehn, wie wir ihm ankommen." Noch schlimmer Erwin der Liebhaber, der sich und seine Genossen einem Hunde vergleicht: — „Da denn der arme Teufel ein Gepelfere verführt und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden." Goethe selbst fand später das Stück äußerst platt und nannte es „eine Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei." Das war es aber eigentlich nicht, sondern es hatten sich Zeit und Geschmack geändert. Auch dies ist man der Gerechtigkeit schuldig.

handelt ſich hier aber nicht ſowohl um eine Vernachläſſigung, als vielmehr um ein Princip, um eine Richtung.

Und doch war Lenz ungerecht gegen ſich ſelbſt und ſein Schickſal. Eben das Unglück, das er beklagte, das ihm durchaus nur als ein Hemmniß erſchien, eben dies gab ihm die tiefſten, die ſeelenvollſten Töne ſeiner Poeſie. Goethe hat ſo viel Theilnahme dem unglücklichen Günther zugewandt und ſeinen aus tiefer Bruſt geſchöpften Seufzern zur Anerkennung ihres poetiſchen Werthes verholfen; Lenz nun hat Aehnlichkeit mit Günther, allein er ſteht auf einer ungleich höhern Stufe, iſt tauſendmal mehr, die Idealität ſeiner Liebe ſtellt ihn in nächſte Nähe von Petrarka, den er aber gleichfalls an Tiefe und Innigkeit, an Leidenſchaft, an Wärme und Phantaſie weit überragt.

Wenn Lenz irgendwo den Vergleich mit Goethe nicht zu ſcheuen hat, ſo iſt das auf dem Gebiet ſeiner Liebeslieder. Ich brauche die Vorzüge der Goethe'ſchen nicht ins Licht zu ſtellen, denn ſie ſind von der Welt anerkannt, allein auch Lenz, um uns auf das mäßigſte auszudrücken, hat der deutſchen Art zu lieben einen reinen und mächtigen Ausdruck gegeben, Ernſt, Hoheit, Ewigkeit iſt in ſeiner Liebe; ſelbſt bei ſtarker Sinnlichkeit und voller Blutwärme, von der ſie ausgeht, liegt ihr ſinnliche Genußſucht fern, noch mehr aber Flatterhaftigkeit, Eitelkeit. Lenz iſt kühn und glühend im Verlangen, ſtark und rührend im Entſagen, und wie reich die Tonleiter dazwiſchen! Daß ihm auf dieſer Seite bisher die Anerkennung gefehlt hat, darf freilich nicht Wunder nehmen, denn ein Theil ſeiner Lieder war vergraben, die anderen, bei Tieck wie werthloſes Gut durch einander geſchüttet, ſind erſt

neuerdings verständlich geworden. Ein sinniger Kritiker hätte freilich längst ihren Werth erkennen sollen! Goethe selbst nannte sie in einem Brief an Merck sublimora; leider verlor er in seinem Leben darüber kein Wort.

An Inhalt und zum Theil auch in der Form seiner lyrischen Gedichte erinnert Lenz, daß er von Klopstock ausgegangen sei, es ist eben jene fromme, wesentlich religiöse Liebe. Der kühne Anlauf, den Klopstock genommen, erhält durch Lenz erst seinen Abschluß, jene Einseitigkeit hier erst ihre Ausgleichung. Was bei Klopstock allgemein und unbestimmt, mitunter wohl abstract und hohl war, füllt sich hier mit der wahrsten, tiefsten Empfindung, erhält Gestalt, Körper und Gegenwart. Gleiches gilt von der Form, auch hier ist ein Mittelweg gefunden. Wie Lenz dem Inhalt nach die verbrauchten Amoretten und den abgenutzten Olymp in seinen Gedichten als Maschinerie verwirft und nichts anderes an ihre Stelle setzt, sondern nur die Wahrheit des gegenwärtigen Lebens poetisch verklärt, so flieht er auch die antiken Maaße; sie würden der Unmittelbarkeit seines Empfindens und Dichtens Eintrag thun. Er kehrt zur lyrischen Reimform zurück, hat aber daneben doch auch reimlose, einfach rhythmisch gebaute Gedichte, die recht wohl ins Ohr fallen, und einen natürlichen Zusammenhang von Form und Inhalt ergeben. Die Formlosigkeit ist hier nicht groß und findet ihre Rechtfertigung in dem Inhalt; der lyrische Schwung ersetzt, was an Regelmäßigkeit des Rhythmus abgeht, die Empfindung selbst scheint hier diese Form zu bedingen, denn alles ist Erguß des unmittelbarsten Moments. Nur für recht eigentliche Improvisationen finden wir diese freie Form; daneben zeigt der Dichter, daß er auch in einer strengeren sich

mit wahrer Meisterschaft bewegen könne, und an Gedrungenheit thut es ihm keiner zuvor.

Wie Lenz im Drama die Kluft zwischen Lessing und Goethe füllt, so stellt er sich in seinen lyrischen Gedichten auf eigenthümliche Weise zwischen Klopstock und Goethe. Unmittelbarer, sinnlicher, körperlicher als jener, ist er wieder geistiger und geistlicher als dieser, und durchaus ernster gestimmt. Auf beiden Seiten nimmt er, was man für seine gesammte Beurtheilung nie vergesse, einen vorgoetheschen Standpunkt ein, allein in manchen Punkten ist er ihm doch wieder vorauf geeilt, oder hat nie, wie Goethe, anfangs in dem älteren Stil gewurzelt. Lenz verwarf sogleich in seinem Ausgange den Alexandriner, wir haben von ihm kein Stück nach französischem oder italienischem Zuschnitt, und so findet sich bei ihm auch kein Gedicht nach jener altmodisch tändelnden Art; wenn er aber ausnahmsweise seine Geliebte, die ihm in sehr bestimmtem Bilde vorschwebt, unter dem Namen Phyllis verbirgt, so giebt Ton und Inhalt uns doch sogleich etwas ganz anderes als jene kühle Schäferpoesie von Daphnis und Chloe. Bekanntlich hat die Verwechselung eines Jacobi'schen Gedichtes mit Goethe'schen stattgefunden, welche Goethe selbst adoptirte — bei Lenz würde das unmöglich gewesen sein — er geht hier nach einer ganz anderen Richtung, steht auf einer ganz anderen Entwickelungsreihe. Während Goethe in der Lyrik anfangs sich noch der älteren Weise anschloß, hatte unser Dichter schon fest und sicher den Geist der neueren Lyrik: unmittelbare Wahrheit des Bildes und der Empfindung. Und das in den Jahren 1774 bis 77!

Wie wenig nun ist dies erkannt! Hätte Lenz nichts weiter

geschrieben als seine lyrischen Gedichte, so müßten diese allein schon ihm einen bedeutenden Platz neben Goethe sichern; allein keine der älteren Anthologien, weder die sehr umfassende von Matthisson noch die unter Tiecks Augen veranstaltete Braga in zehn Bänden, und nur kaum die eine oder andere der neuern kennt ein Gedicht von Lenz. Matthisson nahm die Ode auf den Wein von L. F. Lenz auf, von einem deutschen Dichter Reinhold Lenz wußte er nichts. Dieser also gab den Beweis, daß man in Deutschland ein großer Lyriker sein und beinahe hundert Jahre lang unbekannt bleiben kann.

Aber auch weiter fällt der Vergleich mit Goethe nicht ungünstig für Lenz aus; behält Goethe unbestreitbar Vorzüge, so hat doch auch Lenz die seinigen. Beider Naturen sind von Hause aus verschieden. Man darf Goethe leichtblütiger nennen; er ist Lenz überlegen an Schönheitsgefühl, an Glückseligkeit, es ist in ihm mehr Sonne, mehr Aether, er ist einschmeichelnder, hinreißender; aber Lenz steht an darstellender Kraft nicht zurück, eben so wenig an Kunst, in der Gestaltung zum Kunstganzen, er übertrifft ihn aber vielleicht in zwei wichtigen Punkten, an Energie einzelner Züge, und an Strenge der sittlichen Auffassung, in beider Rücksicht wird man ihn ernster und männlicher finden. Daß es ihm aber auch an entgegengesetzten Tugenden nicht mangelt, giebt Goethe zu, der ihm zwischendurch „eine liebliche Zärtlichkeit" beimißt. Seine Werke, für die hoffentlich noch eine neue Zeit beginnt, werden nie auf ein großes Publikum zu rechnen haben, in manchem ist Abstoßendes für den zarten, namentlich verbildeten Geschmack, in andern wieder verbindet sich das Großartige mit Feinheiten der Kunst, welche in ihrem ganzen Maaß nur von dem

kleineren Kreise der Kunstverständigen genossen werden. So viel wahres Herz auch in all seinen Werken schlägt, so viel Zeichnung des Menschen, so viel Spannung und Rührung wir antreffen, so ist doch nicht die mindeste Rücksicht genommen auf das, was der Menge zusagt, was der vorhandenen Lesewelt schmeichelt. Lenz erscheint hier als ein stolzer Künstler — als solcher an sich schon zu einer gewissen Einsamkeit verdammt.

Desto mehr aber wirkte er auf strebende Geister, ja er scheint mehr zur Nachfolge aufgerufen zu haben als Goethe, schon darum, weil er selbst mehr bestimmte Bahn hat. Sein Einfluß erstreckt sich weit in die deutsche Litteratur hinein, zunächst auf Klinger und Wagner. Ich wiederhole, daß Klinger nicht nur neben Goethe auch Lenz nachahmte, sondern diesen sogar vor jenem, denn „Das leidende Weib" ist vor dem „Otto" geschrieben und jenes entspricht dem „Hofmeister" wie dieser dem „Götz". Mit Wagner, dessen „Kindesmörderin" auch bei weitem mehr der von Lenz eröffneten Bahn folgt, hat er ohnedies das Motiv der „Kindesmörderin" gemein in seinem Roman vom Jahr .1776, aber schon der „Hofmeister" führte in die nächste Nähe dieses mächtigen Motivs und kündigte es für eins der folgenden Dramen an. Aber auch für Goethe war Lenz nicht nur ein wichtiger Begleiter, sondern in manchen Stücken auch, das wird man ohne des großen Dichters Nachtheil zugestehen können, sein Vorgänger. Der Shakespeare'schen Studien ward schon gedacht, eben so der Aehnlichkeit des Drackenburgh im „Egmont" mit dem früheren Stolzius in Lenzens „Soldaten", auch gewisse Vorklänge faustischer Scenen finden sich eben hier; in der Gestalt des Prinzen Tandi, der mit der Unbefangenheit und

Reinheit seiner Seele den Sieg über Rohheit, Convention und Intrigue davonträgt, ließe sich sogar, bei allem Abstand der Sphäre, ein Analogon des schönen Grundgedankens der Goethe'schen „Iphigenie" erkennen:

Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt u. s. w.

Jedenfalls ist Lenz in der Hauptentwickelung ein wichtiges Verbindungsglied, denn er führt, um gleich das Bedeutendste zu nennen, von Lessings Sara und Emilia hinüber zu Schillers Räubern und zu Schillers Kabale und Liebe. Schon in seinem Stück „Die beiden Alten" liegt ein naher Anknüpfungspunkt für die Räuber, er ist es aber überhaupt, der dem von Lessing gebrachten bürgerlichen Trauerspiel mehr Leben, mehr Blut und Feuer gab. Auf Lenz großentheils steht Klinger und auch dieser, in seiner ungestümen Art, in der Heftigkeit des Ausdrucks, so wie auch in manchen Motiven, ist der Vorgänger Schillers für jene ersten Stücke geworden. Gleiches gilt von Wagner, der ebenfalls mehr auf Lenz als Goethe stehen dürfte; in seinem Stück „Die Reue nach der That" wird aber nicht mit Unrecht Schillers „Kabale und Liebe" vorgebildet gefunden. Lenz wirkte ferner auf Schröder, seinen großen Bewunderer, durch ihn auf Iffland. Anderseits bildete nun auch der rüstigste von Lenzens Nachfolgern, Klinger, zugleich selbst den Uebergang zu Iffland und Kotzebue, von denen er selbst alsbald verdrängt wurde. Lenz dagegen, von dem nur in Hamburg „Der Hofmeister" auf die Bühne kam, bleibt, wofür ihn schon zu seiner Zeit Schröder hielt, ein Muster theatralischer Scenenbildung, vor allen Dingen aber ein Muster solider dramatischer Composition, und

in der That wüßte ich von allen Deutſchen ihm hier niemanden vorzuziehen.

Endlich iſt noch des Einfluſſes zu gedenken, den Lenz auf einen bedeutenden, wenn auch ganz untheatraliſchen Dichter gehabt; es iſt dies kein geringerer als Ludwig Tieck. Dieſer ſelbſt erzählt, daß frühzeitig „Der Hofmeiſter" auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht habe, und in der That läßt ſich eine gewiſſe Aehnlichkeit der früheren Tieckſchen Dramen mit den Lenziſchen ſchwer verkennen, gewiß auch eine Wirkung, welche Lenz zur Ehre gereicht.*)

Noch einmal muß ich hier auf Goethe's ſo allgemein hingeſtellten Tadel zurückkommen, Lenz habe ſich grenzenlos im Einzelnen verfloſſen, an einem unendlichen Faden habe er ſich ohne Abſicht hingeſponnen. Die Werke widerlegen dies, wir finden hier das beſtimmte Gegentheil. Er, der vom Studium des Shakeſpeare und des Plautus ausging, und hinter letzterem liegen die ſehr wohlgeformten Stücke der Griechen, faßte von Hauſe aus die dramatiſche Compoſition ins Auge; mag in ſeinen früheren Stücken auch ein bunter Scenenwechſel ſein, die dramatiſche Abrundung fehlt nirgend,

*) Die Aehnlichkeit der Tieckſchen Komödien mit den Lenziſchen iſt beſonders von Roſenkranz, Studien I, S. 300, ins Licht geſtellt worden; wenn indeſſen der Kritiker Lenzens Pandämonium, auf das er große Stücke hält, für Tiecks Vorbild zu nehmen ſcheint, ſo muß erinnert werden, daß dies, zuerſt im Jahr 1819 gedruckt, Tieck damals nicht bekannt ſein konnte. Die ſonſt beachtenswerthe Stelle lautet: — „ich habe nur zu berichten, daß dieſe Lenziſche Skizze von den Tieckſchen Komödien ſich durch nichts unterſcheidet, die größere Straffheit der Behandlung (auf Seiten der Lenziſchen nämlich) etwa ausgenommen. Im Tone jedoch, in der Auffaſſung herrſcht eine Uebereinſtimmung, welche Erſtaunen abnöthigt."

niemals begegnen uns Scenen, die wie Guckkastenbilder und Setzstücke sich vorschieben, sondern alles hängt zusammen, giebt Fortschritt der Handlung und hat Beziehung zum Ganzen, ich finde ihn aber specifisch dramatisch, keineswegs episch dramatisch. Wollen wir in diesem Punkt Goethe's „Götz", oder auch selbst seinen „Egmont" genau zum Vergleich heranziehen, so haben diese viel eher die Beimischung eines epischen Elementes und gerade ein sehr unbefangener Urtheiler, der Engländer Lewes, hat, bei allem sonstigen Anerkenntniß, auf dieser Seite eine weite Kluft zwischen Shakespeare und Goethe's „Götz" gefunden. Auch Schiller hat in dem Maaß, als die Einflüsse von Lessing und Lenz für ihn zurücktraten und Goethe mehr für ihn maaßgebend wurde, sich in seiner mittleren Periode, von Carlos bis Wallenstein, von der strengen Form des Dramas ins Dramatisirte verloren, bis ihn dann fortschreitende Einsicht unter großer Anstrengung wieder mehr auf die gedrungen dramatische Form zurückführte. Ein großes Bekenntniß liegt darin, daß Goethe selbst seinen „Götz" nur „dramatisirt" nannte, was er denn auch hat bleiben müssen bei aller späteren Umarbeitung. Nun aber frage man sich, ob Lenzens Stücke auch nur dramatisirt seien, oder wahres Drama. Ich glaube das letztere.

Nun ist Lenz aber, mittelbar und unmittelbar, der eigentliche Begründer des Schauspiels, d. h. derjenigen Gattung, welche den Deutschen am eigenthümlichsten ist, sich am meisten festgesetzt hat und die Stütze des Theaters in Deutschland geblieben ist. Die Sache, welche wir schon gelegentlich berührt, verdient jetzt ein Verweilen. Zwei reine Formen des Dramas sind uns vom Alterthum in der Tragödie und Ko-

mödie überliefert worden, jene hat einerseits tragischen Inhalt, anderseits Erhabenheit der Form und der gesammten Haltung, diese steigt einerseits in niedere Regionen herab, ist dann aber wesentlich nach Inhalt und Auffassung durchaus heiter. Beide Stücke gehören auf beiden Seiten wesentlich zusammen. Allein von diesen reinen Formen ist man allmälig gewichen, schon die Griechen hatten in weiterer Entwickelung der Tragödie, bei Euripides, Tragödien mit befriedigendem Ausgang, anderseits zog die spätere Komödie schon ernstere Situationen mit heran, wenn sie auch nicht überwiegend blieben, sondern ihre Lösung fanden. Das Mittelalter ging darin noch ungleich weiter, hier mischte sich Ernst und Scherz in allen Verhältnissen, wie das eben ein roherer Geschmack mit sich brachte; bei Shakespeare und mehr noch bei Calderon, sehen wir davon die Nachklänge; letzterer, der uns überhaupt am besten ein Bild der mittelalterlichen Tradition für das Drama giebt, mischte stets Tragödie und Komödie zu gleichen Theilen, die Stücke schreiten fort gleichsam in zwei Stockwerken neben einander. Bei Erneuerung der klassischen Kunst durch die Italiener und Franzosen hielt man wieder auf die reinen Formen der Tragödie und des Lustspiels, allein in so engen Schranken, daß mit dem Verbrauch der zugelassenen Motive und Situationen die Langeweile eintrat. Von England her empfing man die Anregung für das bürgerliche Trauerspiel. Es fand Anklang in Frankreich und Deutschland, und hier ist es Lessing selbst, der es einbürgern half. Dies bürgerliche Trauerspiel ist nun aber selbst eine gefährliche Mischgattung, denn es behält das Tragische, giebt aber die Erhabenheit preis. Das Tragische rückt dadurch, daß es in nächste Lebenskreise

gesetzt und mit allen Zügen der Wirklichkeit erscheint, dem Beschauer freilich stark auf den Leib, erschüttert selbst den Fühlloseſten, allein die Idealität, die wahre künstlerische Wirkung geht verloren, das Tragische ist nur noch niederschlagend, nicht mehr erhebend. Dies nun eben scheint Lenz sehr wohl erkannt, er scheint die Mängel des bürgerlichen Trauerspiels begriffen zu haben, er scheint sie ausdrücklich und bewußt zu meiden. Sein Streben nach Wahrheit führt ihn auch in die Kreise des gegenwärtigen Lebens, allein das eigentlich Tragische glaubte er hier nicht geben zu dürfen. Eben so viel als in diesem Kreise an Erhabenheit fehlt, um eben so viel muß nachgelassen werden vom Tragischen. Deshalb geht Lenz nur eben bis in die Nähe des Tragischen, streift nur eben an dasselbe, um immer noch eine Lösung zum Guten, wenigstens eine theilweise, übrig zu behalten. Er kommt dem Tragischen oft sehr nah, allein er ist nicht ganz tragisch, in den „Soldaten" opfert er mit dem Schuldigen auch den unschuldigen Stolzius, allein für Tochter und Vater behält er sich die Rettung vor. Im „Hofmeister" und der „Seraphine" erhalten die Personen zwar schwere Wunden, allein ihr Leib, ihre Seele bleibt erhalten. So ist denn diese Art von Stücken, die man leicht für eine noch fernere Mischgattung halten könnte, noch weiter auf der Mitte von Trauerspiel und Lustspiel, doch im Grunde nur eine Rectification des bürgerlichen Trauerspiels und hat mehr Berechtigung als dies. Das hat der Verlauf gezeigt: hierauf beruhen die Erfolge von Schröder, von Iffland und Kotzebue. Sie gehen in der von Lenz eröffneten Bahn fort und sind ihm nicht sowohl an Bühnenkenntniß, als vielmehr an Kenntniß des Publikums überlegen, während jener

nur sein Ideal der Kunst im Auge hatte. Iffland und Kotzebue würden noch heute in Ehren bestehen, wenn sie nicht an Stelle des Poetischen, das sie ganz opfern, oft philisterhaftes Moralisiren und allzu wohlfeile, oberflächlich geschöpfte Rührung brächten. Diesem Umstande haben sie es zu danken, daß man ihre Stücke, zumal als man sich in die Gattung noch nicht finden konnte, „weinerliche Lustspiele" nannte; an sich in der Gattung liegt dies nicht.

Daß Lenz wirklich der Begründer des bürgerlichen Schauspiels als einer neuen Gattung sei, dafür spricht besonders noch, daß er die Sache und ihr Princip hat, aber noch nicht den Namen. Diesen fand er so wenig vor als die Sache. Cronegk, Weiße, Brawe kannten nur Trauerspiel und Lustspiel, eben so Lessing, der auch seinen Nathan, weil er keins von beiden war, nur ein Drama zu nennen wußte.*) Daneben hatte man Schäferspiel, früher Schäferei genannt, Festspiel, Vorspiel, Nachspiel, Oper, Operette, nur kein Schauspiel, wenn darunter eine besondere Gattung gemeint sein sollte. Lenz selbst befand sich in Verlegenheit wegen eines Namens für seine Stücke; er schrieb an Salzmann, daß sein „Hofmeister" mit gebräuchlichem Namen ein Trauerspiel sei, doch nannte er ihn „Komödie", natürlich nicht nach den ernsten Motiven, die darin spielen, sondern nach der Sphäre, in der es sich bewegt. Er nannte das Stück Komödie, eben so die ferneren, nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern in einem neuen, veränderten. Komödie war ihm allgemeiner,

*) Auch bei Eschenburg in seiner Beispielsammlung, die bekanntlich nach Gattungen eingerichtet ist, kommt im siebenten Bande (1793) nur Lustspiel und Trauerspiel, noch kein Schauspiel vor.

wie auch schon Plautus, wie namentlich Dante und andere Italiener das Wort gebraucht, das Wort ließ eine Anwendung zu auf seine specielle Gattung. Wohl hütete er sich Lustspiel zu sagen, er wählte mit Absicht das fremde Wort, denn eben seine Stücke sind wesentlich ernst, unterscheiden sich oft nicht viel vom Trauerspiel, bleiben diesem näher, nur daß sie eine gewisse Lösung bringen, entsprechend der gewählten niedrigeren Sphäre. Man konnte durch Lenz selbst hierüber aufgeklärt werden. In seiner Selbstrecension des „Neuen Menoza" lesen wir: „Ich nenne durchaus Komödie nicht eine Vorstellung, die bloß Lachen erregt, sondern eine Vorstellung die für Jedermann ist." Die Tragödie sei das nicht. Ferner: „Komödie ist Gemälde der menschlichen Gesellschaft und wenn die ernsthaft wird, kann das Gemälde nicht lachend werden." Also Komödie bezeichnet ihm nur die Sphäre.

Und was haben nun die neueren Kritiker gethan? Eben das was die älteren: Statt Lenz das Verdienst der Begründung einer neuen Gattung zu lassen, und zwar einer bessern als das bürgerliche Trauerspiel, hat man sich an den bloßen Namen gehalten und von seinen „schauerlichen Lustspielen" gesprochen.*) So läßt sich Verdienst in Tadel verkehren, und das heißt Auffassung der deutschen Litteratur.

Und wo nun setzt sich der Name Schauspiel fest? Er

*) Leider thut dies K. Gödeke in seinem sonst so schätzbaren und nützlichen Grundriß. Und dazu kommt nun gar noch die fromme Gläubigkeit an Goethe's ungerechten Ausspruch von „gränzenlosem Verfließen" und „Hinspinnen am unendlichen Faden"; so bleibt denn freilich für Lenz nichts übrig; einer der schätzbarsten Autoren der deutschen Litteratur wäre durch diesen Wegweiser ausgewiesen!

setzt sich fest für die durch Lenz eingeführte Gattung am Ende der siebziger und in den achtziger Jahren. Zuerst, wiewohl in anderem Sinne, scheint ihn Goethe in Umlauf gebracht zu haben, eben durch seinen Götz. In der ältesten Gestalt (von 1771—1772), welche erst später erschien, nannte sich das Stück „Dramatisirte Geschichte", allein in der Form, in der es im Frühling 1773 in die Oeffentlichkeit trat, hieß es „ein Schauspiel". Diesen Namen hatte Goethe nicht gewählt, um eine Gattung damit zu bezeichnen, denn im Wesentlichen ist das Stück eine vollständige Tragödie, sondern er nannte es nur mit dem damals noch allgemeineren Namen, um die speciellen Ansprüche an eine Tragödie fernzuhalten. So nannte sich denn auch ein ähnliches historisches Stück vom Jahr 1775 ein Schauspiel: „Die Eroberung von Magdeburg", von Schummel. Dagegen Klingers Nachahmung des Götz, „Otto", behielt, was sehr bemerkenswerth ist, noch den Namen der Tragödie, dem Inhalt zufolge; die Unregelmäßigkeit aber war jetzt schon mehr Empfehlung geworden als Tadel. Bald darauf setzte sich nun der Name Schauspiel*) fest für

*) Der Almanach der deutschen Musen für das Jahr 1778 enthält eine lange Reihe von Anzeigen der in den letzten Jahren erschienenen Theaterstücke, und hier finden wir bei mehreren schon im Lenzischen Sinne den Namen Schauspiel, anstatt Komödie. Ich nenne: „Der ehrliche Schweizer", ein Schauspiel in zwei Handlungen, Berlin und Leipzig 1776; „Die Geschwisterliebe", ein Schauspiel für Kinder, Leipzig 1776; „Simon Grisaldo", ein Schauspiel in fünf Acten, Berlin 1776 (von Klinger); „Laura Rosetti", ein Schauspiel mit Gesang, Leipzig 1777; dann mehrere der Schröderschen Stücke in den achtziger Jahren. Daneben bleibt aber auch der Name Schauspiel als allgemeine zusammenfassende Bezeichnung für alle Arten der Theaterstücke, z. B.: Neue Schauspiele, aufgeführt auf dem churfürstlichen Theater zu München. München 1776.

eben die Gattung, welche wir bezeichneten, und die, mindestens mittelbar, sich von Lenz herleitet. Noch später unterschied man dann das historische Schauspiel, d. h. eine solche ernste Darstellung historischer Begebenheiten, welche nicht durchaus tragisch schließt. Nach diesem Begriff würde Götz kein Schauspiel, sondern immer noch ein Trauerspiel sein, zum Beweise, daß von ihm der Name für eine bestimmte Gattung nicht ausgeht. Daß auch Lessing weit davon entfernt war, mag daraus abzunehmen sein, daß er vielmehr den Namen der Tragödie zu erweitern wünschte für jedes ernstgehaltene Stück, unabhängig vom Tode des Helden. Freilich schwebte ihm wohl dabei die Forderung der Erhabenheit vor.

Auch auf die Richtung der Schauspielkunst ist Lenz nicht ohne Einfluß geblieben. Wenn auch nur ein einziges seiner Stücke über die Bühne ging, so war doch hier eine Richtung gegeben und es fehlte ihm nicht an Nachfolgern. Seine Stücke aber sind durchgängig voll von Bemerkungen für das Spiel, und beweisen, wie seine Phantasie durch und durch theatralisch war, alles gespielt vor Augen schaute. Daß Schröder so große Stücke auf Lenzens Dramen hielt, ist hier das beste Zeugniß, denn er war es hauptsächlich, der von hergebrachter Art der Recitation zur Natur und Wahrheit führte. Anfangs stießen die in Prosa verfaßten Stücke, wie bekannt, auf große Schwierigkeiten, da die Schauspieler nur in Alexandrinern zu sprechen wußten; Schröder nun aber verlangte gerade nach prosaischen Stücken, er wollte täuschende Bilder des Lebens, scharf nach dem Leben gezeichnete Charaktere geben: darum eben war Lenz sein Dichter, er Lenzens Schauspieler. Er erklärte namentlich Lenz für theatralischer als Goethe; mit

Recht aber wird er von Tieck der eigentlich deutsche Schauspieler genannt. Ganz anders Iffland, der nur wieder in eine neue Manier verfiel, in eine gewisse Sophistik und Effekthascherei, die doch nur in anderer Art zu französischem zurückgeht, eine Manier, die zum Theil noch heute auf unsern Theatern fortwirkt — blendend und erfolgreich für den Augenblick. Jener bildete Künstler, dieser Virtuosen, Manieristen.

Aber auch für den Roman zog Lenz tiefere Spuren. Ich finde z. B., daß sein Landprediger das Vorbild eines zu seiner Zeit ausgezeichneten lehrhaften Romans ist, der dann wieder seine Nachfolger hat. Er ist von Merck und heißt: Herr Oheim, und als Fortsetzung: Herr Oheim der Jüngere, im Deutschen Merkur von 1781 und in den gesammelten Werken; noch mehr aber erkennt man Lenz als Vorbild in einem zweiten kleinen Roman von Merck: Akademische Briefe (im Merkur von 1782), ein höchst vorzügliches Stück, das in der ganzen Art der Charakterzeichnung und der Anlage so sehr an Lenz, sowohl an dessen Waldbruder als dessen Dramen, erinnert, daß man es für Lenz selbst halten müßte, wenn nicht durch Wielands Briefe an Merck dessen Autorschaft feststände. Ich halte es für Pflicht, auf dies jetzt vergessene, aber sehr bedeutende Werkchen aufmerksam zu machen, um so mehr, als es uns darthut, wie sehr Lenz unter seinen Zeitgenossen Vorbild und Anregung gewesen sei, denn dies Stück des kritischen Freundes von Goethe hat sehr wenig mit letzterem, dagegen sehr viel mit Lenz gemein. Man wird überdies in Merck, dem Kritiker, zugleich einen productiven Künstler erkennen, wie man gemeinhin sich's nicht vorstellt. Mercks Einfluß auf Goethe aber ist bekannt; er war überdies einer der Haupt-

kritiker der Zeit, Wieland erklärt ihn für die eigentliche Stütze des Merkur: daß nun dieser nicht bloß Lenzens Werke hochschätzte, sondern selbst ihren Fußstapfen folgte, wird nicht zu übersehen sein: Lenzens Geist lebte damals noch in der deutschen Litteratur, während er selbst, bei seinem Leben, für diese schon gestorben war.

Und nun glaube ich auch hier Einflüsse von Lenz auf Tieck zu erkennen, die tief genug gehen, so weit die Verschiedenheit der Naturen es zuläßt. Von der Art seines Humors, von seinen Einkleidungen, von seinen kritischen Anschauungen dürfte manches auf Tieck übergegangen sein, besonders auch die Einmischung didactischer Elemente in den Roman. Nicht zufällig wurde er der Herausgeber der Werke, aber um so auffallender wird uns wieder sein Urtheil. In seiner Vorrede hebt Ludwig Tieck so stark hervor: „das Seltsame, das Eigenthümliche, *dasjenige wodurch Lenz in der deutschen Litteratur gewissermaßen einzig dasteht*“ — so daß man nicht wohl begreift, wie er ihn gleichzeitig wieder so abhängig von Goethe machen, ja ihn seinen eigenen Nachahmern so nahe bringen kann. Jetzt, wo eine erfreuliche Zahl von aufschlußreichen Documenten zu Gebot stand und wo Goethe's Darstellung nicht in jeder Rücksicht mehr für uns bindend sein durfte, stellt sich manches anders, und hoffentlich konnte die Ausgleichung auch dieses Widerspruches nunmehr gegeben werden.

Für die Beurtheilung der Lenzischen Werke, zumal im Vergleich mit Goethe, ist nochmals aufmerksam zu machen, daß Lenz sie nicht nur unter der Ungunst aller Umstände verfaßt, ja sie gleichsam nur auf der Flucht geschrieben, sondern daß es ihm auch für den größten Theil derselben an aller Gelegenheit der

langsamen Zeitigung, der besonnenen Nachbesserung gefehlt hat. Wie langsam arbeitete Goethe, wie allmälig sind seine Stücke gereift, wie sehr hat er sie durch verschiedene Formen hindurch geführt. Seine lyrischen Gedichte namentlich sind vielfach verfeinert, gefeilt, überarbeitet worden: bei Lenz blieb alles, wie es im ersten Entwurf, im ersten Concept war, nicht er selbst, sondern nach mehr als einem Menschenalter kamen fremde Hände über seinen ungeordneten Nachlaß. So begegnen denn in seinen besten Stücken, mitunter in seinen schönsten Gedichten, Zeilen und Ausdrücke, die man anders wünschte, die er selbst unzweifelhaft verändert hätte, wenn er sein eigener Herausgeber geworden. Und doch, so wie diese Werke, diese Gedichte vorliegen, in ihrer unmittelbarsten Gestalt, sie lassen einen seltenen hohen Dichterberuf, ein edles Herz nicht verkennen. Was ihnen fehlt an Handhabung der Feile, ersetzt im günstigen Fall der reine Guß, die ununterbrochene Gußhaut.

Dennoch nimmt Lenz auch auf Seiten der Behandlung der Sprache eine nicht unbedeutende Stellung ein, ja in anziehender Weise bildet er hier einen Gegensatz zu Goethe. Wenn letzterer sich von der süddeutschen Mundart je mehr und mehr zu dem norddeutschen Sprachgebrauch bequemte, so näherte Lenz, vom Norddeutschen ausgehend, sich dem Süddeutschen an, wie er denn eine Verschmelzung der verschiedenen Mundarten zum Gewinn einer allgemein deutschen Sprache deutlichst im Sinn hatte. Aber auch an eigenen Wendungen und Wortbildungen wird der Aufmerksame manches und darunter sehr Glückliches zu verzeichnen finden, so daß Lenz für ein deutsches Wörterbuch zu berücksichtigen sein dürfte. Mehr aber noch lege ich Gewicht auf seine Wortfügung. Hier findet sich

für seine Zeit nicht wenig Bemerkenswerthes, freie Construc-tionen, die weit abweichen von dem canzleimäßigen Stil seines Jahrhunderts und dessen mißverstandener Correctheit, darunter manches, was erst später zu allgemeinerer Geltung gelangt ist. Lenzens Streben nach Kraft und Kürze, nach dem Ausdruck der Leidenschaft und der Individualität gab ihm Wortstellungen ein, die eben so nachdrucksvoll als deutsch sind; da er von Beobachtung der lebendigen Rede ausging, war er geschützt gegen alles, was mit dem Genius der Sprache streitet.

Noch ist von Lenzens Charakter hier ein zusammenfassendes Wort zu reden. Unbillig würde sein, dasjenige, was man bei einem Weltmann oder Politiker Charakter nennt, wie das jetzt wohl üblich ist, von dem Dichter zu verlangen, dessen Talent sich eben — „in der Stille" bildet; wirklich moralische Anstöße wird man aber vergeblich aufsuchen. Lenz war naiv, wie ein Kind, und, setzen wir hinzu — wie ein Genie. Auch was der Welt albern erschien, war es nicht in dem Grade, wie die wachsende Fabel es gemacht hat; es mußte dies eben nach Kenntniß der Umstände und des Menschen gefaßt werden; Wieland erkannte dies sehr wohl. Ungleichheiten des Betragens, und sogar Haltlosigkeit lassen sich zugeben, erregte Stimmung und Leidenschaft, harte Bedrängniß und große Auszeichnung machen das nicht nur erklärlich, sondern bringen es unvermeidlich mit sich. Man hat Lenz des Dünkels, der Ueberhebung angeklagt*) — nun freilich, wenn man den Werth der Werke sehr gering anschlägt, den inneren Gehalt des Menschen nicht begreift, dann mag auch ein sehr mäßiges Bewußt-

*) So noch Helbig in Prutz litterar. histor. Taschenbuch von 1847: „Einige Bemerkungen zur Charakteristik des Dichters Reinhold Lenz."

ſein der Kraft und des Werthes ſchon als Ueberhebung erſcheinen. Ueberall, wo er in ſeinen Dramen ſich ſelbſt, oder einen Theil von ſich, darſtellt, umgiebt er ſich keineswegs mit einem Nimbus, zeichnet ſein Bild eher zum Nachtheil als zum Vortheil, und ſehr bezeichnend iſt hier der Titel des Stücks: „Die Freunde machen den Philoſophen", in Verbindung zu bringen mit der Aeußerung an Merck, nur die Freunde hätten ſeinen Gedichten Bedeutung gegeben. Im Gegentheil finden wir bei ihm, zumal wo er krank iſt, nur eine allzu große Muthloſigkeit; das Mißtrauen, das gerade der nach höchſtem Ziel ringende Künſtler ſtets von Zeit zu Zeit in ſeine Kraft ſetzen wird, tritt nicht nur ſehr beſtimmt bei ihm ein, ſondern ſteigert ſich in ſolchen Momenten bis zur Verzagtheit, und eben ſo wird gleichzeitig ein Gefühl der Reue und Zerknirſchung nur allzu herrſchend. Wir finden hier eine zu weit gehende Selbſterniedrigung, und was kann rührender ſein, als daß Lenz, der ſich in der Verdunkelung ſeines Geiſtes eben ſo dem Handwerk hingab, wie noch vor kurzem den höchſten geiſtigen Aufſchwüngen, daß dieſer ſo ganz das Bewußtſein von der Bedeutung eines Lenz in der Litteratur verloren hatte. In Zeiten ſeiner vollen und geſunden Geiſteskraft aber läßt ſich ſogar erſtaunen über die Sicherheit und das feſte Maaß ſeiner Selbſtſchätzung, ſo daß ihm auch heute noch keine andere Stellung anzuweiſen iſt, als die er ſich ſelbſt gegeben. Es betrifft dies beſonders ſein Verhältniß zu Goethe und ich verweiſe hier von neuem auf ſein Pandämonium. Auch ſind Züge da, welche in ihm einen edeln Stolz, eine durchaus noble Geſinnung zeigen, welche durch alle Zeit ſich gleich blieb, und weder in der Noth, noch in der Krankheit ihn

verließ. Wie viel will jene Aeußerung an Salzmann sagen, daß die Rückgabe eines Manuscripts, das ihm unreif erschien, ihm lieber sei als ein Wechsel von tausend Thalern, was in seiner damaligen Lage noch besonders ins Gewicht fällt; eben so die Ablehnung eines ihm von Weimar gewiß unter schonenden Formen gebotenen Reisegeldes; und auch in Moskau, wo die Kraft zu unabhängiger Existenz ihn verlassen hatte, behielt er denselben Stolz und war, wie ausdrücklich berichtet wird, wählerisch selbst in der Annahme von Wohlthaten. Die Ehre ging ihm stets über alles, und doch wird man ihm schwerlich einen übermäßigen Ehrgeiz zueignen können; erschienen doch die meisten seiner Schriften anonym und war er sogar mit der Veröffentlichung seiner Gedichte höchst säumig. Die Aeußerung im Pandämonium, das Gefühl, den Leser erhoben und sittlich gebildet zu haben, sei ihm mehr als alles Schmettern der Trompete der Fama, zeigt sich im Angesicht seines ganzen Lebens und Wirkens allerdings als eine Wahrheit. War er doch selbst frei von litterarischer Eifersucht. Er war und blieb einer der größten Verehrer Goethe's, wie sehr dieser ihn auch überholt hatte und verdunkelte.

Ganz in Schutz aber haben wir Lenz nehmen müssen gegen den Vorwurf berechnender Bosheit, bewußter, absichtlicher Verstellung: er kann nur auf Täuschung und Mißverständniß beruhen. Goethe's Anklage findet in den Documenten und Werken keine Unterstützung, wohl aber Widerlegung. Aus allem, was vorliegt, zeigt Lenzens Charakter sich anders, nur eben ein geringer Anlaß zu jenem Mißverständniß ließ sich nachweisen, ich meine die Neigung zu litterarischen Verkleidungen und Mystificationen, dagegen fehlt es

nicht an Gründen zu seiner sonstigen Erklärung. Und so zeigt sich denn auch die wahre Natur Lenzens am besten in seinem leidenden, hülflosen Zustande, aber wir finden ihn auch hier nur gemüthvoll und weichherzig, offen und vertrauend. In dem Verein dieser Eigenschaften ist noch eine besondere: die Dankbarkeit; sie erscheint uns stets und in den zartesten Formen, überall aus der Tiefe seines Herzens ohne besonderen Anlaß hervorquellend; sie ist die schönste Ergänzung seines edelen Stolzes. Endlich geht bei all seiner Ausgelassenheit und seiner Laune, die man vorzugsweise anerkannt, doch ein wenig erkannter Zug tiefen Ernstes, vor allen aber ein Grundzug wahrer Religiosität durch sein ganzes Leben, durch alle seine Werke. Ich halte es nicht für nöthig, bei dem Künstler in erster Reihe zu fragen, ob er auch als Mensch groß und rein dastehe und danach erst die Leistung zu messen, obwohl nur in seltenem Falle das Schöne wird ohne das Gute, das Werk ohne das Leben bestehen können, denn in beiden herrscht eben das Herz — ich halte es nicht für nöthig; aber von Lenz wird man sagen können, er war harmlos, gut und fromm, wie die wahren Dichter aller Zeiten es gewesen sind und sein werden.

Auch von äußeren und sogar ökonomischen Verhältnissen ist hier ein kurzes Wort zu reden. Lenz war nicht in glücklichen äußeren Umständen geboren, die ihn zum Herrn seiner Zeit gemacht und ihm die volle Freiheit der Entwickelung gestattet hätten. Die Arbeit seiner schöpferischen Phantasie sollte zugleich sein Leben fristen; man weiß, wie schwer das ist, zumal in Deutschland. Ein hartes Märtyrerthum war hier auch unserem Dichter verhängt, und er hat es mit Gleichmut, mit Seelenstärke getragen, seinen Adel keinen Augenblick

darüber verloren. Zahlreiche Beweise liegen in seinen Briefen vor, daß ihm stets die Ehre mehr galt als Gewinn; wiederholt hat er verkaufte Manuscripte zurückgenommen, weil er sie für noch nicht reif, für seiner noch nicht würdig hielt. In äußerer Bedrängniß war er genöthigt, den Beutel seiner Freunde in Anspruch zu nehmen, allein er that es nicht leichtsinnig und dachte stets gewissenhaft an die Erfüllung übernommener Verpflichtung, seiner tiefempfundenen Dankbarkeit ward schon gedacht. Leider hat das Bild, das mißgünstiges und leichtfertiges Fabeln von dem Dichter aufstellen wollte, auch eine Beimischung des Verkümmerten, Verkommenen, ja Bettelhaften erhalten; an letzterem mag vielleicht Schuld geworden sein, daß Schlosser mit seiner Collecte allzu eifrig war und des Dichters Familie allzu lässig. Das philisterhafte Behagen in seiner wohlgeordneten Existenz ist gern geschäftig und bereit mit seinem kleinen Geldstolz die Förderer viel höherer Interessen zu verleumden und wo möglich gar von hier aus zu messen.

Ich erinnere schließlich noch daran, daß man nicht versäume, Lenz auch nach seinen Freundschaften zu beurtheilen und zu schätzen. Seine Bekanntschaften waren nicht vorübergehender Art und galten nicht bloß seinem Talent, sie galten seinem Herzen, sie galten dem ganzen Menschen. Schüchtern und befangen, wie er war, so daß er der anmaßenden Selbstgefälligkeit gegenüber verloren Spiel hatte, mußte doch edleren Naturen der Kern seines inneren Werthes bald anschaulich werden: ich nenne unter seinen nahen Freunden Goethe, Herder, Wieland, Lavater, Hamann, Schlosser, Sarasin, unter den Frauen, außer denen, die seine Liebe besessen: Goethe's

Mutter und Goethe's tieffühlende Schweſter, Frau von Stein, Frau Saraſin, und ich ſollte meinen, wer ſo den trefflichſten Männern der Zeit nahe geſtanden, wer in dem Herzen der edelſten Frauen einen ſo ſichern Beſitz erworben, namentlich auch mit ſicherſter Scheidung von Liebe und Freundſchaft, der müſſe geſchützt ſein gegen jeden Vorwurf der Untreue, der Rohheit.

Der Wunſch dieſer Blätter war, der deutſchen Litteratur von neuem einen Dichter zuzuführen, den die urtheilsfähigſten unter ſeinen Zeitgenoſſen nicht umſonſt „den genialen" genannt haben, und dem wir vor allen Dingen auch ein hohes Maaß von Kunſt zueignen müſſen. Sein ſteigender Ruf wird aber beſtehen können ohne ſeinem glücklicheren Freunde, deſſen wachſende Zweige ihn lange genug niederdrückten, irgend wahren Abbruch zu thun. Selbſt auf Menſchliches an dieſem gefeierten Genius gedeutet zu haben, kann ihn nicht herabziehen; jedenfalls geſchah es nur im Intereſſe der Wahrheit. Möge wenigſtens der Name deſſen, der ihn auf der Höhe des Parnaſſus mit „Bruder" anreden durfte, nicht vergeſſen ſein zur Zeit, da jenem der glänzendſte Triumph bereitet wird, der, ſo lange deutſche Sprache beſteht, noch je einem deutſchen Dichter zu Theil geworden, ich meine die öffentliche Aufſtellung der Statue des Dichters in der „Metropole der Wiſſenſchaft". Aber auch in Beziehung auf Lenz war eine Ehrenſchuld abzutragen.

Berlin, Druck von Guſtav Schade.
Marienſtraße Nr. 10.

Im Verlage von A. Charisius (Lüderitz'sche Buchhandlung) Schleuse No. 10 in Berlin erschienen ferner:

Gruppe, O. F., Carl Friedrich Schinkel und der neue Berliner Dom. Nebst Schinkels Bildniß und einem Grundriß. 1843. **1 Thlr.**

Hasper, Elise, Aus der Mädchenwelt. Ein Roman in Briefen zur Veredelung junger Mädchenherzen. Zweite Ausgabe. 1861. 2 Theile. **1 Thlr.**

— — Das Leben in den vier Jahreszeiten. Ein Naturgemälde religiöser Tendenz. Idyll. Zweite Ausgabe. 1861. **12 Sgr.**

Heiberg, Joh. Ludw., Eine Seele nach dem Tode. Eine apokalyptische Komödie. Im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von Dr. F. A. Leo. Elegante Min.-Ausgabe. 1861. geh. **24 Sgr.**
Eleg. geb. mit Goldschnitt **1 Thlr.**

Der Verfasser läßt uns in diesem Gedichte einen Blick über den Tod hinaus werfen, und zeigt uns die Irrfahrten einer „Seele" auf dem Wege zur ewigen Ruhe.

von Klöden, K. F., Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten hohenzollerschen Regenten oder: **Die Quitzows und ihre Zeit.** Zweite Auflage. 1846. 4 Bände mit Abbildungen. (Früherer Preis 10 Thlr.) **4 Thlr.**

REYMOND, W., Etudes sur la Littérature du Second Empire Français depuis le Coup d'Etat du deux Décembre. 1861. **1 Thlr.**

Der Verfasser, durch einen längeren Aufenthalt in Paris auf das Genaueste mit der neuesten französischen Literatur bekannt, auch mit solchen Erscheinungen, welche uns weniger zugänglich sind, zeigt mit großer Unparteilichkeit des Urtheils in diesen Studien den Einfluß des Kaiserreichs auf die Denkungsart und die socialen Verhältnisse der Franzosen, und liefert zu der Geschichte jenes Volkes einen Beitrag von bleibendem Werth.